

Bibliothek der Unterhaltung
und des Wissens


AUS
DER BIBLIOTHEK
VON



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Humoreske „Die Doktorschrift“ von Friedrich Thieme. (S. 82)
Originalzeichnung von W. Zweigle.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

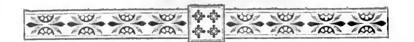
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1898.

Fünfter Band.

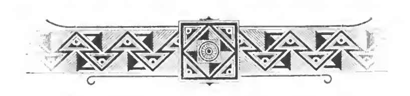
Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Inhalts-Verzeichnis.





Auf stürzendem Thron.

Roman von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Aufgeregt von dem nochmaligen Durchlesen seiner eigenen Darlegung, stand Liberio Romano auf und durchmaß einigemal mit schweren Schritten sein Arbeitskabinett. Das waren Worte, nichts als Worte, was er da geschrieben hatte, leerer Hauch und Schall. Glaubte er damit eine neue Zeit heraufzubeschwören? Zweifelnd, das Hirn zermarternd und suchend nach immer neuen Ideen, Anschauungen und — — Worten, lief er herum. Freilich waren es nur Worte, die er schrieb, aber sie waren diktiert von dem höchsten, besten Gefühl, dessen die Menschenbrust fähig ist — von der Menschenliebe. „Liebet euch untereinander!" lautet das Evangelium der Christenheit. Sollte er allein verdammt sein, es nicht auszuüben, weil er ein Minister war?

Er hatte sich dem König mit Handschlag für die Ruhe der Stadt verbürgt. Nun rückten die Kolonnen der Revolution heran. Immer näher und näher hallte ihr Tritt. Wenn die volkreiche Stadt vor Brudermord und Barri-

kadenkämpfen zu retten war, so konnte es nur in der von ihm ausgeklügelten Weise geschehen.

Bis tief in die Nacht hinein verblieb der Präfekt in seinem Arbeitszimmer. Sein Vorhaben war nicht ungefährlich. Es konnte auch ihm an Kopf und Kragen gehen.

Am anderen Morgen ging das Schreiben ab, und Romano stand in der Präfektur am Fenster, von wo aus er den königlichen Palast übersehen konnte, mit einem Gefühl, als ob er die Wirkung einer Minensprengung beobachtete. Was ging jetzt hinter den braunroten Mauern der Königsburg da drüben vor? fragte er sich. Wie ein weinendes bettelndes Kind an das Haus des Reichen anpocht, so pochte jetzt da drüben die Menschlichkeit, das Erbarmen an die starre Mauer des Prinzips. Würde ihm aufgethan werden? Würde das blutwarme Menschengefühl sprengen, erwärmen und beleben, was das kalte Recht in Jahrhunderten aufgebaut?...

Etwa eine Stunde später sah Liberio Romano, der noch immer in höchster Spannung einer Antwort harrte, einen Adjutanten des Königs aus dem Palast kommen und direkt auf die Präfektur zugehen. Ein leises Zittern überlief ihn. War es entschieden? War es geschehen? Und was war geschehen?

Gleich darauf trat sein Kammerdiener ein und meldete den Offizier, Herrn Rocco di Montalto, in besonderem Auftrag Seiner Majestät.

„Führe ihn sofort hierher. Ich bin zu seiner Verfügung," erklärte der Präfekt rasch. Er konnte vor Aufregung kaum sprechen.

Herr di Montalto trat mit einem stummen Gruß und sehr ernster Miene ein.

„Was befiehlt Seine Majestät?" fragte Liberio Romano fest und sicher.

„Der König wünscht Sie sofort zu sprechen, Excellenz," erwiderte der Adjutant.

„Ich bin bereit. Gehen wir, Herr di Montalto. Wie geht es Seiner Majestät? Ist er wohlauf?"

„Offen gestanden, Herr Präfekt, ich weiß es nicht. Ich habe den König noch nie so wie heute gesehen."

„Inwiefern?"

„Excellenz," fuhr der Offizier zögernd und etwas betreten fort, „der König hat geweint."

„Geweint?" fragte der Präfekt mit zitternder Stimme.

„Wie ich schon sagte, ich habe ihn nie so gesehen, wie heute morgen, seit — — seit er Ihre Eingabe empfangen hat. Er beklagte sich bitter über seine Umgebung und behauptet, er habe niemand, auf den er sich verlassen könne, und der ihm nackt und klar die Wahrheit sage."

„Kommen Sie, Herr di Montalto. Kommen Sie. Er soll sich nicht länger darüber beklagen."

Sie gingen. Welcher Unterschied, dachte der Präfekt im Gehen. Während er noch vor wenigen Monaten oft stundenlang vergeblich im Palast antichambriert hatte, wurde er jetzt eiligst befohlen — als letzter Ratgeber.

Als sie über den Platz gingen, wunderte sich der Präfekt, nicht mehr Aufregung unter der Bevölkerung wahrzunehmen. Die Eselkarren wurden wie immer in den volkreichen Straßen hin und her gekarrt, wie immer liefen die Leute ihren tausendfältigen Hantierungen nach, wie immer stritten, zankten, lärmten und schrieen sie — um das tägliche Brot. Die Not des Tages hat kein Verständnis für neue Geschichtsepochen. Die Sorge um das tägliche Brot taucht Tag um Tag in graues Einerlei. Aber gerade deshalb erschien sie dem Präfekten wie etwas Heiliges, Unantastbares, des Schutzes bedürftig. „Die Arbeit des Bürgers ist das Blut im Körper der Neuzeit,"

dachte er, sie mußte man hegen und pflegen, schützen und bewahren mit ganzer Kraft.

Mit diesem Gedanken stieg er zu den Königsgemächern des alten Palastes hinauf. Hier hatte sich die neue Zeit schon energischer, bestimmter und finsterer angemeldet. Wo waren all die goldbetreßten Halunken, die sonst in diesen hohen, würdig-ernsten Hallen und Gängen herumgeschmarotzt und Verbeugungen gemacht hatten? Die langen Gänge und hohen Säle gähnten in gespenstischer Oede und Leere, jeder Schritt auf den glatten Steinfliesen weckte ein hallendes Echo. Soldaten, bezahlte Söldner aus der Schweiz — die letzten treuen Seelen — standen mit aufgepflanztem Bajonett vor den Zimmern des Königs. Man hätte glauben können, in einer belagerten Festung, aber nicht in dem sonnig-heiteren, sonst so fröhlichen und vom Lachen widerklingenden Königspalast des schönen Neapels zu sein.

„Seine Majestät erwartet Sie auf der Terrasse, Herr Präfekt," sagte einer der wachhabenden Offiziere.

Der Präfekt begab sich — allein — nach der großen, herrlichen Gartenterrasse, die am Süden des Palastes hinläuft. Von hier aus übersah man den Hafen mit seinem lebhaften, lauten Treiben, das Meer, die Küsten des Golfes von Neapel. An einem der Auslugpunkte, nachdenklich an einen Palmenstamm gelehnt, fand er den König, wie er mit thränenschimmernden Augen über Land und Meer, über sein Land und sein Meer, das er verlassen und verlieren sollte, hinausblickte. Wird schon dem Fremden der Abschied von dem schönen Neapel so schwer und schmerzlich, wie viel mehr mußte nicht das Herz des Herrn und Herrschers darunter leiden, für den es nach menschlicher Berechnung kein Wiedersehen gab.

„Majestät haben befohlen," begann der Präfekt mit einer tiefen Verbeugung.

„Ah, Sie sind es, Herr Präfekt!“ fuhr der König aus tiefem Brüten auf. „Also Sie sind wirklich gekommen?“

„Majestät?“ fragte der Präfekt etwas erstaunt.

„Ich danke Ihnen dafür. Sie dürfen mir nicht übelnehmen, daß ich einen Augenblick zweifelte und dachte, Sie wären auch den Weg der übrigen gegangen. Sie sehen ja, wie es hier steht. Ich bin allein!“

Um die Lippen des Königs zuckte es schmerzlich. Die Thränen traten ihm in die Augen. Auch Liberio Romano war bewegt und wollte irgend etwas sagen, etwas Tröstliches, etwas Ermutigendes oder Beschönigendes. In gewissen Fällen ist eben auch eine Lüge eine Wohlthat.

Der König kam ihm aber zuvor und fuhr fast heftig fort: „Nein, sagen Sie nichts, Herr Präfekt, ich bin belogen worden genug — zum Dank für die Wohlthaten, die ich auf Hunderte und Tausende gehäuft, hat man mich schmählich hintergangen. O, Sie wissen nicht, wie mir zu Mut ist, einem Könige, der Tausende aus dem Staube gehoben, zu Glanz und Ansehen gebracht hat und nichts dafür erntet, als den Fluch von Millionen, während er nicht einmal weiß, weshalb man ihm flucht, der keine Ahnung hat, was die Schurken, die sich unter der Maske ergebener Treue und aufopfernder Pflicht an seinem Tisch mästeten, dem Volke in seinem Namen gethan, welche Verbrechen sie im Lande verübt haben. Allein, von allen meinen Kreaturen verlassen, mit der Verantwortung belastet nicht nur meiner Regierung, sondern aller anderen vorhergegangenen, stehe ich der siegreichen Revolution gegenüber. Man läßt mich nicht meine Sünden, sondern die Sünden des Systems, das heißt die Sünden des letzten Jahrhunderts, büßen, Sünden, die begangen wurden, als ich noch gar nicht geboren war — wahrlich, Sie wissen nicht, wie es einem solchen König zu Mut ist, Herr Präfekt.“

Es trat eine kleine Pause ein. Der König wandte sich mit thränenumflorten Augen ab und sah hinaus über das Land, das Land „seiner Väter", wie die Höflinge sich früher ausgedrückt hatten, und das jetzt im wilden Aufruhr, in Wut und Verzweiflung gegen ihn aufstand. Sein schönes Land, sein Paradies, sein verlorenes Paradies!

„Und doch hat die Vorsehung in die Hand Eurer Majestät eine Macht gelegt," begann der Präfekt dann wieder mit leiser, eindringlicher Stimme, „die Sie gerade jetzt zum unvergänglichen Ruhme der Bourbonen, zum hellstrahlenden, durch alle Zeiten leuchtenden Beispiel anwenden können."

„Was meinen Sie?" fragte der König kurz zurück.

„Geben Sie Ihrer Hauptstadt den Frieden, Majestät. In Ihrer Hand liegt es jetzt, die Greuel von Palermo, Milazzo, Messina von dem schönen, volkreichen Neapel, Ihrer geliebten Residenz, abzuwenden. Denken Sie an die entsetzlichen Folgen eines Bombardements für Neapel, dessen enge Gassen und himmelhohe Häuser vollgepfropft sind von unschuldigen Kindern und Frauen, Bürgern, Arbeitern, die ahnungslos vertrauend ihren tausendfältigen Beschäftigungen nachgehen. Geben Sie das Beispiel eines großen Charakters, Sire, eines edlen Menschen, und ersparen Sie Neapel den Straßenkampf."

„Sie meinen, dadurch, daß ich fortgehe?"

„Ja."

„Man wird mich für feig halten."

„Nur ein Narr könnte das thun," versetzte der Präfekt rasch, „während jeder christlich denkende Mensch Ihren Rückzug als eine Heldenthat, als einen freiwilligen Verzicht auf einen Sieg erklären wird, der mit so gräßlichen Opfern erkauft sein würde. Ihre Tapferkeit zu beweisen, Sire, dazu haben Sie Gelegenheit noch jeden Tag, wenn

Sie sich in die festen Plätze des Landes werfen. Ihren Edelmut, Ihre hohe, schöne Menschlichkeit zu beweisen, haben Sie nur jetzt Gelegenheit, indem Sie Neapel nicht zum Kampfplatz machen."

„Herr Präfekt," erwiderte der König tief seufzend, „Sie thun, als ob es so leicht wäre, Neapel aufzugeben, wie irgend eine andere Stadt. Es giebt nur ein Neapel auf dieser Welt."

„Um so größer ist Ihr Verdienst, Sire, um so sicherer ist Ihnen die ewige Dankbarkeit der Stadt. Und auch das, Majestät, dürfte in jedem Falle seine schönen Früchte tragen."

Das Rauschen eines Kleides und ein rascher, leichter Schritt ließ sich auf dem Asphalt der Terrasse hören, und als sich die beiden umsahen, trat eben die Königin in einem einfachen, enganliegenden dunkelgrauen Seidenkleid auf sie zu, ein Papier in der Hand.

„Was giebt's, Maria Sofia?" fragte der König.

„Lesen Sie, Sire. Dies brachten soeben reitende Boten. General Garibaldi trifft heute nacht in Salerno ein."

„Heute nacht schon?" warf der Präfekt überrascht ein. „So ist anzunehmen, daß er morgen schon vor den Thoren Neapels steht. Majestät, lassen Sie sich beschwören," fuhr er mit erhobener Stimme fort und ließ sich vor dem König auf ein Knie nieder, „und geben Sie Neapel den Frieden. Mehr wie zehn gewonnene Schlachten wird man Ihnen diese hochherzige That anrechnen."

„Stehen Sie auf, Herr Präfekt; nicht so," rief der König rasch und aufgeregt, „stehen Sie auf!"

„Nicht eher, als bis Sie mir — als echter König — eine beruhigende Zusicherung gegeben haben."

„Stehen Sie auf — Sie — — Sie werden mit mir zufrieden sein, Herr Präfekt."

Dieser stand rasch auf und küßte dem König die Hand. Der schwere, schmerzliche Entschluß war gefaßt. Der König gab seine Hauptstadt Neapel auf.

Als die guten Bürger von Neapel am nächsten Morgen erwachten, erfuhren sie, daß König Franz II. in der Nacht Neapel verlassen und sich in die Festung Gaëta geworfen habe.

21.

Massilli lag nun schon fast sechs Wochen in der Zelle des Marinehospitals und betrachtete die Welt von seiner Krankenstube aus ziemlich griesgrämig und mürrisch. Da er von Zeit zu Zeit durch die Gunst eines Wärters, dem Assunta Geld gegeben hatte, Zeitungen erhielt, so wußte er wohl, was in dieser Zeit geschehen war, und freute sich natürlich über den raschen Fortgang seiner Sache, gleichzeitig ärgerte er sich aber auch, daß er, elend und gefangen wie er war, nicht dabei sein konnte, wo man sich für die Befreiung des Vaterlandes schlug.

Er hätte ja wohl aufstehen können und ging auch oft im Zimmer hin und her, wenn es gerade unbeobachtet geschehen konnte. Seine Wunden waren nahezu geheilt, sein Zustand körperlich recht erträglich, aber eingedenk der Botschaft Beatrices mußte er sich noch immer erschrecklich schwach und krank stellen, um einem Verhör aus dem Wege zu gehen. Außerdem hätte es ihm nichts genützt, jetzt gesund zu werden, denn er hätte alsdann das Hospital mit dem Gefängnis vertauschen müssen.

So saß er an einem schönen, heiteren Septembermorgen, einem prächtigen, herbstklaren Tag, wie ihn nur die sonnigen Ufer des lieblichen Tyrrhenischen Meeres kennen, am Fenster seiner Krankenstube und schaute hinaus auf das im tiefsten, reinsten Blau ruhende Meer, als er ein fernes, sonderbares, verworrenes Brausen und Tosen hörte, wie wenn Tausende und aber Tausende von Stimmen in

der Ferne gerufen und geschrieen hätten. Was konnte das sein? Fragen wollte er nicht. Er war schon froh, wenn man ihn in Ruhe ließ, und vermied es, soviel er konnte, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Er war sehr zufrieden, daß man ihn seit einigen Tagen mehr und mehr unbeachtet ließ. Kaum daß sich die Wächter einmal flüchtig in seiner Stube blicken ließen, verschwanden sie auch schon wieder, als ob sie Anderes, Wichtigeres zu thun hätten. Seit einer ganzen Woche schon hatte man ihn nicht mehr aufgefordert, Aussagen zu machen. Er wußte nicht, woher diese Schonzeit für ihn kam, hütete sich aber wohl, sie durch unzeitige Fragen zu unterbrechen oder in Frage zu stellen.

Immer näher und näher hörte er das rätselhafte Lärmen und Schreien, und dann donnerten plötzlich die Kanonen des Forts Sant' Elmo Schuß auf Schuß auf die Stadt hernieder. Massilli wurde schreckensbleich. Was war geschehen? War die Revolution nun auch in Neapel ausgebrochen? Stand man sich auch hier im blutigen Barrikadenkampf gegenüber?

Um ihn herum war alles still und tot. Sogar die Wache, die er unten im Vorhof des Hospitals immer mit aufgepflanztem Bajonett hatte herumgehen sehen, war heute nicht zu sehen. Er stand auf und lauschte an der Thür. Es war die Stunde, um die ihn der Arzt gewöhnlich besuchte. Auch dieser ließ sich nicht blicken. Er war wie von Gott verlassen. Niemand war da!

Offenbar gingen große, gewaltige Ereignisse in der Stadt vor. Die Kanonade vom Fort Sant' Elmo wurde immer stärker, die Fenster seiner Stube zitterten und klirrten bei jedem Schuß infolge der Lufterschütterung, und dann mischte sich das Läuten der Glocken in der Stadt darein. Das war kein Läuten zum Gebet und zur Messe, das war ein brausendes, mächtiges Hallen und

Dröhnen über die ganze Stadt hin wie Sturm und Aufruhr. In atemloser Spannung lief Massilli, wie ein Löwe in seinem Käfig, in seinem Zimmer hin und her. Hinaus konnte er nicht, weil die Thür von außen verschlossen war. Nun lauschte er bald am Fenster, bald an der Thür hinunter in die Stadt, wo das Getöse immer mehr und mehr wie ein Orkan anschwoll, während im Hospital selbst eine Totenstille herrschte. Alle Welt schien fortgelaufen zu sein.

„Mein Gott," seufzte Massilli wieder und wieder, „was geht da vor? Was ist geschehen?"

Da hörte er plötzlich eine Stimme durch die Gänge des Hospitals schallen, laut, durchdringend, jubelnd, so daß ihm der Atem stockte bei ihrem Klang.

„Stefano!" rief es hallend mit zitternder Wucht. „Stefano! Wo bist du? Stefano!"

Das war die Stimme Beatrices. Wie kam sie nur hierher?

Massilli wußte vor Aufregung nicht mehr, was er that. Mit wilder Kraft stemmte er sich gegen die Thür, rüttelte und schüttelte daran, so daß das morsche Ding in allen Fugen krachte. Aber das Schloß widerstand. Keuchend lauschte er wieder hinaus.

„Hierhin, Excellenz," hörte er die Stimme Assuntas, „nicht dort hinüber."

War denn kein Mensch draußen, der ihnen den Weg zeigen konnte? fragte sich Massilli wieder.

„Stefano! Stefano!" hörte er wieder rufen, aber ganz in seiner Nähe.

Gleich darauf wurde die Thür von außen aufgerissen — da stand sie vor ihm, schön wie nie, mit hellen, in der Aufregung funkelnden Augen, groß, hoch aufgerichtet, die Arme ausbreitend.

„Beatrice!" stammelte er, und im nächsten Augenblick

lagen sie sich schluchzend und zuckend vor innerer Erregung in den Armen.

„Dio mio!“ stöhnte Assunta drollig aufatmend, „das hieß laufen. So rasch bin ich noch nie über Treppen und Korridore gekommen. Das war ja die reine Jagd, Excellenz. Barmherziger Heiland droben, wie sie dastehen! Wie verzaubert. Wir müssen fort, Excellenz. Sie sperren uns sonst die Straßen ab. Sie hören mich nicht. Wir werden schön ins Gedränge kommen. Ha, das Schießen! Himmel, ich werde noch taub werden von all dem Lärmen. So ein Tag war noch nie da, solange die Welt steht.“

Assunta brauchte sich mit diesen halb scherzenden und lachenden, halb seufzenden Bemerkungen durchaus nicht zu beeilen. Es dauerte eine ziemliche Weile, ehe sich Stefano und Beatrice so weit erholten, daß sie an das Zunächstliegende einigermaßen vernünftig und zusammenhängend denken konnten.

„Beatrice,“ flüsterte endlich Massilli hastig und drängend, „was ist geschehen? Was geschieht noch? Wie kommst du hierher?“

„Aber weißt du denn nicht —?“

„Was soll ich denn wissen? Ich höre und sehe, daß etwas Außergewöhnliches vorgeht, aber weiß nicht was. Erkläre mir —“

„Du weißt nicht, daß der Diktator soeben in die Stadt einzieht?“

„Der Diktator? Welcher Diktator?“

„Der Diktator des früheren Königreichs beider Sizilien, der General Garibaldi!“

„Des früheren Königreichs — — Garibaldi in Neapel? Mir schwindelt der Kopf. Und das Schießen vom Castello Sant' Elmo?“

„Es sind Freudenschüsse, und auch das Glockenläuten und das Schreien des Volkes sind freudige Kundgebungen.

Komm nur und sieh selbst. Du bist frei und kannst hingehen, wohin du willst. Es ist eine allgemeine Amnestie für politische Gefangene erlassen. So steh doch nicht so wie im Traum!"

„Und der König? Und die bourbonischen Truppen?" fragte Massilli noch immer starr vor Staunen.

„Der König hat gestern nacht Neapel verlassen und zieht, wie es heißt, alles, was ihm noch an Truppen verblieben ist, in der Festung Gaëta zusammen."

„Und dein Vater?"

„Der hat alle Hände voll zu thun mit dem Empfang Garibaldis, sonst wäre er selbst gekommen, um dich zu holen. Aber nun komm, sonst versperrt uns das Gedränge wirklich die Straßen, und wir können nicht fort. Höre nur das Rufen und Schreien, das Schießen und das Läuten von allen Türmen. Es ist ein großes Fest."

Allmählich dämmerte dem jungen Offizier das Verständnis der Vorgänge. Zunächst in dem Glauben befangen, daß Neapel ein zweites Palermo mit allen blutigen Greueln des Bürgerkrieges werden müßte, sah er nun allmählich ein, daß es der Staatskunst des Präfekten Liberio Romano in irgend einer Weise gelungen sein mußte, die Straßenkämpfe in Feste zu verwandeln. Was er aber noch immer nicht begriff, das war die verblüffend rasche Anwesenheit des Generals Garibaldi. Kaum sechsunddreißig Stunden, nachdem der König die Stadt verlassen hatte und seine Truppen zum Teil noch in der Stadt standen, war er schon da und hielt seinen Einzug. Nach Massillis Berechnung standen die Freischärler noch in Calabrien, drei bis vier Tagemärsche von Neapel. Auch die angestrengtesten Gewaltmärsche, hatte er geglaubt, könnten sie nicht vor Ende der Woche nach Neapel bringen.

Was er indessen von allen hastig hingeworfenen, kurz abgerissenen Mitteilungen, die ihm Beatrice machte, am

raschesten begriff, das war, daß er frei sei. Natürlich! Der General würde seine eigenen Offiziere nicht in der Gefangenschaft halten, wenn er selbst in der Stadt war. In weniger als zwei Minuten war Massilli zum Fortgehen bereit. Zum Glück waren seine Effekten, seine Waffen in dem Zimmer selbst, das ihm so lange als Krankenstube gedient hatte. Beatrice und Assunta reichten ihm rasch das Notwendige, und bald waren sie mit ihm draußen in den Gängen. Nirgends war jemand zu sehen. Die Wachen waren eingezogen, die Beamten einfach davongelaufen. Selbst wenn sich Massilli hätte abmelden wollen, es wäre niemand dagewesen, bei dem es geschehen konnte. Wahrscheinlich waren die Leute der Meinung, das Hospital ginge sie nun nichts mehr an, sondern die neue Regierung. Vielleicht waren sie auch, vom allgemeinen Jubel mit fortgerissen, der Menge nachgelaufen, um den Diktator, den Befreier, den Retter des Volkes, den die Leute wie einen Gott empfingen, zu sehen.

Wenn Neapel Feste feiert, so macht es eher den Eindruck eines riesigen Tollhauses, als den einer Stadt, und besonders heute, wo die Stadt das Fest einer Wiedergeburt, einer politischen und sozialen Umgestaltung beging, wo es galt, dem großen Nationalhelden Garibaldi die Liebe des Volkes zu zeigen, schien alles außer Rand und Band geraten zu sein. Hunderttausende von Einwohnern der Stadt und der Provinz füllten in Kopf an Kopf gedrängten Massen Straßen und Plätze, Balkone und Dächer. Auf allen Bäumen und Laternenpfählen saßen Jungen, jeder Treppenabsatz, der einen erhöhten Aussichtspunkt bot, umgestürzte Eselkarren, Droschken, Omnibusse, Fässer, Kisten, Stühle, Tische und Bänke, die aus den Wohnungen auf die Straßen getragen worden waren, alles mußte zur Befriedigung der Schaulust dienen. Ueberall knatterten Feuerwerkskörper, dieser zu dem Begriff eines

Festes in Neapel unerläßliche Sport, so daß man in Wahrheit an eine Schlacht glauben konnte. Dazwischen brummten und dröhnten die Kanonen von Sant' Elmo, die Glocken der Kirchen, das Geschrei und Evivarufen der Menge, das Händeklatschen — ein Narrenhaus war ein Friedhof dagegen. Kein Mensch glaubte existieren zu können, ohne möglichst großen Lärm zu machen.

Aber Neapel ist nicht nur die lauteste von allen Städten der Welt, seine Einwohner sind auch vor vielen anderen Leuten von der Natur bevorzugt durch einen außerordentlich lebhaften Sinn für Farbe und Form. Als Massilli und seine Begleiterinnen in einem ziemlich elenden Mietwagen auf den Toledo zu gelangen versuchten, um von da aus die Präfektur zu erreichen, sah man von jedem Balkon der sanft ansteigenden großen Hauptstraße von Neapel Tücher und Teppiche wehen, Guirlanden waren über die Straße hinweg und an den Häusern entlang geschlungen — ein wunderbarer, bunter und großartiger Anblick.

Es war unmöglich, durchzukommen, und so mußten die drei durch kleine schmale Gäßchen auf großen Umwegen der Präfektur zustreben. Nach vielen Hindernissen und ernstlichen Gefahren für das kleine gebrechliche Fahrzeug, das einzige, das Massilli in der Verwirrung hatte auftreiben können, kamen sie endlich in den Nachmittagsstunden dort an und nahmen auf einem der Balkone Platz. Sie konnten von dort aus sowohl den riesigen Platz vor ihnen, wie auch den königlichen Palast und den Toledo übersehen. Gegenüber der Präfektur stand der Palazzo della Foresteria, welcher, wie Beatrice dem Capitano mitteilte, zum ersten Absteigquartier des Diktators ausersehen war.

Nie ist irgend ein Herrscher von seinem Volk in einer Weise empfangen worden, wie Giuseppe Garibaldi am

7. September 1860 in Neapel. Nicht nur Massilli, sondern alle Welt hatte den Eroberer von Sizilien und Neapel in einem Aufzug mit glänzendem militärischen Gefolge, inmitten zahlreicher jauchzender Truppen erwartet — und siehe da, ein einzelner, einfacher Mann zu Pferde, im roten Hemd und mit rotem Barett auf dem Kopfe, aber das freie, offene Gesicht strahlend und freudig auf die unübersehbaren Volksmassen gerichtet — so ritt Garibaldi langsam den Toledo herunter. Ein rasender Lärm umtoste ihn, Blumen warf man ihm von allen Balkonen zu, Frauen und Mädchen aus dem Volk drängten sich mit Lebensgefahr zu ihm durch, um seine Hände zu küssen, Kinder hob man ihm von allen Seiten entgegen.

An der Foresteria standen etwa achtzig Mann Garibaldianer als Ehrenwache. Das waren seine einzigen Truppen in der Stadt, während in demselben Augenblick noch etwa viertausend bourbonische Jäger auf der Straße nach Capua davonmarschierten.

Massilli sah diese imposante Kundgebung des Volkes wie im Traum an. Das sah anders aus, wie seiner Zeit in Palermo, wo an jeder Ecke eine Barrikade stand und in den Straßen tagelang das Bürgerblut floß. Und wem hatte man das alles zu danken? Wer hatte Tag und Nacht gesorgt, wer hatte die verzweifeltsten Anstrengungen gemacht, sich selbst in die Schanze geschlagen, seine eigene Existenz gewagt, um der Stadt den Frieden zu erhalten?

„Wo ist der Präfekt, Beatrice?“ fragte Massilli.

„Drüben in der Foresteria. Er ist von allen bourbonischen Würdenträgern noch der einzige, der in Neapel anwesend ist, um den Diktator zu empfangen und in das Chaos Ordnung zu bringen,“ antwortete Beatrice stolz....

Es dunkelte schon, als Liberio Romano erschöpft und todmüde in die Präfektur zurückkam. Auf seinem Arbeits-

tisch fand er ein Schreiben vor, das kaum zehn Minuten vorher von einem Feldjäger aus der Foresteria gebracht worden war.

Es war sehr kurz und charakteristisch und lautete:

„Der Diktator verfügt: Herr Liberio Romano ist als Minister des Innern bestätigt. Neapel am 7. September 1860. Giuseppe Garibaldi."

— — — — — — — — — — — —

Auch für den „alten Freund" des neuen Ministers des Innern, für den Instrukteur Don Taddeo Massaccio, sollte der Umschwung der Verhältnisse in Neapel nicht ohne wohlthätige Folgen vorübergehen. Nächst den dreiunddreißig Verschworenen vom Vicolo San Sebastiano, welche durch Liberio Romano vor den unberechenbaren Folgen ihrer übereilten Hitze dadurch bewahrt worden waren, daß er ihnen hinter Schloß und Riegel Gelegenheit gab, sich abzukühlen, erfreute sich auch Don Domenico Perotti, der Vater der schönen Luigia von der Rampa Brancaccio, der Wohlthaten der Amnestie für politische Verbrecher.

Don Taddeo sah natürlich darin einen Wink des Schicksals. Mit der rührenden Bescheidenheit, die diesen vortrefflichen Patrioten auszeichnete, unternahm er es, diese Befreiung Don Domenicos als sein Werk hinzustellen und den dafür bedungenen Preis einzuheimsen. Bei dieser Gelegenheit begegnete ihm freilich eine kleine Unannehmlichkeit, die ihm beinahe den Hals gekostet hätte. Als er nämlich aus seiner Wohnung an der Rampa Brancaccio den eigentümlichen Zickzack dieser Straße herabschritt, um sich, parfümiert und frisch frisiert, in höchster Eleganz zu seinen künftigen Schwiegereltern zu begeben, begegnete ihm an einer Biegung der steilen, abschüssigen Straße — ein längst Totgeglaubter!

Wie aus der Erde hervorgestiegen, stand plötzlich Felice

Camboni, der vermeintlich gehängte Bauer aus dem Gefängnis des Castello del Carmine vor ihm, in einem roten Garibaldianerhemd, das Käppi keck auf dem Hinterkopf, den Bart lang und struppig, staubig, als ob er eben von der Landstraße, vom Marsch käme, in dem breiten, sehr soliden Ledergürtel zwei Pistolen.

Don Taddeo war bei dieser gerade in diesem Augenblick höchst unangenehmen Begegnung nun seinerseits mehr tot als lebendig. Der plötzliche Schreck raubte ihm die Sprache, die eben frisch frisierten und sorgfältig pomadisierten Haare sträubten sich unter dem neuen Cylinder, seine dünnen Beine knickten in sonderbarer Weise zusammen, so daß es aussah, als ob er dem Totgeglaubten zu Füßen fallen wollte.

Auch Felice schien nicht sehr zu einer Unterhaltung in Worten mit Don Taddeo aufgelegt zu sein. Eigentümlich gurgelnd, wie von der inneren Wut erstickt, schrie er heiser: „Hundesohn! Hundesohn!" und packte ihn mit seinen nervigen Fäusten am Halse, um ihm die Kehle zuzudrücken. Er hatte sich's geschworen, nicht einmal, sondern Hunderte von Malen, ihn beim ersten Zusammentreffen, wo immer es auch sei, zu würgen, und er hielt seinen Schwur. Der schöne neue Cylinder fiel Don Taddeo vom Kopfe und rollte kläglich über eine Seifenwasserpfütze, die müde und träg die Stufen der Rampe hinabfloß, abwärts, die Augen traten stier heraus, und der ganze kleine Mann machte in seiner zitterigen Erbärmlichkeit und Todesangst mehr den Eindruck einer herausstaffierten Puppe, wie man sie manchmal in Modewarenmagazinen sieht, als eines lebendigen Menschen.

„Herr Hauptmann, Gnade!" ächzte er in seiner Bedrängnis, und je nachdem ihm der derbe Griff Felices Luft ließ, „Herr Oberst — — Herr General — Gnade — Gnade — —"

Schon einmal war Don Taddeo in eine ähnliche, auch plötzlich über ihn hereinbrechende üble Lage geraten, nämlich damals, als ihn der arme Puppenspieler, dem er die Puppen gestohlen hatte, aus seinem Spielkasten hervorgezogen und durchgebläut. Aber damals war er mit einer gehörigen Tracht Prügel davongekommen, während es ihm jetzt im buchstäblichen Sinn des Wortes an den Kragen ging. Sein letztes Stündlein schien gekommen zu sein. Er wurde bereits ganz blau im Gesicht und schon halb bewußtlos winselte er wieder: „Ich will — — alles — — bekennen, ich — — ich bin unschuldig, Herr Oberst, Gnade — — Gnade — Herr General — —"

„Hundesohn! Hundesohn!" knirschte Felice wieder.

Wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht in diesem Augenblick zwei Polizisten, die mit Felice gekommen zu sein schienen, hinter diesem um die Ecke bogen und den armen Don Taddeo aus den Fäusten seines ungestümen Gegners befreit hätten.

„Ist er das, Korporal?" fragte der eine.

„Er kann's nicht leugnen. Er ist's," keuchte Felice noch immer zitternd vor Wut. „Bist du nicht der größte Schuft in Neapel? Sprich! Bist du's oder bist du's nicht?"

„Ich will alles, alles sagen, nur schützt mich vor diesem Manne," heulte Don Taddeo.

„Seid Ihr Taddeo Massaccio?" fragte der andere Polizist, dem die Feststellungen Felices nicht zu genügen schienen.

„Ja, so heiße ich. Ich — —"

„So kommt. Ihr seid verhaftet wegen Anstiftung zum Mord. Kommt. Ihr müßt Quartier im Castello del Carmine nehmen und dort abwarten, was aus Euch wird. Vorwärts!"

Die behandschuhten Hände hübsch solid auf dem Rücken

zusammengeschnürt, rechts und links von einem Polizisten flankiert, führte man Don Taddeo die Rampe hinauf. In einer Anwandlung von Gutmütigkeit klaubte Felice den Cylinder Taddeos wieder aus der Pfütze auf und stülpte ihn dem Instrukteur mit gewissenhafter Energie über die Ohren. Schön sah er nicht gerade aus.

Die ganze Rampa Brancaccio lief zusammen und beehrte den ehemaligen Polizeispitzel mit nicht besonders schmeichelhaften Zurufen. Auch die hübsche Luigia stand unter der Hausthür, als man Don Taddeo vorüberführte. Sie schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und bettelte ihrem Vater zwei Bajocchi ab, um ihrem Schutzheiligen, dem San Rocco an der Porta Nolana, in der Dankbarkeit ihres Herzens eine Kerze dafür zu weihen.

22.

Wenn nun auch Neapel in dieser Weise vor den äußersten Greueln des Bürgerkrieges, von Straßenkämpfen und Beschießung verschont blieb, so war damit doch das Trauerspiel des stürzenden Bourbonenthrones noch nicht zu Ende. An den Marken des Reiches, als ob man es nicht über sich hätte gewinnen können, das schönste Reich der Welt ohne die verzweifeltste Gegenwehr zu verlassen, spielte sich der letzte Akt mit ergreifender Wehmut und packender Tragik ab.

Die Verteidigung der Festung Gaëta, darüber waren Freund und Feind einig, bildete eine der glänzendsten Waffenthaten der neueren Geschichte. Kurz und charakteristisch heißt es in den damaligen Berichten: Der einzige Mann in der fallenden bourbonischen Regierung war — eine Frau, nämlich die Königin, eine deutsche Fürstin. Die Welt staunte über diese Frau. Sie allein leitete die Verteidigung des letzten, mächtigen Bollwerks einer mehr als hundertjährigen Dynastie mit einer Umsicht und

Unerschrockenheit, die auf allen Seiten Bewunderung und Staunen hervorrief. Unermüdlich Tag und Nacht thätig, war sie in den Kasematten und auf den Wällen, wo sie die entmutigten Truppen zu neuen Anstrengungen, zu weiterer Ausdauer und Treue hinriß, ein Gegenstand der Begeisterung für ihre Anhänger, ein Schrecken für ihre Feinde. Eine Frau! Eine neue Semiramis, die lieber unter den Trümmern ihres Reiches zu Grunde gehen, als es aufgeben wollte. Maria Sofia hieß die letzte Stütze des fallenden Thrones, der letzte Stern der Bourbonenherrscher in Neapel.

Und doch waren ihre Anstrengungen vergebens. Sie stand einem Feind gegenüber, der, unüberwindlich, unbesiegbar, alles ihm Widerstehende niederschmetternd, unaufhaltsam vorwärts stürmte und dieser Feind war — die neue Zeit. Das Schicksal hatte Maria Sofia von Bayern auf einen Thron gesetzt, der schon von der Zeit gezeichnet war, als sie ihn bestieg, und wenn sie auch eine heroische Frau war, so konnte sie doch das Rad der Zeit nicht zurückdrehen. Gaëta fiel, und der König nahm in der ewig denkwürdigen, rührend wehmütigen Proklamation vom 13. Februar 1861 von dem „Lande seiner Väter", dem schönen Königreich beider Sizilien Abschied. Maria Sofia ließ sich mit ihrem Gemahl zu Rom nieder, bis sie 1870 in ihre Heimat, nach Bayern, zurückkehrte. König Franz II. starb am 27. Dezember 1894.

— — — — — — — — — — — — —

Herbst und Winter waren vergangen, und ein neuer Frühling mit frisch keimenden Reizen, mit tausendfältigen Blüten und Düften war über die Königin am blauen Meer, über das Paradies der Erde, über Neapel hereingebrochen. Das Alte war gestürzt, der bourbonische Königsthron in Gaëta, der letzten Zuflucht des unglücklichen jungen Königs, zusammengebrochen, der Traum des jungen Italiens in

Erfüllung gegangen, die „Italia una“ von den Alpen bis zum Aetna unter Vittorio Emanuele zur Thatsache geworden.

Auf der berühmten Straße, die sich von Neapel aus am Meere hin auf den Posilipo hinaufwindet, einer der schönsten Straßen der Welt, bewegte sich langsam eine stattliche Equipage, in der Seine Excellenz Liberio Romano mit seiner Tochter Beatrice nebst deren Gemahl, dem Colonello Massilli in der kleidsamen Tracht eines italienischen Kavallerieobersten, saßen. Die beiden letzteren waren eben erst aus der jetzigen Garnison Massillis in Neapel angelangt, und es gab daher unter den drei Personen vieles zu erzählen.

„Er ist also tot?“ fragte Massilli überrascht und lebhaft.

„Ja,“ antwortete Romano, „vor kaum acht Tagen ist er im Untersuchungsgefängnis gestorben.“

„Und Sie haben ihn noch kurz vor seinem Ende gesprochen?“

„Er ließ mich zu sich rufen. Ich hörte, wie es mit ihm stand und wollte ihm eine letzte Bitte nicht unerfüllt lassen. Mein Gott, schließlich sind wir doch alle Menschen und mit menschlichen Schwächen und Fehlern behaftet, warum also gerade einem Herzog di San Valtosa die seinen bis über das Grab hinaus nachtragen?“

„Und wie fanden sie ihn?“

„Im letzten Stadium der Schwindsucht. Er hätte wohl keinenfalls ein langes Leben gehabt, wenn auch anzunehmen ist, daß die Ereignisse der letzten Zeit, die lange Haft, die schwere Anklage, unter der er stand, und — die fast sichere Aussicht auf eine mehrjährige Zuchthausstrafe sein Ende beschleunigt haben.“

„Und der andere, sein Mitangeklagter — wie hieß er doch?“

„Sie meinen Don Taddeo Massaccio?“

„Ja. Was ist aus dem Buckligen geworden? Ist er auch tot?"

„Ach bewahre! Der Halunke hat ein zähes Leben. Einstweilen wird man ihm aber den Spaß wohl etwas versalzen. Er ist zu fünf Jahren Zwangsarbeit verurteilt, aber ich bin überzeugt, daß er sie auch überdauern wird. Nur hat er außerdem Landesverweisung. Er wird sich also nach Verbüßung seiner Strafe ein anderes Feld für seine Kunststückchen suchen müssen."

Der Wagen bog jetzt in die schmale Dorfstraße des hoch oben auf dem Kamm des Posilipo gelegenen Dorfes gleichen Namens ein. Beatrice, die im Fond der Equipage saß, und deshalb die Straße entlang sehen konnte, lächelte plötzlich mit ihrem ganzen sonnigen Gesicht und sagte lustig: „Dort kommt sie uns schon entgegengesprungen. Wie nett sie aussieht in ihrem Brautstaat. Wahrhaftig, sie scheint gewachsen zu sein. Und die Augen! Wie das glitzert und funkelt! Sieh doch, Stefano! Sieht sie nicht zum Küssen aus?"

Massilli saß ihr gegenüber. Er mußte sich also umdrehen, um zu sehen, was vor dem Wagen, der jetzt anhielt, geschah. In demselben Augenblick sprang aber Assunta leichtfüßig und flink, im malerischen Staat einer neapolitanischen Braut, heran.

„Wahrhaftig, zum Küssen!" murmelte Massilli, überrascht von der glückstrahlenden Schönheit Assuntas. „Ich werde —"

„Nichts wirst du. Das ist meine Sache," unterbrach ihn Beatrice eifersüchtig und küßte Assunta zum Gruß auf beide Wangen.

Auch Felice kam eilig herbeigelaufen, der alte Macchiavelli und seine dicke Frau kamen, das ganze Dorf lief zusammen, um die hohen Gäste anzustaunen, die gekommen waren, um der Hochzeit des jungen Camboni mit

Assunta höheren Glanz zu verleihen. Und als ob man nur auf die hohen Gäste gewartet hätte, prasselten nun überall die Feuerwerkskörper los, dröhnten die Böllerschüsse, schrieen und lärmten die Jungen, denen dieses seltene Schauspiel im höchsten Maße imponierte. Die Geschenke wurden ausgepackt, übergeben, bewundert und wanderten von Hand zu Hand, die Tamburins rasselten und klangen schrill durch die lärmenden Massen, zur Tarantella auffordernd, während die Näherbeteiligten sich zum Zug nach der kleinen, unscheinbaren Dorfkirche, wo die Trauung stattfinden sollte, ordneten.

„Assunta," sagte Beatrice zu der glückseligen Braut, „also du willst es wirklich mit dem Hitzkopf wagen?"

„Weshalb nicht, Eccellenza?" fragte sie lachend.

„Wenn er nun wieder in der Hitze —"

„Lassen Sie mich nur machen, Eccellenza. Denken Sie nicht, daß ich so dumm bin, wie ich vielleicht aussehe," versetzte Assunta flüsternd. „Ich kenne ihn wohl. Die Männer sind alle so. Wenn sie verliebt sind, und es geht nicht gleich alles nach ihrem Kopfe — hui, hui, dann möchten sie gleich die ganze Welt einreißen. Aber ich will ihn schon zahm kriegen. Ich weiß schon, wie ich's mache. Um den Finger kann ich ihn wickeln — trotz aller Hitze — — — Ich will ihn schon abkühlen. Ich — — —"

Dann gingen sie zur Kirche.

Ende.







In den Minen.

Roman von **K. Orth.**

1.

(Nachdruck verboten.)

Lincoln Fergusons Haus in der fünften Avenue zu New York brauchte sich vor den stolzen Palästen in seiner Nachbarschaft nicht zu verstecken. War es auch in seiner äußeren Erscheinung nicht übermäßig prächtig, so ließen doch die soliden Sandsteinquadern, aus denen es aufgeführt war, die kunstvollen Statuen, die es schmückten, die mächtige Einfahrt und die hohen, breiten Fenster hinlänglich auf den Reichtum des Mannes schließen, der in der beneidenswerten Lage gewesen war, sich hier in dem vornehmsten Teile der Riesenstadt sein Heim zu errichten.

Wem aber die Auszeichnung zu teil wurde, das Innere des geräumigen Hauses als Gast zu betreten, der war, wenn es zum erstenmal geschah, sicherlich nicht weniger überrascht angesichts der wahrhaft erdrückenden Fülle von Pracht und Luxus, die sich hinter der verhältnismäßig schlichten Außenseite des Gebäudes verbarg. Kein alter Fürstensitz in Europa konnte erlesenere Schätze an Gemälden, Bildwerken und kostbaren Erzeugnissen des Kunstgewerbes aufweisen, als sie hier in den hohen, fast durchweg saalartig weiten Räumen zusammengetragen waren.

Und wenn diese verschwenderische Ausstattung trotzdem nirgends den Eindruck jener unangenehmen prahlerischen Prunksucht hervorrief, der von so vielen Wohnungen amerikanischer Millionäre unzertrennlich ist, so war das einzig dem vornehmen und geläuterten Geschmack zuzuschreiben, der bei der Anordnung des Ganzen gewaltet hatte und sich wohlthuend bis in den versteckteſten Winkel hinein offenbarte.

Und doch war Lincoln Ferguson nichts weniger als ein besonders kunstverständiger Mann. Er hatte, wie jedermann wußte und wie er selbst jedem, der es hören oder auch nicht hören wollte, sehr bereitwillig erzählte, seine geschäftliche Laufbahn mit dreizehn Jahren als blutarmer Zeitungsjunge begonnen. Und er war von da bis auf den heutigen Tag so ausschließlich auf die Vermehrung seines Besitzes an Dollars bedacht gewesen, daß er für die Vermehrung seines Besitzes an wissenschaftlichen und künstlerischen Kenntnissen niemals auch nur eine einzige von den vierundzwanzig Stunden des Tages übrig behalten hatte.

Von den Namen der berühmten Künstler, deren Werke seine Salons schmückten, konnte er durchaus keinen behalten, von den zahllosen, schön gebundenen Büchern seiner Bibliothek hatte er nie eines gelesen, und dem herrlichen Flügel im Musikzimmer schleuderte er, so oft er an ihm vorüberging, feindselige Blicke zu, wie einem verhaßten Eindringling, den zu beseitigen leider nicht in seine Macht gegeben war.

Daß die unvergleichliche Ausstattung seines Hauses also nicht sein Werk gewesen sein konnte, lag für jeden auf der Hand, der Lincoln Ferguson kannte. Und in dem weiten Kreise derer, die sich um die Ehre drängten, Zutritt in seine gastfreie Häuslichkeit zu erhalten, war es auch kein Geheimnis, wer sie geschaffen. Zu einer Zeit, da

aus dem einstigen Zeitungsjungen bereits der angesehene Mitbesitzer einer großen Silbermine und verschiedener einträglicher Eisenbahnlinien geworden war, hatte den rastlos thätigen Geschäftsmann trotz seines schon ergrauenden Haares heftige Leidenschaft für eine bildhübsche junge Französin erfaßt, eine Sängerin, die nach New York gekommen war, um von dort möglichst reiche Ausbeute an Gold und Lorbeeren heimzubringen. Er hatte sie nur zweimal auf der Bühne gesehen und noch kein Wort mit ihr gesprochen, als er ihr in einem Briefe, der nicht mehr als zehn Zeilen lang war, seine Hand antrug und ihr für den nächsten Tag seinen Besuch ankündigte, um persönlich ihre Antwort in Empfang zu nehmen.

Die reizende Französin hatte hell aufgelacht, als der hagere, ältliche und von der Natur keineswegs günstig bedachte Yankee in ihren Hotelsalon geführt wurde. Zum Spaß nur hatte sie es geschehen lassen, daß er ihr in der kurzen, bündigen Weise, die ihm eigentümlich war, seine Verhältnisse darlegte. Vor den riesigen Zahlen aber, mit denen er dabei höchst gleichmütig um sich warf, war ihr sehr schnell das spöttische Lachen vergangen, und wenige Stunden später hatte Lincoln Ferguson ihrem Impresario fünfzehntausend Dollars auf den Tisch gezählt, um dadurch den Vertrag zu lösen, der seine Braut noch zu einer mehrmonatlichen Gastspielreise durch die Vereinigten Staaten verpflichtet hätte.

Bis zu jenem Tage war es Lincoln Ferguson sehr behaglich gewesen in seiner aus zwei kleinen Zimmern bestehenden Privatwohnung, die er freilich nicht anders als zu kurzer Nachtruhe benutzte; nun aber mußte er natürlich auf die Schaffung eines Heims bedacht sein, das der schönen, gleichsam im Sturm gewonnenen Gefährtin seines Lebens würdig war. Und da er nach seiner eigenen Ueberzeugung von solchen Dingen herzlich wenig verstand, war

er es wohl zufrieden, als Lucile sich bereit erklärte, ihm diese Sorge ganz und gar abzunehmen. Nach kaum zwei Jahren, die das jungvermählte Paar schlecht und recht in einem gemieteten Hause zugebracht, hatte das mit Leidenschaft betriebene Werk der ehemaligen Sängerin, der Palast in der fünften Avenue, innen und außen vollkommen fertig dagestanden, und bis auf den letzten Nagel in der Wand hatte Lucile alles als eine ausschließliche Schöpfung ihres eigenen erfinderischen Köpfchens betrachten dürfen.

Ohne ein Wort darüber zu verlieren, hatte Lincoln Ferguson alle die gewaltigen Rechnungen bezahlt, die während des Baus und der Ausstattung des Hauses Tag für Tag in sein Bureau geflattert waren, und ohne ein Wort darüber zu verlieren, hatte er auch weiterhin alle die beständig wechselnden, doch ausnahmslos höchst kostspieligen Launen seiner reizenden jungen Frau befriedigt, mochten sie sich nun auf den Ankauf eines Kunstwerks beziehen, das irgendwo in der Welt von sich reden machte, oder mochten sie auf die Ausschmückung ihrer eigenen allerliebsten Person mit Brillantdiademen und Perlenhalsbändern gerichtet sein. Derselbe Ferguson, der seit den Tagen seines Zeitungsjungentums in kleinen wie in großen Dingen niemals anders als nach seinem eigenen Kopfe gehandelt hatte, der mit einer an Starrsinn streifenden Energie rücksichtslos überall seinen Willen durchzusetzen wußte — er war seiner zierlichen, quecksilbernen Lucile gegenüber lenksam und nachgiebig wie ein wohlgezogenes Kind. Denn seine Liebe für sie hatte sich nach zehnjähriger Ehe noch nicht vermindert, und wenn er auch keiner von denen war, die über ihre Empfindungen viele Worte zu machen pflegen, so verriet doch sein Benehmen gegen sie deutlich genug, daß sie in seinen Augen etwas ganz anderes, unendlich viel Höheres war, als alle übrigen menschlichen Wesen.

Nur ein einziges Geschöpf noch gab es außer ihr, dem er mit beinahe gleicher Zärtlichkeit zugethan war — seine Tochter Maud, von der die Leute bis zu ihrem zehnten Jahre sagten, daß sie das schönste Kind in New York sei. Sie hatte die Züge ihrer Mutter, nur nicht ihr dunkles Haar und ihre funkelnden schwarzen Augen. Und Lincoln Fergusons Herz mochte wohl höher schlagen in freudigem väterlichen Stolz, wenn er ihre seidenweichen goldblonden Locken streichelte oder sein winziges Spiegelbild in ihren wundervollen großen graublauen Augensternen suchte.

Darüber, ob die reizende Lucile eine musterhafte Mutter sei, waren die Meinungen der Leute ebenso geteilt, wie bei der Beurteilung ihrer Eigenschaften als Gattin. Diejenigen, die zufällig einmal einem ihrer gelegentlichen Zärtlichkeitsausbrüche beigewohnt und gesehen hatten, wie sie das Kind mit ihren leidenschaftlichen Liebkosungen fast erstickte, mußten wohl glauben, daß es für die ehemalige Opernsängerin nichts Köstlicheres und Wichtigeres gebe, als ihr Töchterchen. Ihre Kammerjungfer aber und Mauds Erzieherinnen waren darüber sicherlich anderer Ansicht, denn sie hätten erzählen können, daß Mrs. Ferguson oft Tage und Wochen verstreichen ließ, ohne mit ihrem Kinde mehr als einen kühlen Morgen- und Abendgruß zu wechseln, und daß jene stürmischen Liebesbeweise in der Regel nichts anderes waren, als die Aeußerung einer plötzlichen, unmotivierten und rasch vorübergehenden Laune, die denn auch die Kleine zumeist ganz unverkennbar viel mehr erschreckte als beglückte.

Von einer regelrechten und nach irgend welchen bestimmten Grundsätzen geleiteten Erziehung war bei Maud Ferguson ganz und gar keine Rede, obwohl sie englische, französische und deutsche Gouvernanten, sowie für alle Zweige nützlichen Wissens die besten und teuersten Lehrer hatte. Ihre Mutter war von der ersten Morgentoilette

bis zur nächtlichen Heimkehr aus dem Theater oder aus irgend einer Soiree durch ihre gesellschaftlichen Pflichten so vollständig in Anspruch genommen, daß sie durchaus keine Zeit hatte, sich um eine Angelegenheit zu kümmern, die nach ihrer Ueberzeugung so wohl geordnet war. Lincoln Ferguson aber sah in seinem goldlockigen Kinde sehr bald ein so ausbündiges Wunder an Klugheit, Gelehrsamkeit und anmutig-vornehmem Betragen, daß niemand ihm hätte verständlich machen können, wozu sie noch einer anderen und besseren Erziehung bedürfen solle.

Und die fürstlich bezahlten Gouvernanten hüteten sich sehr wohl, den Eltern ihres Zöglings einzugestehen, welche Schwierigkeiten ihnen die blauäugige kleine Elfe bereitete und wie wenig sie mit all ihren pädagogischen Künsten über sie vermochten. Geduldig ertrugen sie die mannigfachen kleinen Leiden, die ihnen aus dem starken Selbstgefühl, dem unbeugsamen Eigenwillen und der unbestechlichen Wahrheitsliebe der blonden Maud erwuchsen. Daß die Gesetze des guten Tons und der konventionellen gesellschaftlichen Höflichkeit einem wohlerzogenen jungen Mädchen zahllose kleine und große Verstöße gegen die Wahrhaftigkeit gewissermaßen zur Pflicht machen, war diesem starrsinnigen Kinde eben durchaus nicht beizubringen, und zu allem Unglück für die vielgeplagten Erzieherinnen zeigte es überdies schon frühzeitig eine so scharfe Beobachtungsgabe, ein so sicheres Urteil und einen so durchdringenden Verstand, daß der aus ihrer Aufrichtigkeit erwachsenden Verlegenheiten schier kein Ende war. —

Maud Ferguson hatte vor wenig Wochen ihren zehnten Geburtstag gefeiert, als die schöne Lucile sich auf einem Balle infolge allzu leidenschaftlichen Tanzens eine schwere Erkältung zuzog, der sie anfänglich nur geringe Bedeutung beilegte, bis sie von heftigen Fieberfrösten geschüttelt wurde und stechende, unerträgliche Brustschmerzen empfand. Der

herzugerufene Arzt mußte eine Lungenentzündung feststellen, und seine besorgte Miene veranlaßte Lincoln Ferguson, sofort ein halbes Dutzend berühmter ärztlicher Autoritäten an das Krankenlager zu rufen. Aber von den berühmten Heilkünstlern war leider keiner im Besitz des Wundermittels, das dem Tode ein von ihm gezeichnetes Opfer zu entreißen vermag, und während sie eben mit wichtigen Mienen ihre dritte Beratung abhielten, hatte Lucile die herrlichen schwarzen Augen für immer geschlossen.

Von dem Moment an, da er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß sie ihm nun wirklich auf ewig genommen sei, daß er ihre helle klangvolle Stimme nie mehr hören, ihr sonniges Lächeln nie mehr sehen solle, von dem Moment an hatte Lincoln Ferguson volle vierundzwanzig Stunden lang mit keinem Menschen ein Sterbenswörtchen gesprochen. Er hatte sich in sein Kabinett eingeschlossen, hatte weder Speise noch Trank zu sich genommen und hatte nicht einmal Antwort gegeben, als Maud an die Thür geklopft und um Einlaß gebeten hatte.

Als er am nächsten Tage wieder zum Vorschein kam, war er dem Aussehen nach um zehn Jahre gealtert und in sein ohnehin schon so faltiges Gesicht hatten sich neue, tiefe, unvertilgbare Furchen eingegraben. In seinem Wesen und seinem Benehmen aber war von nun an nicht die geringste Veränderung mehr gegen früher zu bemerken. Er ordnete die Vorkehrungen für ein beispiellos pomphaftes Begräbnis mit derselben gemessenen Ruhe und Bestimmtheit, wie er seine geschäftlichen Dispositionen traf, und er schritt hinter dem Sarge der schönen Lucile daher mit steinernem Antlitz und thränenlosem Auge.

Das Mausoleum, das er der Verstorbenen errichten ließ, kostete ein Vermögen, und allwöchentlich an einem bestimmten Tage, zu einer bestimmten Stunde, pünktlich

bis auf die Minute, begab sich Lincoln Ferguson dahin, um eine geraume Zeit neben dem Marmorsarkophage zuzubringen, der nicht in einem feierlich düsteren Gewölbe, sondern in einem hellen, lichten Raume stand, der mit immergrünen Gewächsen geschmückt war, und in dessen hohe Fenster die Sonne ungehinderten Zutritt hatte.

Diese genau abgezählten Minuten andachtsvollen Gedenkens aber bildeten den einzigen Kultus, den er der Erinnerung an die Verstorbene zu widmen schien. Ihr Name kam kaum jemals über seine Lippen, am wenigsten in den Gesprächen, die er mit seiner Tochter Maud führte, und seltsamerweise fühlte auch das Kind offenbar kein Bedürfnis, von der toten Mutter zu sprechen. Ihr Verschwinden hatte keine Lücke in das junge Leben gerissen, und die Erinnerung an jene wenig zahlreichen Stunden, in denen die launenhafte Frau ihr etwas wie echte mütterliche Liebe offenbart hatte, mußte sich bald verwischt haben.

Aus dem schönen Kinde war innerhalb einiger Jahre ein wunderschönes junges Mädchen geworden, das keiner Gouvernanten mehr bedurfte und das sich seine Lehrer nach eigenem Gefallen auswählte. Denn Lincoln Ferguson ließ ihr darin den Willen wie in allem anderen, was zu bestimmen ihr gut schien. Er sah mit geheimem Stolz, daß sie von den Vorzügen ihrer vergötterten Mutter, der sie sonst freilich in Anlagen und Charakter unähnlich genug war, wenigstens den feinen Geschmack und die Liebe für das Schöne geerbt hatte. Und es machte ihm unverkennbar Vergnügen, ihren künstlerischen Neigungen durch dieselbe schrankenlose Freigebigkeit Befriedigung zu verschaffen, die er einst für die wechselnden Launen der schönen Lucile gezeigt hatte. Maud brauchte nur ein Gemälde zu loben, das sie bei einem Kunsthändler oder in einer Ausstellung gesehen, und sicherlich prangte es

bald nachher an einer Wand in Lincoln Fergusons Hause. Ein Wort des Entzückens über einen Sänger oder einen Virtuosen, den sie im Konzertsaal gehört, genügte, um diesem alsbald eine Einladung zu Lincoln Fergusons Abendgesellschaften zu verschaffen. Und wenn der millionenreiche Minenbesitzer seine Tochter nicht, wie einst ihre gefallsüchtige Mutter, mit Perlen, Brillanten und kostbaren Toiletten überschütten konnte, weil sie für alle diese Herrlichkeiten weder Vorliebe noch Verständnis zeigte, so kostete ihn doch die Erfüllung jener zumeist unausgesprochenen Wünsche jedenfalls viel größere Summen, als Maud es in ihrer Unkenntnis des praktischen Lebens und in ihrer Unwissenheit von dem Wert des Geldes ahnte.

Als sie achtzehn Jahre alt geworden war, lag ihr die ganze heiratsfähige Männerwelt der vornehmen New Yorker Kreise huldigend zu Füßen. Sie war die unbestrittene Königin aller Feste, die sie der Ehre ihres Erscheinens würdigte, und die Bewerber, die sie mit immer gleicher Gelassenheit und zweifelloser Bestimmtheit abgewiesen, zählten bereits nach Dutzenden.

Lincoln Ferguson schien entschlossen, in dieser wichtigen Angelegenheit ebensowenig irgend welchen Einfluß auf die Entschließungen seiner Tochter zu üben, als in allen anderen. Wenigstens hatte er noch jedem Freier erklärt, daß Miß Maud die unumschränkte Herrin ihrer Hand sei und daß er nicht den Wunsch hege, in dem einen oder dem anderen Sinne einen Zwang auf sie auszuüben. Nie hatte er bei ihr ein Wort zu Gunsten des einen oder anderen Bewerbers eingelegt, und wenn sie wieder einmal einen Korb ausgeteilt hatte, war aus seinem Benehmen nicht zu erraten gewesen, ob er Befriedigung oder Mißvergnügen darüber empfand. Das Verhältnis zwischen Vater und Tochter hatte auf solche Art niemals auch nur die leiseste Trübung erfahren, und es war vollkommen

begreiflich, wenn alle Welt von Lincoln Fergusons häuslichem Leben nur als von einem überaus glücklichen sprach.

2.

In dem großen Musiksalon, wo der von dem Hausherrn heimlich mit so mißgünstigen Blicken betrachtete Flügel stand, hatte sich wieder, wie es wöchentlich mehrmals zu geschehen pflegte, eine zahlreiche Gesellschaft von Gästen zusammengefunden.

Eine Wiener Operettendiva, die zum erstenmal über das große Wasser gekommen war, und für die seit acht Tagen ganz New York schwärmte, hatte soeben durch ihre heiteren Weisen einen Sturm des Entzückens entfesselt, und Maud Ferguson war wohl die einzige gewesen, die nicht in den rauschenden Beifall eingestimmt hatte. Ihr schönes Gesicht hatte während der übermütigen Lieder und Couplets der Soubrette einen kalten, fast unwilligen Ausdruck angenommen, und ehe noch die Sängerin eine Möglichkeit gefunden hatte, dem allgemeinen Verlangen nach einer Zugabe zu entsprechen, war sie selbst an den Flügel getreten, und ein Wink ihrer Augen hatte einen der Gäste, einen schlanken, braunhaarigen Herrn von vielleicht siebenundzwanzig Jahren, an ihre Seite gerufen.

„Darf ich Sie bitten, mich zu begleiten, Mr. O'Connor?" fragte sie halblaut. „Ich möchte nicht, daß eine Musik, wie wir sie eben gehört haben, in unserem Hause heimisch werde. Mein Gesang wird den Herrschaften wahrscheinlich weniger Vergnügen bereiten; aber es ist auch nicht ihr Beifall, nach dem es mich verlangt."

„Ich bin zu Ihren Diensten," erwiderte der Angeredete, indem er vor dem Instrument Platz nahm. „Für welche Komposition haben Sie sich entschieden?"

„Bestimmen Sie selbst, was ich singen soll, mir gilt es gleich — und Sie kennen ja meine kleinen Liebhabereien."

Es bedurfte keiner weiteren Verständigung zwischen ihnen. Wenige Sekunden später klangen die ersten Accorde durch den hohen Raum, und das lebhafte Stimmengeschwirr verstummte.

Maud Ferguson hatte eine nicht sehr große, aber ungemein klangvolle und edle Altstimme, und die Art ihres Vortrages ließ erkennen, daß sie von vorzüglichen Lehrern geschult worden war. Mit ihrer hohen, schlanken Gestalt, deren herrliches Ebenmaß durch die königliche Haltung zu voller Wirkung kam, mit ihrem klassisch reinen Profil, und in dem Schmucke der schweren goldenen Flechten, die wie ein schimmerndes Diadem ihren Scheitel krönten, war sie jetzt, wo das volle Licht des Kronleuchters auf sie fiel, von wahrhaft hinreißender Schönheit.

Man konnte es ihrem Mienenspiel ansehen, daß sie mit ganzer Seele in der Tondichtung aufging, die sie da wiedergab, und es war sicherlich mehr als eine bloße Redensart gewesen, daß es ihr bei ihrem Vortrage um etwas anderes zu thun sei, als um den Beifall der Hörer.

Von ihrem jungen Begleiter aber galt dasselbe vielleicht in noch höherem Maße. Er war ohne Zweifel ein Künstler, denn er behandelte das Instrument mit einer Meisterschaft, die ihm auch die rückhaltlose Bewunderung eines kunstverständigeren Publikums, als es hier versammelt war, hätte eintragen müssen. Und mit so feinem Gefühl wußte er auf alle Absichten der Sängerin einzugehen, so innig schienen durch seine Geschicklichkeit Vortrag und Begleitung miteinander verschmolzen, daß nur lange gemeinsame Kunstübung oder eine merkwürdige seelische Uebereinstimmung diese vollkommene musikalische Harmonie erklären konnten.

Die Operettendiva war die erste, die nach Beendigung des Liedes mit einem freilich etwas sauersüßen Lächeln der Sängerin ihre Bewunderung aussprach. Applaudiert

wurde von niemand, denn die Freunde des Hauses wußten, daß Fräulein Maud derartige Beifallsäußerungen nicht liebte. Alle die jungen Herren aber, die sich in hitzigem Wettkampfe um die Gunst der Millionenerbin bemühten, drängten sich zu einer dichten Mauer um sie zusammen und bestürmten sie mit Bitten um eine weitere Gabe.

„Nein, ich singe nichts mehr," erwiderte sie in der kühl bestimmten Weise, die ihr solchen Huldigungen gegenüber eigentümlich war, „es sei denn, daß Mr. O'Connor geneigt wäre, meinen Partner in einem Duett zu machen. Versuchen Sie also, ob Sie ihn dazu bewegen können, meine Herren!"

Unter den jungen Gentlemen war sicherlich keiner, der diesem so auffällig begünstigten Mr. O'Connor nicht lieber den Hals gebrochen hätte, statt ihm gute Worte zu geben; aber nach einem solchen Hinweis blieb ihnen natürlich nichts anderes übrig, als ihn sehr höflich und dringend zu bitten — ein Bemühen, dessen es übrigens allem Anschein nach gar nicht erst bedurft hätte, um ihn gefügig zu machen. Er wechselte wenige leise Worte mit Maud, und da er am Flügel sitzen blieb, um die Begleitung zu spielen, trat sie jetzt so nahe zu ihm heran, daß ihr Kleid fast seine Schulter streifte. Sie sangen ein Mendelssohnsches Duett, und in wundervollem Zusammenklingen erfüllten ihre Stimmen den Saal. Die anwesenden Damen, denen O'Connor zumeist eine völlig neue Erscheinung war, und die ihm bis dahin nur wenig Beachtung geschenkt hatten, wohl weil sie ihn für einen jener armen Künstler hielten, die häufig auf irgend eine Empfehlung hin die Gastfreundschaft und die freigebige Unterstützung des für seine eigene Person so wenig kunstsinnigen Lincoln Ferguson genossen — die jungen und die alten Damen fingen erst jetzt an, sein Aeußeres einer genaueren Musterung

zu unterziehen. Und das Ergebnis dieser Prüfung fiel wohl bei den meisten durchaus nicht zu seinen Ungunsten aus. Ohne gerade von imponierender Schönheit zu sein, hatte O'Connor doch in seiner Erscheinung alles, was den Frauen gefällt — eine kraftvoll und sehnig gebaute, ebenmäßige Gestalt, eine hohe, gewölbte Stirn, blühende Gesichtsfarbe und kluge, ausdrucksvolle braune Augen. Seine Bewegungen waren lebhaft und von natürlicher Anmut; seine regelmäßigen Züge schienen mit ihrem häufig wechselnden Ausdruck getreu jede seiner Stimmungen widerzuspiegeln, und das Lächeln, das zuweilen flüchtig um seine dunkelbärtigen Lippen huschte, war von jener gewinnenden Liebenswürdigkeit, die nur gutmütig veranlagten Menschen eigen zu sein pflegt.

„Der rechte Typus eines hübschen Irländers," flüsterte eine ältere Dame ihrer Nachbarin zu, und das treffende Wort machte mit allerlei mehr oder minder geistreichen Zuthaten alsbald die Runde durch den ganzen Saal.

Aber es waren nicht die weiblichen Gäste allein, die sich während dieses Duetts mit der Person des unbekannten Sängers beschäftigten. Ein alter Herr mit weißem Yankeekinnbart und kalten, scharfblickenden Augen trat zu dem Hausherrn in jene entfernteste Ecke des Salons, die Lincoln Ferguson für die Dauer der musikalischen Vorträge aufzusuchen pflegte, und sagte in einem Ton, der viel mehr von Geringschätzung als von Bewunderung zeugte:

„Eine neue Eroberung deiner Tochter, wie es scheint — dieser musikalische Tausendsassa! Vermutlich einer von den Tagedieben, die da glauben, unter dem Namen eines Künstlers auf anderer Leute Kosten leben zu dürfen."

„Vielleicht!" erwiderte Ferguson phlegmatisch. „Aber ich möchte dir nicht raten, Andrew, etwas derartiges gegen Maud zu äußern. Sie hält ihn, glaube ich, für ein Genie oder etwas dergleichen."

„Und wie ist sie zu dieser allerneuesten Entdeckung gekommen?"

„Sie hat ihn irgendwo spielen hören, und daraufhin wünschte sie durchaus, ihn zum Lehrer zu haben. Ich mußte ihm gut zureden, ehe er sich dazu verstand, denn er hat, wie er sagte, bereits eine ausreichende Anzahl von Schülern."

„Natürlich, er wollte den Preis in die Höhe schrauben," fiel Mr. Andrew spöttisch ein.

Lincoln Ferguson aber fuhr in seiner gelassenen Weise fort: „Ich bot ihm zehn Dollars für die Stunde; er weigerte sich jedoch, mehr als zwei zu nehmen. Daraus schließe ich, daß er doch wohl ein wirklicher Künstler ist. Denn welcher vernünftige Mensch wäre sonst einer solchen Narrheit fähig?"

„Wohl! Aber wenn ich an deiner Stelle wäre, würde ich mich wohl hüten, meiner Tochter einen hübschen Burschen zum Lehrer zu geben, der nur um wenige Jahre älter ist als sie. Wie nun, wenn sie sich in ihn verliebt?"

„Gerade um das zu verhindern, habe ich mich beeilt, ihren Wunsch zu erfüllen. Ich denke, daß sie eine kleine Schwärmerei für ihn hatte, als sie mir zuerst von ihm sprach. Wenn er ihr jetzt noch vier Wochen lang täglich eine Stunde giebt, wird er ihr sicherlich genau so gleichgültig sein wie alle anderen."

„Eine sonderbare Theorie! Mir scheint das Experiment im Gegenteil recht gewagt. Bemerke doch gefälligst, wie vertraulich sie sich zu ihm herabneigt und wie sie ihn jetzt ansieht! Ich wette tausend Dollars gegen hundert, ihr Herz steht bereits lichterloh in Flammen."

Lincoln Ferguson erachtete es nicht einmal der Mühe wert, zu den beiden hinüberzusehen. „Und wenn es so wäre!" meinte er mit gleichgültigem Achselzucken. „Ich sage dir doch, Andrew: in längstens vier Wochen ist alles

vorbei. Ich kenne sie. Sie hat einen zu scharfen Blick. Man braucht ihr die Menschen nur nahe genug zu bringen, und sie durchschaut sie ganz und gar. Warst du nicht auch der Meinung, daß sie in Thomas Ashton verliebt sei? Und hast du mich nicht hundertmal gedrängt, ihm mein Haus zu verschließen? Erinnerst du dich wohl noch, was ich dir damals zur Antwort gab?"

„Du sagtest: Je eifriger er ihr den Hof macht und je geflissentlicher alle Welt ihr seine Vorzüge lobt, desto schneller wird sie zu dem Entschluß kommen, ihn abzuweisen. — Damals hast du freilich recht behalten; aber mir scheint, es war doch noch ein Unterschied zwischen ihrem Benehmen gegen Thomas Ashton und der Art, wie sie diesen irischen Tastenschläger vor allen anderen jungen Leuten auszeichnet. Wenn er sich auf seinen Vorteil versteht — und er sieht ganz so aus, als ob er sich darauf verstände — so kannst du eines Tages sehr unerfreuliche Ueberraschungen erleben. Ohne dich kränken zu wollen, Ferguson: aus der zweiten Hand braucht mein Sohn seine Gattin nicht zu nehmen."

Zwischen den weißen Brauen des Millionärs zeigte sich eine kleine Falte; aber seine Stimme klang doch unverändert gleichmütig, als er sagte: „Bin ich ein Betrüger, Andrew? Habe ich dir mein Wort gegeben, daß sie deinen Sohn heiraten wird, oder habe ich es nicht gethan?"

„Du hast mir dein Wort gegeben, und ich zweifle nicht, daß du die Absicht hast, es zu halten. Aber bist du denn der Herr ihres Willens? Konnte sie nicht von jeher thun und lassen, was ihr gefiel? Und wird sie dir gerade dann gehorchen, wenn es sich um die wichtigste Angelegenheit ihres ganzen Lebens handelt?"

„Nicht, sobald sie inne wird, daß sie eben nur meinen Willen erfüllen soll. Aber ich meine, du müßtest mich kennen, Andrew, und müßtest wissen, daß ich keine Ver-

pflichtung auf mich nehme, die ich nicht einlösen kann. Wenn James nach einem halben Jahre von seiner europäischen Reise zurückkehrt, wird es Zeit genug sein, des weiteren darüber zu reden. Weshalb sollen wir uns vorher unnützes Kopfzerbrechen machen?"

Andrew zog verdrießlich die Schultern in die Höhe. „Ich will dir meinen Rat nicht aufdrängen. Aber ich habe dich gewarnt. Und ich sage dir, diese Hungerleider, die alle ihre Hoffnungen auf eine reiche Heirat gesetzt haben, sind die Allergefährlichsten — zumal die sogenannten Künstler. Und wie klug Maud immer sein mag, schließlich ist sie doch auch nur ein Weib."

Ein dritter gesellte sich zu ihnen, denn der Gesang war beendet, und die Gäste erhoben sich von ihren Plätzen, um hie und da zwanglose Gruppen zu bilden, während ein paar Diener auf silbernen Platten allerlei Erfrischungen umherreichten. Maud Ferguson hatte von all den überschwänglichen Artigkeiten, die ihr mit Bezug auf ihren Gesang gesagt wurden, keine einer Antwort gewürdigt, und ihr Partner, dessen Persönlichkeit dem scharfsichtigen Mr. Andrew so lebhafte Besorgnisse eingeflößt hatte, war bescheiden zurückgetreten, um alsbald ganz aus dem Musiksalon zu verschwinden. Er schlenderte durch einige der hohen, saalartigen Gemächer, deren erlesene künstlerische Ausschmückung er mit sichtlichem Wohlgefallen betrachtete, und ließ sich dann in der Bibliothek, wohin sich sonst nur selten einer von Lincoln Fergusons Gästen verirrte, behaglich in einen der großen Ledersessel fallen.

Bis hierher drang kein Laut mehr von dem lebhaften Stimmengeschwirr, das die Gesellschaftsräume erfüllte, und man konnte sich in der That kaum ein geeigneteres Plätzchen zu ungestörtem, träumerischem Hindämmern wünschen, als dies dunkel getäfelte und matt beleuchtete Zimmer mit den mächtigen Bücherschränken, über denen

sich die weißen Marmorbüsten berühmter Dichter und Gelehrten wirkungsvoll von dem tiefbraunen Hintergrund der Wände abhoben.

Länger als eine Viertelstunde schon mochte der junge Mann sich in der Stille des traulichen Zufluchtsortes seinen Gedanken hingegeben haben, und der Schatten, der jetzt über seinem hübschen, ausdrucksvollen Gesicht lag, ließ vermuten, daß diese Gedanken eine unerfreuliche Richtung genommen hatten. Da knisterte es unmittelbar neben ihm leise, wie von einem über den Teppich hinrauschenden Frauenkleide, und als er den Kopf erhob, blickte er gerade in Maud Fergusons schönes, lächelndes Antlitz. Er wollte aufspringen; aber sie hinderte ihn durch eine Handbewegung daran und ließ sich ihm gegenüber auf einen anderen, niedrigen Sessel nieder.

„Wenn ich Sie störe, können Sie mich nach einer kleinen Weile wieder fortschicken," sagte sie sehr liebenswürdig und in einem Ton, der ganz anders klang, als die kurzen, kühlen Antworten, die sie noch eben drinnen im Salon für die Schmeicheleien ihrer Verehrer gehabt. „Ein paar Minuten lang aber müssen Sie mich schon dulden, denn das Geschwätz da drüben fängt an, mir unerträglich zu werden, und ich bin glücklich, daß es mir gelungen ist, mich auf kurze Zeit loszumachen."

Sie wehte sich mit ihrem Taschentuche Kühlung zu und lehnte sich mit anmutiger Lässigkeit in die Lederpolster zurück. Der junge Künstler aber, der offenbar mit einer gewissen Verlegenheit kämpfte, schien unschlüssig, ob er gehen oder bleiben solle.

„Wenn es die Einsamkeit ist, die Sie gesucht haben," brachte er etwas unsicher heraus, „so wäre es doch wohl unbescheiden, wenn ich —"

„Mein Gott, was habe ich denn so Fürchterliches an mir, daß Sie durchaus vor mir die Flucht ergreifen

müssen?" unterbrach sie ihn lachend. „Ich für meinen Teil freue mich sogar des Zufalls, der uns hier zu einem Plauderviertelstündchen zusammengeführt hat. Wir wurden heute vormittag gestört, als Sie mir von Ihrer Mutter und von Ihrem Bruder erzählen wollten. Lassen Sie es mich jetzt hören, Mr. O'Connor! — Ich denke, dies müßte ein Gesprächsthema sein, das Sie unmöglich langweilen kann."

„Sicherlich aber wäre es sehr wenig interessant für Sie, Fräulein Maud," versetzte er bescheiden. „Denn irgend etwas Bemerkenswertes gäbe es da kaum zu berichten. Ich weiß jetzt selbst nicht mehr, was mich veranlassen konnte, davon zu Ihnen zu sprechen."

„So will ich es Ihnen sagen. Es geschah, als ich Ihnen das Bild meiner verstorbenen Mutter zeigte. Sie schienen entsetzt über meine Aeußerung, daß ich nur noch eine sehr unvollkommene Erinnerung an sie bewahre, obwohl ich bereits ein großes Mädchen war, als sie aus dem Leben schied. Gestehen Sie's nur offen, daß Sie mich seitdem für recht lieblos und undankbar halten."

Er wurde ein wenig rot und sah vor sich nieder. „Wie dürfte ich mich zu einem solchen Urteil berechtigt glauben?" erwiderte er zögernd. „Und es war ohne Zweifel sehr ungeschickt, daß ich Sie etwas von meinem Erstaunen merken ließ. Ich hoffe, Sie sind mir deshalb nicht mehr böse."

„O, ich bin Ihnen nicht einen Augenblick böse gewesen — mein Wort darauf! Nur beneidet habe ich Sie von ganzem Herzen um ein Glück, das ich niemals kennen lernen durfte. Ich hatte nie einen Bruder oder eine Schwester, und manchmal ist es mir, als hätte ich auch nie eine Mutter gehabt. Finden Sie nicht, daß ich deshalb zu bedauern bin?"

„Ja," erwiderte er einfach. „Und vielleicht sogar mehr, als Sie selbst es ahnen."

Dann schwiegen sie wohl eine Minute lang beide, bis Maud Ferguson sagte: „Man muß eine sehr sonnige und glückliche Kindheit verlebt haben, um seine Mutter so zu lieben — nicht wahr?"

„Ich weiß nicht, ob das bei mir zutrifft, Fräulein Maud. Denn der bangen und dunklen Stunden sind in meiner Kindheit fast mehr gewesen als der sonnig heiteren. Meines Vaters Leben war ein beständiger Kampf gegen ein ganzes Heer tückischer, hinterlistiger Feinde, und ich stand noch im zartesten Alter, als ich bereits gelernt hatte, täglich aufs neue für seine und unsere Sicherheit zu zittern."

Verwundert erhob die junge Amerikanerin den schönen Kopf. „Wie seltsam! War es denn sein Beruf, der ihn solchen Gefahren aussetzte?"

„Mein Vater war Gutsbesitzer in Irland, ein edler und lauterer Charakter, aber zugleich ein Mann von unbeugsamer Entschlossenheit und eiserner Beharrlichkeit des Willens. Wenn Sie mit den unglücklichen sozialen Verhältnissen meiner Heimat vertraut wären, Fräulein Ferguson, würden Sie ohne weiteres begreifen, was Ihnen jetzt vielleicht unverständlich erscheint. Dort gilt jeder Gutsherr, und wäre er auch der freigebigste, menschenfreundlichste, nachgiebigste Mann, der von ihm abhängigen Landbevölkerung von vornherein für einen Blutsauger, deren es ja leider freilich auch genug dort giebt. Mein Vater, der bei all seiner Herzensgüte nie einen Uebergriff duldete und jeder Ausschreitung mit rücksichtsloser Strenge entgegentrat, war einer der meistgehaßten Grundbesitzer in weitem Umkreise. Ein Soldat, der sich mutterseelenallein ins feindliche Lager gewagt hat, kann sich nicht in größerer Lebensgefahr befinden, als er es unaufhörlich war."

„Ja, bestehen denn Ihre Landsleute aus lauter Wegelagerern und Mördern?"

„O nein! Aber sie sind durchweg von heißblütigem, leidenschaftlichem Temperament, und der Jahrhunderte alte Krieg zwischen der armen Landbevölkerung und ihren Gutsherrn hat nachgerade einen Zustand fanatischer Erbitterung hervorgerufen, für die der Gedanke an Blutvergießen kaum noch etwas Erschreckendes hat. Mein unglücklicher Vater ist ja denn auch zuletzt ein Opfer dieser Erbitterung geworden!"

„Wie? Er ist eines gewaltsamen Todes gestorben?"

Mit düsterer Miene neigte O'Connor bejahend den Kopf. „Schon wiederholt war er der Gegenstand meuchlerischer Anschläge gewesen, ja es waren förmliche Verschwörungen gegen sein Leben angezettelt worden. Seine eigene Geistesgegenwart und die heldenmütige Unerschrockenheit meiner Mutter hatten in mehreren Fällen noch im letzten, entscheidenden Augenblick das Schlimmste von ihm abgewendet. Eines Abends aber" — er hielt einen Augenblick inne und atmete schwer, wie wenn die Erinnerung an das Entsetzliche ihn noch jetzt beinahe überwältigte — „eines Abends aber wurde er mit einem durch das Fenster abgefeuerten Schuß ermordet, während er mitten unter uns heiter und guter Dinge am Familientische saß."

„Furchtbar!" rief Maud erschüttert aus. „Und wer war sein Mörder?"

„Seinen Namen kann ich Ihnen nicht nennen, denn er ist niemals ermittelt worden, obwohl die dringendsten Verdachtsgründe für die Schuld einer bestimmten Persönlichkeit sprachen, und obwohl monatelang eine strenge gerichtliche Untersuchung geführt wurde. Aber ein fanatisirter Irländer würde hundertmal lieber sterben, als daß er einen Landsmann, der sein Gesinnungsgenosse, vielleicht sogar sein Ordensbruder ist, verriete. Und ein Warnungsbrief, der ihm einige Tage vorher zugegangen war, hatte meinen Vater benachrichtigt, daß ihn der Orden der

Hibernier, eine jener irischen Verschwörungsgesellschaften, wie sie drüben stets bestehen, zum Tode verurteilt habe. Da war es kein Wunder, daß sich nach der Verhaftung des Verdächtigen Zeugen genug fanden, die ohne weiteres beschworen, ihn zu der fraglichen Zeit an einem anderen Orte gesehen zu haben. Man mußte ihn wieder in Freiheit setzen, und die Untersuchung verlief, wie in fast allen ähnlichen Fällen, ergebnislos im Sande."

„Wie entsetzlich Sie unter alledem gelitten haben müssen! Die Vorstellung, daß der Tod Ihres Vaters ungerächt geblieben sei, muß die Last des Unglücks für Sie wie für Ihre Angehörigen nach meinem Empfinden ja verzehnfacht haben."

O'Connor nickte bestätigend. „Erlassen Sie es mir, Ihnen zu sagen, wie viel grausame Pein uns diese Vorstellung bereitet hat. Aber wir mußten uns schließlich wohl in das Unabänderliche finden, um so mehr, als wir beide, mein Bruder und ich, ja noch viel zu jung waren, um selbst die Rächer zu spielen. Und meine Mutter, die es unternahm, mußte bald genug erkennen, daß die Kräfte einer Frau nicht ausreichten, den Kampf gegen diese tausendköpfige Hydra zu führen. Die Mörder meines Vaters übertrugen den Haß, den sie gegen den Verstorbenen gehegt hatten, in seiner ganzen Unversöhnlichkeit auch auf sie, und das Ende war, daß sie uns in einer Sommernacht nicht nur die gefüllten Scheuern, sondern auch das Haus über dem Kopf anzündeten. Am Abend noch war meine Mutter eine wohlhabende Frau gewesen; als die Sonne über den rauchenden Trümmern aufging, war sie fast eine Bettlerin."

Er brach ab, und Maud wartete schweigend, daß er fortfahren solle. Sie hatte kein Wort der Teilnahme, aber als der junge Musiker seine Augen jetzt zu ihrem Gesicht erhob, las er in ihren Zügen einen Ausdruck des

Mitgefühls, der hundertmal beredter war als Worte es hätten sein können. Und nun, da er noch immer zögerte, seine Erzählung zu beenden, sagte sie endlich leise: „Sie verließen dann das Land, in dem Sie so Schreckliches hatten erleben müssen, um nach New York überzusiedeln?"

„Nein, wir gingen nicht sogleich nach Amerika, sondern zunächst nach London, wo einige entfernte Verwandte meines Vaters leben sollten. Nach unserer Ankunft erfuhren wir, daß sie teils gestorben und teils verschollen seien; aber ich vermute, daß meine Mutter von vornherein nicht sonderlich auf ihren Beistand gerechnet hatte. Das winzige Kapital, das ihr nach dem Verkauf der irischen Besitzung übrig blieb, verwandte sie auf meines Bruders und meine Ausbildung. Und ich müßte Ihre Geduld stundenlang in Anspruch nehmen, wenn ich Ihnen nur einen kleinen Teil alles dessen aufzählen wollte, was sie uns in diesen schweren, kummervollen Jahren in ihrer hingebenden, entsagungsmutigen Mutterliebe zum Opfer gebracht hat. Als mein Bruder sein Examen als Bergwerksingenieur bestanden hatte, stellten ihm seine Freunde vor, um wie viel günstigere Aussichten für seine künftige Laufbahn sich ihm in Amerika erschließen würden, und da man auch in mir ähnliche Hoffnungen zu wecken verstand, faßten wir den Entschluß, jenseits des Ozeans unser Glück zu versuchen."

„Und Sie haben diesen Entschluß bisher nicht bereut?"

„Nein. Ich würde mich hier vollkommen glücklich fühlen, wenn ich mich nicht leider von meinem Bruder hätte trennen müssen. Er fand vor mehreren Monaten ein über Erwarten vorteilhaftes Engagement in den Minendistrikten von Pennsylvanien, und ich konnte ihm dorthin natürlich nicht folgen. Es ist die erste längere Trennung, so weit meine Erinnerungen zurückreichen, und

ich muß gestehen, daß sie mir von Woche zu Woche schmerzlicher wird."

„Wie herzlich müssen Sie diesem Bruder zugethan sein. Sieht er Ihnen ähnlich?"

„Nein. Er ist das Ebenbild meiner Mutter, während ich mehr meinem verstorbenen Vater gleiche. Aber er ist der beste Mensch unter der Sonne, man muß ihn von ganzem Herzen lieb haben, wenn man ihm auch nur ein einziges Mal in die treuen, lustigen blauen Augen geblickt hat."

Maud Ferguson lächelte; aber es war nichts Spöttisches oder Verletzendes in diesem Lächeln. „Wie Ihr Gesicht strahlt, während Sie von ihm sprechen! Eine Braut kann wahrhaftig nicht feuriger die Vorzüge ihres Verlobten preisen. Ich wünschte wohl, daß ich sie beide kennen lernen könnte, Ihre Mutter wie Ihren Bruder."

„Sie würden sicherlich finden, daß ich kein Wort zu viel zu ihrem Lobe gesagt habe — wenigstens nicht, sobald Sie ihnen näher getreten wären. Denn zuerst — zuerst würden Sie doch vielleicht ein wenig enttäuscht sein, wenn Sie die Bekanntschaft meiner Mutter machten. Sie ist eine einfache Frau, und nichts ist ihr mehr verhaßt, als konventionelle Heuchelei oder höfliche Lüge. Die unermeßlichen Schätze ihres reichen Herzens verbergen sich hinter einer etwas rauhen Außenseite, und Sie müßten — aber verzeihen Sie, daß ich davon spreche, wie wenn Sie wirklich die Absicht hätten, Verkehr mit ihr zu suchen. Ich weiß natürlich sehr wohl, daß davon gar nicht die Rede sein kann."

„Und warum könnte davon nicht die Rede sein?" fragte sie ruhig. „Meinen Sie denn, daß ich es nicht wagen dürfte, aus Furcht, Ihrer Mutter gar zu sehr zu mißfallen?"

„Nein, das meine ich gewiß nicht. Doch Sie sind

Lincoln Fergusons Tochter und wohnen in einem Palast, mit dem auch eine Märchenprinzessin recht wohl zufrieden sein könnte. Meine Mutter aber ist stolz, und wenn sie überhaupt einen Fehler hat, so ist es dieser. Sie würden sich nach den hergebrachten gesellschaftlichen Begriffen zu ihr herablassen müssen, um mit ihr zu verkehren, und das würde sie nicht ertragen."

„Wie, und Sie sagen das in einem Ton, als ob auch Sie der nämlichen Ansicht wären? Ja, sollte es mir etwa im Ernst versagt sein, die Freundschaft von Menschen zu suchen, zu denen mein Herz mich hinzieht, nur weil ich die Tochter eines reichen Vaters bin? Wenn es sich so verhielte, dann würde dieser vielgepriesene Reichtum sogar aufhören, mir gleichgültig zu sein; er würde mir vielmehr hassens- und verabscheuungswert erscheinen."

Der junge Künstler hatte sich erhoben. Ueber seinem Gesicht lag wieder derselbe Schatten wie vorhin, ehe er durch Mauds Eintritt überrascht worden war. „Ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll," sagte er mit merkwürdig gepreßt klingender Stimme. „Oder ich möchte Sie doch wenigstens bitten, es mir zu erlassen."

„Nein," erklärte sie sehr bestimmt. „Ich erlasse es Ihnen nicht. Schon einmal haben Sie bei anderer Gelegenheit eine ähnliche Andeutung gemacht und sind mir dann ausgewichen, als ich eine Erklärung von Ihnen verlangte. Diesmal aber gebe ich Sie nicht frei. Antworten Sie mir ganz ehrlich: würden auch Sie meine Freundschaft zurückweisen aus thörichter Furcht, daß irgend ein paar armselige Hohlköpfe darin etwas wie Herablassung von meiner Seite erblicken könnten?"

Er zögerte ein wenig, dann aber erhob er den Kopf und erwiderte ohne jede Verwirrung mit mannhafter Ruhe und Bestimmtheit: „Nein, Fräulein Maud, zurückweisen würde ich sie nicht, denn ich halte mich in der That nicht

für schlechter als irgend jemand in den Vereinigten Staaten. Aber ich würde es für meine Pflicht ansehen, Sie zu warnen."

„Mich zu warnen — wovor?"

„Vor der Reue, die sich vermutlich sehr bald einstellen würde. Denn von so unschätzbarem Wert mir Ihre Freundschaft wäre, als ein bloßes Gnadengeschenk, das in großmütiger Laune gewährt und nach Belieben wieder zurückgenommen werden kann, würde sie mir nicht erscheinen. Wie ich die Pflichten der Freundschaft gewissenhaft erfüllen würde, so würde ich unbedenklich auch alle die Rechte für mich in Anspruch nehmen, welche die Freundschaft gewährt."

„Halten Sie das für eine Drohung, die mich erschrecken könnte? Oder glauben Sie, daß ich meine Gesinnung zu wechseln pflege wie meine Handschuhe? — Lassen Sie das mit der Reue also immerhin meine eigene Sorge sein. Und wenn Sie keinen anderen Grund haben, sich vor meiner Freundschaft zu fürchten, so schlagen Sie ein!"

Anscheinend völlig unbefangen streckte sie ihm ihre Hand entgegen. Aber wenn sie erwartet hatte, daß er sie freudig ergreifen würde, hatte sie sich doch getäuscht. Wohl machte O'Connor eine rasche Bewegung auf sie zu; noch in demselben Augenblick trat er jedoch wieder um einen Schritt zurück, und wie ein Ausdruck heftigen körperlichen Schmerzes zuckte es um seine Lippen.

„Ich danke Ihnen, Fräulein Maud," sagte er mit gedämpfter Stimme, „aber ich will Sie nicht betrügen."

Sie ließ den Arm sinken, und ihre großen, schimmernden Augen hefteten sich mit klarem, eindringendem Blick auf sein Gesicht. „Das verstehe ich nicht. Welchen Betrug würden Sie denn mit der Annahme meines vielleicht etwas unweiblichen Anerbietens gegen mich begehen?"

„Einen, den ich nicht gestehen darf, ohne mich ent-

weder in Ihren Augen mit dem Schimpf der Lächerlichkeit zu behaften oder mich für immer aus Ihrer Nähe zu verbannen."

Eine ganz feine, kaum wahrnehmbare Blutwelle verbreitete sich unter der zarten, durchsichtigen Haut ihres Antlitzes.

„Und wenn ich mich Ihnen dafür verbürge, daß weder das eine noch das andere geschehen soll — werden Sie mir die Antwort auch dann noch verweigern?"

Zweifelnd sah er ihr eine Sekunde lang in die Augen. Dann aber stürzte er auf sie zu und erfaßte mit einer ungestümen Bewegung ihre beiden Hände, die sie ihm widerstandslos überließ.

„Fräulein Maud — wenn es möglich wäre — wenn ich diese holde Verheißung recht verstände —"

Ihr Lächeln gab ihm eine Antwort, die er unmöglich mißdeuten konnte; von ihren Lippen aber kam es mit einem Anflug allerliebster Schelmerei: „Ich verheiße Ihnen durchaus nichts, mein Herr, als daß ich Ihnen verzeihen werde. Und auch dies nur unter der Bedingung, daß Sie mir reumütig beichten, welchen Betrug Sie beinahe gegen mich begangen hätten. Ich liebe es nicht, wenn man in Rätseln zu mir spricht."

„Nun denn — wäre es nicht ein unwürdiger und unmännlicher Betrug gewesen, wenn ich versucht hätte, eine wunschlos freundschaftliche Empfindung zu erheucheln, von der mein Herz nichts weiß, und vielleicht einzig dadurch die Fortdauer eines Verkehrs zu erschleichen, der für mich seit Wochen den Inbegriff aller irdischen Glückseligkeit ausmacht? Nein, Fräulein Maud, ich kann Ihr Freund nicht sein, und nun wissen Sie auch, warum ich es nicht sein kann. Ich würde Sie Stunde um Stunde aufs neue belügen müssen, indem ich Ihnen zu verbergen suchte, wie heiß, wie glühend, wie unaussprechlich ich Sie liebe."



Sie hatte den Kopf gesenkt, aber sie antwortete nichts und versuchte auch nicht, ihre Hände, die er noch immer mit stürmischem Druck umschlossen hielt, aus den seinen zu ziehen. Da durfte er es wohl wagen, ihr voll leidenschaftlicher Zärtlichkeit ins Ohr zu flüstern: „Maud — meine süße, angebetete Maud — sprich nur ein einziges Wort — nur ein einziges — hast auch du mich ein wenig lieb?"

Sie erhob die Lider, und ihr warmer, beredter Blick ruhte in dem seinen. „Ja, Morgan," sagte sie mit schlichter Aufrichtigkeit, „ich liebe dich — und von ganzem Herzen."

Und dann wurden alle weiteren Fragen und Versicherungen vollkommen überflüssig gemacht durch den langen Kuß, in dem sich die Lippen der beiden glückseligen Menschenkinder gefunden hatten.

Mr. Lincoln Ferguson aber ließ in diesem Moment den Vorhang vor der Thür des Bibliothekzimmers, auf dessen Schwelle er seit etwa zwei Minuten als stummer, ungesehener Beobachter gestanden hatte, wieder herabfallen und kehrte mit langsamen, gemächlichen Schritten zu seinen Gästen zurück. In den Zügen seines faltigen Antlitzes war nichts von dem zu lesen, was in seinem Inneren vorgehen mochte. Sie zeigten weder Ueberraschung noch Aerger, und als sich wenige Minuten später sein alter Freund Andrew, der seit fünfzig Jahren niemals später als um zehn Uhr zu Bett gegangen war, von ihm verabschiedete, sagte er, ihm kräftig die Hand drückend, in einem Ton, wie man nur von unumstößlichen Thatsachen zu sprechen pflegt:

„Also, es bleibt dabei: zwei Monate, nachdem James von seiner europäischen Reise zurückgekehrt ist, feiern wir seine Hochzeit mit Maud."

3.

Die älteren Gäste hatten sich entweder bereits entfernt oder saßen an den Spieltischen, während die junge Welt nach amerikanischem Brauch im Musiksalon zu tanzen begonnen hatte. Nach einem feurigen Walzer, während dessen sie einander mitten unter all den gleichgültigen Menschen allerlei köstliche, geheimnisvolle Geständnisse hatten zuflüstern dürfen, war Morgan O'Connor eben mit einer Verbeugung von Maud zurückgetreten, um sie auch einmal für kurze Zeit anderen Tänzern zu überlassen, als er sich leicht an der Schulter berührt fühlte und zugleich Fergusons gedämpfte, trockene Stimme hörte: „Auf ein Wort, wenn es Ihnen beliebt! Ich möchte eine vertrauliche Frage an Sie richten."

Der junge Irländer fühlte für einen Moment etwas wie leichtes Erschrecken, aber er faßte sich schnell und erklärte dem Gastgeber, daß er ganz zu seiner Verfügung sei.

„Mit Ihrer Erlaubnis werden wir in mein Kabinett gehen," sagte Ferguson. „Ich vermute, daß es nicht mehr als ein Tanz sein wird, den Sie dadurch versäumen."

Darüber, daß diese zu so ungewöhnlicher Stunde begehrte Unterredung eine ganz besondere Ursache und Bedeutung haben müsse, konnte sich der Musiker von vornherein nicht im Zweifel befinden, und im Gegensatz zu dem überschwänglichen Glücksgefühl, das ihn bis dahin erfüllt hatte, war ihm gar nicht recht behaglich zu Mut, als er hinter dem schweigenden Hausherrn verschiedene der glänzenden Räume durchschritt, um dann in ein Gemach einzutreten, dessen Thür Lincoln Ferguson erst mit einem aus der Tasche gezogenen Schlüssel geöffnet hatte.

Erstaunt ließ O'Connor seinen Blick durch das schmale, einfenstrige Zimmer schweifen, das in seiner einfachen,

nüchternen, ja beinahe dürftigen Ausstattung gar seltsam von allen den Teilen des Hauses abstach, die er bisher kennen gelernt hatte. Dies waren ohne Zweifel noch dieselben Möbel, deren sich Lincoln Ferguson einst in seinem bescheidenen Junggesellenquartier bedient hatte, derselbe abgetretene, verschlissene Teppich und dasselbe vergilbte stockfleckige Stahlstichporträt des großen Washington über dem Schreibtisch. Man konnte wahrlich viel eher glauben, in dem Comptoir irgend eines kleinen Kommissionärs, als in dem Privatkabinett eines Mannes zu sein, auf dessen einfache Unterschrift jede Bank in den Vereinigten Staaten unbedenklich Millionen hergegeben hätte.

Mit kurzer Handbewegung deutete Ferguson auf einen der Rohrsessel, während er selbst in dem hölzernen Drehstuhl vor dem Schreibtisch Platz nahm. Dann lehnte er sich zurück und eröffnete das Gespräch zu der gewaltigen Ueberraschung des jungen Irländers, indem er ihn scharf und fest ansah, mit der Frage:

„Nun, Mr. O'Connor, was haben Sie mir zu sagen?"

Der andere fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht stieg. „Ich, Mr. Ferguson? Ich glaubte vielmehr, daß Sie —"

„Auch ich wünsche Ihnen etwas zu sagen — gewiß! Aber ich denke, daß es an Ihnen ist, den Anfang zu machen. Oder bin ich in einem Irrtum? Nehmen Sie an meiner Tochter kein anderes Interesse, als das ihres Musiklehrers?"

Für einen Moment spürte Morgan O'Connor eine Beklemmung, als ob ihm von einer kräftigen Faust die Kehle zusammengepreßt würde. Aber diese Bestürzung war nicht von langer Dauer. Er schüttelte mit energischem Entschluß alle kleinmütige Befangenheit von sich ab und hielt den durchdringenden Blick des anderen aus, ohne mit den Wimpern zu zucken.

„Ich konnte nicht ahnen, Mr. Ferguson, daß Sie

bereits über ein Ereignis unterrichtet seien, auf dessen Eintritt ich selbst noch vor wenig Stunden auch in meinen kühnsten Träumen kaum zu hoffen gewagt hätte. Jetzt aber würde es mir schlecht anstehen, Ihnen anders als mit schlichter Wahrhaftigkeit zu antworten. Ja, ich liebe Fräulein Maud, und ich bin überglücklich in der Gewißheit, daß sie diese Liebe erwidert."

„Sehr wohl! Bis dahin sagen Sie mir nichts Neues. Nun aber weiter! Ich bin neugierig, zu vernehmen, wie Sie sich die fernere Entwickelung der Dinge vorgestellt haben."

Er hätte keinen trockeneren und gleichmütigeren Ton anschlagen können, wenn es sich um die Besprechung irgend eines alltäglichen Geschäfts gehandelt hätte. Seine hageren Finger spielten mit der Uhrkette, und sein Gesicht war undurchdringlich wie das einer Statue.

„Es kann, wie ich meine, da nur eine einzige Art der Entwickelung geben, Mr. Ferguson," erwiderte der Musiker, all seinen Mut zusammennehmend. „Ich würde es vorgezogen haben, meine Werbung auf eine passendere Stunde zu verschieben. Da diese Unterredung aber auf Ihren ausdrücklichen Wunsch stattfindet, werden Sie es mir nicht verübeln, wenn ich Sie mitten in der Nacht und in einer etwas formlosen Weise hiermit um die Hand Ihrer Tochter bitte."

„Die Tageszeit ist gleichgültig, und eine rasche Erledigung ist in allen Dingen die beste. Sie wünschen also, meine Tochter zu heiraten, und Sie haben darauf gerechnet, daß sie eine große Mitgift erhalten werde — nicht wahr?"

Morgan O'Connor wechselte die Farbe, wie jemand, dem man eine schwere Beleidigung ins Gesicht geschleudert hat. „Ich mußte vielleicht auf eine solche Frage gefaßt sein; aber ich versichere Ihnen bei meiner Manneschre,

Mr. Ferguson, daß meine Bewerbung um Maud nichts mit derartigen Berechnungen und Spekulationen zu schaffen hat."

„Um so besser, denn wir werden uns alsdann ohne Mühe verständigen. Kurz und klar also: meine Tochter wird meine einzige Erbin sein. Abgesehen von einigen Schenkungen, die ich gemeinnützigen Instituten zugedacht habe, fällt ihr nach meinem Tode alles zu, was ich besitze. Aber wohlverstanden: nach meinem Tode — nicht früher! Ich will nicht, daß sie das Opfer irgend eines Mitgiftjägers werde, und nichts in der Welt wird mich bestimmen können, auch nur um Haaresbreite von meinen wohlerwogenen Entschlüssen abzugehen. Maud empfängt bei ihrer Verheiratung eine angemessene Aussteuer — sonst nichts! — Ich hoffe, daß Sie mich vollkommen begriffen haben, Mr. O'Connor!"

„Vollkommen! Und wenn Sie mir eine Million als Morgengabe versprochen hätten, würden Sie mir damit wahrlich eine viel geringere Freude bereitet haben als durch diese Erklärung. Denn Sie haben mir nun auch den letzten Rest der drückenden Empfindung vom Herzen genommen, daß irgend jemand die Beweggründe meines Handelns verkennen und verdammen könnte."

Lincoln Ferguson nickte. „Da diese Frage also, wie ich sehe, für Sie ganz ohne Bedeutung ist, befinden Sie sich ohne Zweifel in der Lage, Ihre Frau und — wenn es sein muß — später auch eine größere Familie aus eigenen Mitteln anständig zu ernähren."

„Ich hoffe es, Mr. Ferguson, wenn ich auch bis jetzt kein nennenswertes Vermögen besitze. Aber es ist mir gelungen, mich als Musiklehrer gut einzuführen. Ich verdiene schon jetzt mehr als zweihundert Dollars monatlich, und wenn ich von nun an alle Kräfte anspanne, was ja unter den obwaltenden Umständen ganz selbst-

verständlich ist, so hoffe ich, es nach einem Jahre bereits auf das Doppelte gebracht zu haben."

„Das wären also vierhundert Dollars monatlich. Und andere Hilfsquellen oder Aussichten haben Sie nicht?"

„Nein. Denn daß ich nebenher an einer großen Oper arbeite, die mir nach ihrer Vollendung möglicherweise ein Vermögen eintragen kann, wird Ihnen vielleicht nicht als eine besonders sichere und glänzende Aussicht erscheinen."

Lincoln Ferguson hielt es nicht für notwendig, darauf zu antworten, aber er schloß ein Fach seines Schreibtisches auf und brachte aus dessen Tiefe ein schmales, ziemlich abgegriffenes Kontobuch zum Vorschein. Er winkte O'Connor, näher zu treten, und deutete mit dem Finger auf das Facit einer längeren Ziffernreihe, die eine offenbar aufs Geratewohl aufgeschlagene Seite bedeckte.

„Können Sie diese Zahl lesen, junger Mann?"

„Ich denke wohl. Sie heißt: siebenundzwanzigtausendachthundert und dreizehn Dollars sechzig Cents."

„Richtig. Und wissen Sie, was sie bedeutet? — Sie bedeutet die Summe der sogenannten kleinen Ausgaben meiner Tochter während eines Jahres, ohne daß dabei die Kosten ihrer Toiletten eingerechnet wären und die Geschenke an Schmuck und Kunstgegenständen, die ich ihr gemacht habe."

Morgan O'Connor blickte starr auf die inhaltsschwere Zahl. „Sie wollen Ihren Scherz mit mir treiben," sagte er beklommen. „Das — das ist ja unmöglich."

„Meine Bücher pflegen richtig geführt zu sein, wie ich denke. Und ich kann nicht finden, daß Maud eine Verschwenderin ist. Da, sehen Sie her" — und er blätterte eine Anzahl von Seiten zurück. „Ihre Mutter brauchte für die Befriedigung ihrer kleinen persönlichen Bedürfnisse durchschnittlich weit mehr als das Doppelte dieser Summe."

„Unter diesen Umständen können Sie Ihre Tochter nur einem Millionär zur Gattin geben, Mr. Ferguson!“

„Ich denke, daß es so ist,“ lautete die gleichmütige Entgegnung. „Ich bedaure es selbst, aber es läßt sich nun einmal nicht ändern.“

„Und haben Sie bei Mauds Erziehung niemals an die Möglichkeit gedacht, daß sie ihr Herz eines Tages an einen Mann verlieren könne, der ihrer würdig und fähig wäre, sie glücklich zu machen, ohne auch über Millionen zu gebieten?“

„Sie sind im Irrtum, Mr. O'Connor, wenn Sie die Verantwortung für Mauds vornehme Neigungen auf meine Erziehungsmethode wälzen. Sie würde dieselbe geworden sein, auch wenn ich sie in einem Kloster hätte aufwachsen lassen. Es ist eben das Blut ihrer Mutter, das sich nicht verleugnet.“

„Aber Ihre Tochter weiß, daß ich arm bin, und sie hat es erst an diesem Abend gegen mich ausgesprochen, daß sie den Reichtum gering achtet. Sie wird in dem Glück der Liebe tausendfachen Ersatz finden für den Verzicht auf jene oberflächlichen Freuden und Genüsse, die ich ihr nicht zu gewähren vermag.“

„Für ein paar Wochen oder Monate — solange die Sache für sie den Reiz der Neuheit hat — vielleicht! Aber vielleicht auch nicht einmal so lange! Denn niemand kann gegen seine Natur, mein werter Mr. O'Connor! Und wenn meine Tochter anderer Meinung ist, so geschieht es, weil sie sich selbst noch sehr wenig und das Leben noch gar nicht kennt. Man schätzt leicht gering, was man im Ueberfluß besitzt, und auch ihre Mutter hat zuweilen mit Verachtung von meinem Reichtum gesprochen. Ich aber sage Ihnen, daß ich mich in derselben Stunde totgeschossen hätte, wo ich nicht mehr im stande gewesen wäre, ihr alle jene „oberflächlichen Freuden und Genüsse“



zu gewähren; denn meine Frau hätte sich als das unglücklichste aller Geschöpfe gefühlt, wenn sie auch nur eine von ihnen hätte entbehren müssen. Sie war eben von der Natur nur für Luxus und Wohlleben geschaffen. In ärmlichen Verhältnissen wäre sie verschmachtet wie ein Fisch auf dem Trockenen. Und Maud hat das Blut ihrer Mutter."

„Sie denken sehr klein von Ihrer Tochter, Mr. Ferguson, und es müßte ein trauriges Ding sein um meine Liebe, wenn ich nicht eine bessere Meinung von ihr hätte. Ich sehe ja, daß es Ihre Absicht ist, mich abzuweisen —"

Der andere unterbrach ihn mit einem Kopfschütteln. „Nicht doch! Ich hätte nicht so viele Worte zu machen brauchen, wenn das meine Absicht wäre. Maud ist die freie Herrin ihrer Hand, und ich denke nicht daran, einen Zwang auf ihre Entschließungen auszuüben."

Ein freudiger Hoffnungsschimmer verklärte die eben noch sehr niedergeschlagene Miene des jungen Künstlers. „Wenn das Ihr Ernst ist, so ist mir um mein Glück nicht mehr bange. Mag sie denn wählen zwischen den verschwenderischen Annehmlichkeiten ihres bisherigen Lebens und dem bescheidenen Lose, das sie an meiner Seite erwartet. Ich sehe ihrer Entscheidung mit Ruhe entgegen, denn ich weiß, wie sie ausfallen wird."

„Zu Ihren Gunsten — ohne Zweifel! Und Sie werden die Genugthuung haben, daß durch Ihre frische Stimme und Ihr hübsches Gesicht ein ahnungsloses Geschöpf ins Unglück gelockt worden ist. Denn sie wird unglücklich werden, gleichviel, ob sie an Ihrer Seite die Armut kennen lernen oder ob sie Sie verachten müßte, weil es das Geld ihres Vaters ist, mit dessen Hilfe sie davor geschützt wird. Darum sollten Sie mit sich zu Rate gehen, junger Mann, ehe Sie sich beeilen, die günstigen Umstände für sich auszunützen. Als ich mich in Ihren Jahren befand, war ich auch einmal sterblich ver-

liebt, und das Mädchen, das ich sehr gern zu meiner Frau gemacht hätte, war viel weniger anspruchsvoll und verwöhnt, als es Maud heute ist. Aber ich hatte mir nur erst ein kleines Vermögen erworben und war nicht sicher, ob ich nicht auch dies wenige eines Tages wieder verlieren würde. Da schämte ich mich, um sie zu werben, und machte einen dicken Strich durch meine Hoffnungen, obwohl ich wußte, daß sie mir gut war und obwohl ich eine Zeitlang allen Ernstes meinte, daß ich daran zu Grunde gehen müßte. Nun, ich bin nicht an gebrochenem Herzen gestorben, wie Sie sehen, und das Mädchen auch nicht. Aber ich habe von da an mit doppeltem Eifer gearbeitet, um mir ein großes Vermögen zu schaffen, denn ich hatte in jenen schweren Tagen erkennen gelernt, daß nur der ausreichende Besitz an irdischen Gütern den Menschen zum Herrn seines Schicksals macht. Als ich es zu einiger Wohlhabenheit gebracht hatte, war meine Jugendliebe längst die glückliche Frau eines anderen, und ich dankte dem Himmel dafür, denn ich hatte mich inzwischen hinlänglich überzeugen können, daß wir ganz und gar nicht zu einander gepaßt hätten."

„Und Sie haben mir diese Geschichte erzählt, Mr. Ferguson, damit ich Ihrem Beispiel folgen und es ebenso machen soll wie Sie?"

„Ich habe sie Ihnen erzählt, weil sie mir eben einfiel. Im übrigen halte ich Sie für einen Ehrenmann, der meines Rates nicht bedarf, um zu wissen, was er zu thun hat."

„Ich danke Ihnen für die gute Meinung!" sagte O'Connor bitter. Dann gab es ein langes Schweigen, während dessen Ferguson unbeweglichen Antlitzes fortfuhr, mit seiner Uhrkette zu spielen. Der junge Musiker aber starrte unverwandt auf das stockfleckige Porträt Washingtons über dem alten, abgenutzten Schreibtisch, und es war

der härteste Kampf seines jungen Lebens, den er in diesen entscheidungsschweren Augenblicken auszukämpfen hatte.

Ohne Zweifel war es mit kluger Berechnung des Eindruckes geschehen, daß der Millionär ihn zu dieser Unterredung gerade hierher geführt hatte. Denn in keinem seiner fürstlich ausgestatteten Salons würde dem jungen Bewerber der unermeßliche Abstand zwischen seiner eigenen bescheidenen Lebenssphäre und der märchenhaften Welt des Reichtums, in der die Geliebte heimisch war, so eindringlich, so überwältigend zum Bewußtsein gekommen sein, als gerade hier. Diese mehr als bescheidenen Anfänge einer zu schwindelnder Höhe emporgestiegenen Laufbahn, die ihn hier umgaben, erfüllten ihn in seiner naiven Unkenntnis des Börsen- und Spekulantenlebens, das dem vom Glück Begünstigten über Nacht Millionen in den Schoß werfen kann, mit einer übertriebenen Ehrfurcht vor dem Genie und der Thatkraft des Mannes, der eine solche Laufbahn zurückzulegen vermocht hatte. Nie war ihm seine eigene Existenz so armselig, nie waren ihm seine Talente so gering und wertlos vorgekommen, als indem er sie mit dem zu vergleichen suchte, was ihm hier vor Augen trat. Auch wenn ihm die größten Erfolge beschieden waren, Erfolge, von denen er bisher noch kaum zu träumen gewagt hatte — zu dem Reichtum und zu der gesellschaftlichen Stellung Fergusons würde er es doch niemals bringen können, und Maud mußte aus ihrer stolzen Höhe tief, tief hinabsteigen, indem sie sich ihm zu eigen gab.

Handelte er nicht in Wahrheit selbstisch und unwürdig, wenn er ein solches Opfer von ihr annahm, ohne dafür eine andere Gegenleistung bieten zu können, als seine Liebe?

„Und wenn ich Sie nun ausdrücklich bäte, mir zu sagen, was Sie jetzt von mir erwarten? Wie würde dann Ihre Antwort lauten?"

Mit gepreßter Stimme, als käme jedes Wort nur widerstrebend über seine Lippen, hatte er diese Frage an Ferguson gerichtet.

Der Millionär aber schien etwas Aehnliches vorausgesetzt zu haben, denn seine Entgegnung folgte ohne alles Zögern. „Ich erwarte von Ihrer Rechtschaffenheit, daß Sie meiner Tochter Zeit lassen, sich ernstlich zu prüfen.“

„Und wie sollte ich es Ihrer Meinung nach anfangen, ihr diesen Vorschlag zu machen, ohne sie tödlich zu kränken?“

„O, ich denke, nichts wäre einfacher als das. Schreiben Sie ihr morgen etwa dasselbe, was ich Ihnen vorhin gesagt habe — natürlich, ohne meiner dabei Erwähnung zu thun. Und fügen Sie hinzu, daß Ihr Ehrgefühl Ihnen verbietet, aus ihrer Unerfahrenheit Nutzen zu ziehen. Geben Sie ihr ihre volle Freiheit zurück, meinetwegen mit der Erklärung, daß Sie nach einem Jahre wiederkommen würden, um noch einmal ihre Hand zu erbitten. Vielleicht hat Ihnen Ihre Oper bis dahin wirklich ein Vermögen eingetragen; vielleicht auch ist Mauds Liebe stark genug, die Probe zu bestehen.“

„Ich danke Ihnen für den vortrefflichen Rat. Und natürlich ist es Ihrer Meinung nach geboten, daß ich sie bis zum Ablauf dieses seltsamen Probejahres nicht wiedersehe, daß ich die Unterrichtsstunden sofort abbreche und mich angelegentlichst bemühe, jeder zufälligen Begegnung auszuweichen?“

„Sie können sich die Antwort darauf selbst geben, Mr. O'Connor, wenn es Ihnen Ernst ist mit dem, was Sie zu beabsichtigen scheinen.“

Wieder gab es eine lange Stille; dann strich sich der Musiker mit der Hand über Stirn und Augen und warf den braunlockigen Kopf stolz zurück. „Ich sehe ein, daß Sie recht haben, Mr. Ferguson! Und ich werde thun, wie Sie mir rieten. Sind Sie mit dieser Erklärung zufrieden?“

„Es kommt wohl weniger darauf an, daß ich zufrieden bin, als daß Sie selbst später mit sich zufrieden sein dürften, junger Mann! Und Sie werden mir vielleicht noch einmal Dank dafür wissen, daß ich Ihnen in dieser Stunde den rechten Weg gezeigt habe."

„Vielleicht!" klang es mit einem Ausdruck schmerzlichster Bitterkeit von O'Connors Lippen zurück. „Aber zu lange schon haben Sie sich meinetwegen Ihren Gästen entzogen, und wir haben einander ja wohl vorläufig nichts mehr zu sagen."

Ferguson verschloß bedächtig seinen Schreibtisch und stand auf. „Wenn Sie jemals eines Freundes bedürfen, Mr. O'Connor, eines Mannes, der Ihre Interessen fördern oder Ihnen in der Bedrängnis beistehen soll —"

„So wird der Vater des Mädchens, das ich liebe, sicherlich der letzte sein, an den ich mich mit der Bitte um seine Unterstützuung wende. Sagten Sie nicht vorhin, daß Sie mich für einen Mann von Ehre hielten, Mr. Ferguson?"

„Ihre Hand, junger Freund! Ich wünsche Ihnen von Herzen alles Gute und nicht zuletzt eine Frau, die besser für Sie paßt als meine Tochter."

Für einen flüchtigen Moment nur hatte Morgan O'Connors Rechte die hageren, kühlen Finger des Millionärs berührt. „Ich bitte Sie, mich Miß Maud zu empfehlen, denn ich werde nicht zu der Gesellschaft zurückkehren. — Gute Nacht."

„Gute Nacht, Mr. O'Connor."

4.

Wohl eine Stunde lang war Morgan O'Connor mit brennender Stirn und fieberhaft jagenden Pulsen noch durch die nächtlich stillen Straßen gewandert, ehe er sich entschloß, seine Wohnung aufzusuchen. Nie in seinem

Leben hatte er sich so unglücklich, so zum Tode elend gefühlt, als nach diesem jähen Sturz aus der Sonnenhöhe der überschwänglichsten Glückseligkeit; nie zuvor war er von solcher Unzufriedenheit mit sich selbst, von so bitterem Groll gegen die Welt und das Schicksal erfüllt gewesen, als nach diesem Abend, der ihn für eine kurze Zeit als den beneidenswertesten aller Sterblichen gesehen hatte.

„Vorbei! Vorbei!“ sagte er laut vor sich hin, und mechanisch wiederholte er das traurige Wort immer und immer wieder, wie wenn er sich in grausamer Selbstpeinigung die Gewißheit seines Verlustes und das Thörichte der Hoffnungen, die sich trotz alledem zuweilen noch in einem Winkel seines Herzens regen wollten, gar nicht eindringlich genug zum Bewußtsein bringen könnte.

Nein, er hatte nichts mehr zu hoffen, und er wollte nicht mehr hoffen. Maud Ferguson sollte nicht um seinetwillen auf alles verzichten, was bis dahin ihr Leben geschmückt und verschönt hatte. Es bedurfte der Probe nicht erst, die ihm ihr menschenkundiger Vater vorgeschlagen. Nicht an ihr, dem verwöhnten, unerfahrenen Kinde des Glückes, sondern an ihm, dem starken, im harten Daseinskampf gefestigten Manne, war es, Entsagung zu üben. Und besser immer noch, daß sie ihn jetzt falsch beurteilte und seiner vielleicht hinfort nur noch mit einem Gefühl der Verachtung gedachte, als daß sie ihm später den Vorwurf machen durfte, ihre Unkenntnis der Welt und des Lebens in schnöder Selbstsucht mißbraucht zu haben.

Eine gewisse stumpfe Resignation war als Rückschlag auf die gewaltige Erregung über den jungen Musiker gekommen, als er lange nach Mitternacht die Treppe des einfachen Mietshauses erstieg, in dessen drittem Stockwerk er mit seiner Mutter eine bescheidene Wohnung inne hatte. Er ging auf den Fußspitzen und bemühte sich, das Schloß

möglichst geräuschlos zu öffnen; denn die alte Dame mußte ja längst zur Ruhe gegangen sein, und er wußte, daß sie leise schlief. Behutsam schlich er über den Gang, um sein Zimmer zu gewinnen, und aufs höchste überrascht blieb er stehen, als sich plötzlich eine der Thüren öffnete und er die hohe Gestalt seiner Mutter völlig angekleidet auf der Schwelle stehen sah. Ihr von dichtem, schneeweißem Haar umrahmtes Antlitz war beschattet, so daß er den Ausdruck desselben nicht sogleich erkennen konnte; aber in ihrer Haltung wie in der stummen Gebärde, mit der sie ihn einzutreten bedeutete, war etwas Seltsames, Fremdes, das ihn mit Bestürzung erfüllte, ohne daß er sich hätte Rechenschaft darüber geben können, weshalb es geschah.

„Du bist noch auf, Mutter — zu so später Stunde? Hoffentlich geschah es nicht meinetwegen, daß du wach geblieben bist."

Ihrem schweigenden Wink gehorsam, war er in das Wohnzimmer eingetreten, und nun, da sich ihm Frau O'Connor zuwandte, strömte das volle Licht der Hängelampe über ihr Gesicht. In dem nämlichen Moment aber, da er einen Blick auf dies Antlitz geworfen, stürzte der junge Mann mit einem Ausruf des Schreckens auf sie zu und legte voll zärtlicher Besorgnis seinen Arm um ihre Schulter.

„Mutter, liebste Mutter, was ist dir? Bist du krank?"

Das Aussehen der Matrone hatte ihn notwendig auf die in seiner Frage ausgesprochene Vermutung bringen müssen, denn ihre noch immer auffallend schönen, energischen Züge schienen gleichsam versteint in einem Ausdruck namenlosen körperlichen oder seelischen Schmerzes.

Verneinend schüttelte sie langsam das weiße Haupt. „Ich bin nicht krank, Morgan. Mir ist wohl und ich bin ganz ruhig. — Du siehst doch, daß ich ganz ruhig bin?"

„Ich sehe es, Mutter. Aber ich lese dir vom Gesicht, daß in meiner Abwesenheit etwas Schlimmes geschehen sein muß — etwas Schreckliches vielleicht. Es ist doch nicht William, den es betrifft? Du hast Nachrichten von ihm erhalten — schlechte Nachrichten, Mutter!"

So ungestüm hatte er die Worte hervorgesprudelt, daß sie nicht Zeit gefunden hatte, ihn zu unterbrechen. Jetzt löste sie sanft seinen Arm von ihrer Schulter und nahm seine beiden Hände in die ihrigen.

„Ja, ich habe eine Nachricht von ihm erhalten, und sie ist nicht gut. Aber du wirst dich als mein starker, tapferer Sohn erweisen, wenn ich sie dir mitteile — nicht wahr, Morgan? — Du wirst dich nicht von einem schwachen Weibe beschämen lassen?"

Sein Gesicht war plötzlich so weiß geworden wie ein Linnen, und seine Lippen zitterten „Mutter —" brachte er mit furchtbarer Anstrengung heraus, „er — er ist doch nicht tot? Nein, das nicht — nicht wahr, das nicht! Du könntest ja nicht so gefaßt vor mir stehen, wenn es dies Fürchterliche wäre."

„Sei ein Mann, Morgan! — Ja, dein Bruder William weilt nicht mehr auf Erden. Wir beide werden ihn niemals wiedersehen."

Ein wilder Schrei hallte durch das Zimmer. Weder das heroische Beispiel, noch die eindringliche Mahnung der Greisin waren im stande gewesen, den Ausbruch des verzweifelten Schmerzes zu hindern, der wie mit spitzigen Messern Morgan O'Connors Herz durchbohrte. Er riß seine Hände aus denen der Mutter, preßte die geballten Fäuste gegen die Schläfen und rannte wie ein Wahnsinniger durch das Zimmer.

„Tot — tot! Mein William — mein edler, herrlicher Bruder! Es ist ja nicht möglich — ich kann es nicht fassen. Er mit seiner blühenden, eichenstarken Reckengestalt!

Und gestern noch freuten wir uns des lustigen, hoffnungsvollen Briefes, den er uns geschrieben — nein, es ist undenkbar, Mutter, es kann nicht sein! Ich glaube nicht daran, ich will nicht daran glauben. Irgend ein Schurke, der dich und mich martern wollte, hat dich belogen. Von wem hast du diese falsche Nachricht erhalten?"

„Sie ist nicht falsch, Morgan. Mr. Littlehales selbst hat sie mir vor drei Stunden überbracht."

„Littlehales — der New Yorker Direktor der Schuylkill-Grubengesellschaft, in deren Diensten William sich befindet?"

„Derselbe. Im Laufe des Abends ist die Mitteilung bei der Gesellschaft eingetroffen, und an ihrer Richtigkeit ist nach seinen Versicherungen nicht zu zweifeln."

In statuenhafter Unbeweglichkeit, mit herabhängenden Armen und straff aufgerichtet, stand die alte Frau da. In ihrem Gesicht bewegte sich kein Muskel, und keine Thräne feuchtete ihr Auge. Morgan aber begann seine verzweifelte Wanderung durch das Zimmer von neuem.

„Wenn ich es nur zu begreifen vermöchte!" murmelte er. „Wenn ich es mir nur vorstellen könnte! — Tot — mein Bruder William tot!" Und dann, plötzlich wieder stehen bleibend, fragte er: „Ein Grubenunglück also? — Und ist er das einzige Opfer gewesen?"

„Er war das einzige. Aber er ist nicht im Bergwerk gestorben, nicht bei der Ausübung seines Berufs, sondern auf der Straße und unter den Kugeln meuchlerischer Schurken. Die Molly-Maguires haben ihn ermordet."

Abermals schrie Morgan O'Connor auf, diesmal aber war es ein Aufschrei furchtbarster Wut. Sein Gesicht hatte sich bis über die Stirn hinauf dunkel gerötet, und seine Augen sprühten.

„Gemordet? Meuchlerisch ermordet wie sein unglücklicher Vater? — Und von demselben verruchten Gesindel!

— Ah, diesmal sollen die Schufte ihrer That nicht froh werden! Bei meinem ewigen Seelenheil, Bruder: ich schwöre dir's, dich blutig zu rächen!"

Jetzt klagte und jammerte er nicht mehr. Die letzten Worte seiner Mutter hatten offenbar eine gewaltige Veränderung in seinem Seelenzustande hervorgebracht.

„Laß mich alles erfahren!" drängte er. „Wann ist es geschehen und wie?"

„Mr. Littlehales konnte mir über die Einzelheiten noch keine Auskunft geben. Ein ausführlicher Bericht wird, wie er sagte, erst morgen erwartet. Alles was er wußte, war, daß William in Pottsville beim Verlassen des Hotels, in dem er zu speisen pflegte, von vier Männern umringt und mit Revolverschüssen niedergestreckt worden sei. — Er war auf der Stelle tot!"

Ihre Stimme hatte erst ein wenig gezittert; aber sie war dann wieder ganz fest geworden. Wäre nicht der beinahe unheimlich starre Schmerzensausdruck auf ihrem Gesicht gewesen, ihr seltsames Benehmen hätte kalt und herzlos erscheinen müssen. Morgan aber wußte besser als irgend ein Mensch in der Welt, wie unermeßlich sie ihren ältesten Sohn geliebt hatte, und gerade ihre nahezu übermenschliche äußere Gefaßtheit war es, die für einen Moment seinen namenlosen Kummer um den unglücklichen Bruder zurücktreten ließ vor der Sorge um sie.

„Du solltest dich nicht zwingen, so ruhig zu scheinen, liebste Mutter," bat er innig. „Ich weiß, du thust es um meinetwillen; aber ich gelobe dir, daß ich mich beherrschen werde. Und ich bitte dich, deiner Kraft nicht länger zuzumuten, was keines Menschen Kraft zu leisten vermag, wenn er nicht darüber wahnsinnig werden soll. Halte deine Thränen nicht zurück — tausendmal lieber will ich dich weinen und jammern sehen, als in dieser schrecklichen, steinernen Ruhe."

„Können meine Thränen ihn zum Leben erwecken, Morgan? Ich denke, du und ich, wir beide haben jetzt Besseres zu thun, als uns in ohnmächtigen Klagen zu erschöpfen."

„Auch du, Mutter? Ich verstehe nicht, was du damit sagen willst?"

„Als man deinen Vater an meiner Seite niederschoß, habe ich geweint und gejammert nach Frauenart. Unter heißen Thränen habe ich den Himmel angefleht, seinen Mörder zu strafen, und auf meinen Knieen habe ich die Männer, die ich für die starken Hüter der Gesetze hielt, beschworen, seinen Tod an den Schuldigen zu rächen. Aber meine Thränen und mein Flehen waren umsonst. Der Himmel hat sich nicht um meine Verzweiflung gekümmert; die Hüter der Gesetze haben sich als Dummköpfe und Feiglinge erwiesen. Soll das auch diesmal das Ende sein, Morgan? Sollen wir unser Leben weiterschleppen mit dem Bewußtsein, daß die Elenden straflos umhergehen, die mit verruchten Händen unser Liebstes elend geschlachtet haben? Nein, sage ich, und tausendmal nein! Wenn ich die Mörder tot vor mir sehe, dann — ja, dann werde ich vielleicht auch Thränen für meinen William haben. Bis dahin aber will ich stark sein und hart wie Stahl. Denn diesmal werde ich nicht auf das Eingreifen des Himmels oder auf das Walten der sogenannten irdischen Gerechtigkeit warten — diesmal werde ich die Qualen meines zerrissenen Mutterherzens selbst zu rächen wissen."

Sie hatte ihre hohe gebietende Gestalt noch straffer emporgerichtet, und in ihren tiefen Augen glühte ein Feuer, das beredter als Worte für die leidenschaftliche Glut ihres Racheverlangens und für den heiligen Ernst ihrer Entschlüsse zeugte. Der heiße Wunsch, unerbittliche Vergeltung an den Zerstörern ihres Glückes zu üben,

hatte offenbar in diesem Augenblick alles Weiche und Weibliche in ihr ertötet. Wäre jetzt einer von William O'Connors Mördern im Bereich ihres Armes gewesen, sie hätte ohne Zweifel den Mut und die Kraft besessen, ihn mit ihren Händen zu erwürgen.

Morgan hatte mit düsterer Miene ihren Worten gelauscht, nun bewegte er energisch abwehrend das Haupt. „Nein, Mutter, das ist keine Aufgabe für eine Frau. Was könntest du gegen diese Horde von Mordgesellen ausrichten, von denen man sagt, daß sie nach Tausenden zählen? Wie könntest du daran denken, dich mitten unter sie zu begeben? Sie würden deinen Schmerz verhöhnen oder sie würden vielleicht auch dich ermorden. Nie werde ich es geschehen lassen, daß du nach Pennsylvanien gehst, wo unter der Schreckensherrschaft dieser fürchterlichen Molly-Maguires die entsetzlichsten Schandthaten zu alltäglichen Dingen geworden sind. Wohl soll Williams Tod an seinen Mördern gerächt werden; aber der ihn zu rächen hat, bin ich! Ich habe es bereits geschworen, und ich schwöre es noch einmal: daß bis zu dem Tage, an dem auch der letzte Mitschuldige seine verdiente Strafe empfangen, all mein Denken und Trachten nur auf dies einzige Ziel gerichtet sein soll. Mein eigenes Leben will ich dafür einsetzen, und eine Stimme in meinem Herzen, die mich nicht täuschen kann, sagt mir, daß ich nicht sterben werde, ehe das Rachewerk vollbracht ist."

„Aber das Mädchen, das du liebst, Morgan? Denkst du nicht auch an sie?"

Mit großen Augen sah er zu seiner Mutter auf. „Bist du denn allwissend, daß du auch dies erraten konntest? Oder bin ich ein Nachtwandler, der seine Geheimnisse ausplaudert, ohne es selbst zu ahnen?"

„Dessen bedurfte es nicht, mein Sohn. Ein Mutterauge sieht scharf und läßt sich nicht täuschen. Als du mir

zum erstenmal von deiner neuen Schülerin erzähltest, wußte ich, daß nun die entscheidende Stunde in deinem Leben gekommen sei. Du selbst warst dir damals vielleicht noch nicht einmal darüber klar, daß du sie liebtest. Ich aber wußte es, und ich habe Mittel gefunden, mir wenigstens aus der Ferne das Mädchen anzusehen, das mir nach dem Willen des Schicksals über kurz oder lang den besten Teil deines Herzens abwendig machen würde. Und ich lernte dein Entzücken verstehen, als ich sie gesehen hatte. Diese Maud Ferguson ist schön — so schön, daß ein König dich um ihren Besitz beneiden könnte, wenn es dir gelingt, sie zu gewinnen."

„Nicht weiter, Mutter — ich bitte dich," fiel er ihr mit zuckenden Lippen in die Rede. „Ich werde nie diesen Neid herausfordern, denn mein kurzer Liebestraum ist bereits zu Ende geträumt. Mögen andere ihre Hand nach diesem Kleinod ausstrecken; für mich ist es auf immer verloren."

Und da er ihrem ernsten, fragenden Blick begegnete, überkam ihn mit einemmal ein mächtiges, unwiderstehliches Verlangen, den ganzen Gram seines todwunden Herzens vor ihr auszuschütten. In raschen Worten erzählte er ihr alles, was sich an diesem Abend in Lincoln Fergusons Hause zugetragen, von den ersten freundlichen Worten, die Maud im Bibliothekzimmer an ihn gerichtet, bis zu dem Versprechen, das ihm ihr Vater in kluger Berechnung abzuringen gewußt hatte, und bis zu dem Entschlusse mannhafter Entsagung, den er nach grausamen Kämpfen auf seiner einsamen nächtlichen Wanderung gefaßt.

Die alte Frau hörte ihn an, ohne ihn zu unterbrechen; aber sie neigte, als er geendet, zustimmend den weißen Kopf. „Du hast recht gethan, Morgan. Wenn ihres Vaters Schilderung zutrifft, wäre sie nimmermehr eine



Frau für dich gewesen. Und du wirst den Schmerz dieser ersten Enttäuschung verwinden; denn der Himmel wird dich eine bessere Lebensgefährtin finden lassen, als diese verwöhnte, launenhafte Schönheit, die von ihrer leichtlebigen Mutter vielleicht noch schlimmere Eigenschaften ererbt hat, als die Neigung zu thörichtem Luxus und verschwenderischem Wohlleben."

Durch eine bittende Gebärde hinderte er sie, noch mehr zu sagen. „Sprich nicht mit Geringschätzung von ihr, Mutter, ich kann es nicht ertragen. Wenn sie jene Fehler wirklich besäße, so wäre es doch nicht ihr Verschulden, sondern einzig die Frucht einer verfehlten Erziehung. Und welche Bewandtnis es auch immer damit haben mag — ich kann wohl der Hoffnung auf ihren Besitz entsagen, aber ich werde darum doch niemals aufhören, sie zu lieben."

„Mein armer Sohn!" sagte sie, und ein rührender Klang unendlicher mütterlicher Zärtlichkeit zitterte in ihrer Stimme. Dann aber mochte sie plötzlich wieder jenes anderen Sohnes gedenken, der jetzt fern von ihr kalt und starr auf der Totenbahre lag, denn ihre Züge nahmen wieder den vorigen harten, fast medusenhaften Ausdruck an, und in einem ganz veränderten Tone fuhr sie fort: „Und was würdest du nun unternehmen, Morgan, um deinen Bruder zu rächen?"

„Wie soll ich darauf antworten, Mutter, ohne die näheren Umstände seines Todes und die Gründe zu kennen, die ihm den Haß seiner Mörder zugezogen! Er hat uns über die Verhältnisse im Minenbezirk ja niemals etwas anderes geschrieben, als daß dort alles in schönster Ordnung sei."

„Er hat wohl verhindern wollen, daß wir uns um ihn sorgten. Denn daß die Molly-Maguires die Urheber seines Todes sind, ist nach der Versicherung Mr. Littlehales' ganz gewiß."



„So werde ich morgen in das Bureau der Gesellschaft gehen, um mir dort nähere Auskünfte zu holen. Noch im Laufe des Tages kann ich alsdann die Reise nach Pennsylvanien antreten, und sicherlich werde ich erst dann nach New York zurückkehren, wenn meine Aufgabe vollbracht ist."

„Und dein Beruf? Deine Unterrichtsstunden? Fürchtest du nicht, die mühsam erkämpfte Existenz durch eine Abwesenheit von unbestimmter Dauer wieder aufs Spiel zu setzen?"

„Ach, Mutter, was kümmert mich das? Was bedeutet mir die armselige Brotfrage, wo es sich um die Erfüllung der höchsten und heiligsten Pflichten handelt! Meine Ersparnisse werden hinreichen, dich bei deinen bescheidenen Bedürfnissen hier für längere Zeit vor Not zu schützen. Und was mich betrifft, so soll mich, wie ich denke, die Natur nicht umsonst mit einem gesunden Körper und mit starken Armen ausgerüstet haben. Ich werde mir das wenige, dessen ich zur Fristung meines Daseins bedarf, auch da erwerben können, wo man weder für einen Konzertsänger noch für einen Klavierlehrer Verwendung hat."

Er war jetzt äußerlich ganz ruhig geworden, aber eine felsenfeste, unbeugsame Entschlossenheit sprach aus seinen Zügen wie aus jedem seiner Worte. Lange ruhten die Augen der Matrone wie prüfend auf seinem Gesicht; dann erhob sie plötzlich die Arme und warf sich an seine Brust.

„So thu' denn, mein Sohn, wozu dein Herz dich treibt! Ich darf dich nicht halten, und das Schicksal wird es nicht geschehen lassen, daß sie mir auch dich hinmorden, wie sie mir alles andere hingemordet haben, was mir auf Erden teuer war."

„Es wird mir gelingen, Mutter," sagte er mit dem Ausdruck unerschütterlicher Ueberzeugung.

(Fortsetzung folgt.)



Die Doktorschrift.

Humoreske von **Friedrich Thieme.**

Mit Illustrationen von W. Zweigle.

1.

(Nachdruck verboten.)

Doktor Emil Bork, ein junger, gesuchter Arzt, schritt mit gewohnter Eile an dem Schaukasten des Hofphotographen Lenz vorüber. Mehrere Personen, in der Mehrzahl weiblichen Geschlechtes, belagerten wie immer die Ausstellung, denn die Photographien des Herrn Lenz erfreuten sich eines ausgezeichneten Rufes. Er war ein Künstler in seinem Fache, und auf das Geheimnis der Retouche verstand er sich so vorzüglich, daß die Natur im Spiegel seiner Kunst sich gestehen mußte, schöner geworden zu sein, ohne doch den Bildner der Uebertreibung oder Unterschlagung bezichtigen zu können. Außerdem besaß er aber ein Talent, fast noch wertvoller als seine Geschicklichkeit in der Herstellung seiner Bilder — er wußte diese nämlich in einer Weise zu arrangieren, daß sich die Wirkung auf den Beschauer verdoppelte. Nicht nur gab er jedem Bilde nach dessen Sonderart die geeignete Beleuchtung, sondern er übte auch die Kunst — oder vielleicht List — einer anscheinend zwanglosen, aber dabei raffinierten Zusammenstellung. Die Gesichter, die er zusammenbrachte, paßten so vortrefflich für-

einander, daß man die Originale hätte sofort auf das Standesamt senden mögen.



Bork bekümmerte sich wenig um photographische Schaustellungen. Seit langer Zeit erfüllte eine Erfindung auf medizinischem Gebiete seine ganze Seele. Nur einen ein=

zigen Blick warf er auf die bewundernde Versammlung, nicht aus Interesse, sondern mehr in Verfolg jener mechanischen Gepflogenheit, die uns unwillkürlich unsere Augen auf dergleichen richten läßt. Niemals jedoch hatte er sich bisher veranlaßt gesehen, seinem Doktorschritt Einhalt zu thun.

Heute jedoch blieb er — schon im Begriffe weiter zu laufen — plötzlich stehen. Nicht allein das, er ließ dem ersten Blick sogar einen zweiten folgen, schwenkte dann seitwärts ab, zum erstenmal seit dem Tage der Aufnahme seiner Praxis, um einen Platz unter den Betrachtern der Ausstellung einzunehmen und das ernste, dunkle Auge auf einer Photographie in der obersten Reihe, die ihn aus irgend welchen besonderen Gründen zu interessieren schien, ruhen zu lassen.

Doktor Emil Bork hatte allen Grund dazu, war es doch seine eigene Photographie. Sogar der selbstloseste Mensch empfindet eine gewisse, wenn auch noch so bescheidene Teilnahme für sein Ich, mindestens empfindet er sie angesichts des außerordentlichen Umstandes, daß sein Konterfei für würdig erachtet worden ist, in einem Photographenkasten — und noch dazu in dem eines Hofphotographen — dem Urteil aller Kunstkritiker und Schöngeister unterbreitet zu werden. Freilich gehörte Doktor Bork nicht in die Kategorie der Leute, die sich überhaupt nur unter der Bedingung, ausgehängt zu werden, photographieren lassen, um doch einmal in ihrem Leben den Genuß zu haben, sich der Oeffentlichkeit zu präsentieren. Er war weit entfernt, die Gefühle seines Freundes zu teilen, dem es beim Anblick seiner ersten Photographie im Schaukasten etwa zu Mute war, wie einem jungen Schriftsteller, der sich zum erstenmal gedruckt sieht. Indessen würden wir die Pflicht getreuer Berichterstattung verletzen, wenn wir gänzlich alle Zeichen des Wohlgefallens wegleugnen wollten. Sein angenehmes, obgleich nur flüchtiges Lächeln hätte uns Lügen gestraft.

Oder galt es etwa dem Bilde neben dem seinigen? Der Anblick des reizenden Mädchenkopfes, den ihm der geübte Physiognom zur Nachbarin bestimmt hatte, würde allerdings noch mehr als bloßes Wohlgefallen gerechtfertigt haben. Zwei Augen hefteten sich auf die Welt, so groß, so weich, so seelenvoll, ein Blick, so geistsprühend, heiter und sanft zugleich, daß der junge Arzt ihn gern aufgefangen hätte. Doch sonderbar, so angelegentlich er sich auch bemühte, so sehr er den Versuch von links und rechts unternahm, es gelang ihm nicht, den Strahl der schönen Sterne auf sich zu lenken — eine Eigentümlichkeit, die man an jeder Photographie mit seitwärts gerichtetem Augenausdruck beobachten kann.

Plötzlich errötete Doktor Bork. Eine Dame neben ihm hatte ihrer Begleiterin die Worte zugeraunt: „Das gäbe wirklich ein reizendes Paar." Dabei hatte sie mit nicht mißzuverstehender Gebärde auf das Porträt des Arztes und seiner schönen Nachbarin gedeutet. Verlegen setzte er seinen Weg fort, er fürchtete, erkannt zu werden. In seinem Innern gestand er sich freilich, daß die Dame recht habe. Vorher beäugelte er das Bild der Schönen lediglich mit der ganz natürlichen Sympathie eines jungen Mannes für eine Repräsentantin des anderen Geschlechts, jetzt hatte ihn die Dame durch ihre Bemerkung darauf gebracht, den Engelskopf mit seinem Ich in Verbindung zu bringen, daher konnte er nicht umhin, während des ganzen heutigen Tages und der folgenden an die unbekannte Schöne zu denken.

Was in aller Welt ging es ihn eigentlich an, wer die junge Dame sei, was sie für Haare habe, von welcher Farbe ihre Augen seien, ob sie vermählt oder unvermählt sei, und ähnliche überflüssige Dinge mehr? Und doch beschäftigte er sich innerlich angelegentlich mit derlei Fragen, zum großen Schaden seiner Erfindung, die ganz in Rückstand geriet, und zur Verwunderung seiner Patienten, von denen die

Urteilsfähigen auf den seltsamen Gedanken gerieten, der Doktor sei verliebt, während die weniger guten Beobachter der verleumderischen Ansicht zuneigten, er habe sich neuerdings dem Alkoholteufel verschrieben.

Und das Glück war ihm hold. Er begegnete nämlich an einem schönen, klaren Dezembertage dem Original des Bildes auf der Hauptstraße, wo vor den mit Tannenbäumen geschmückten und möglichst glänzend ausgestatteten Läden die Damen der halben Stadt sich zusammengefunden hatten, um zu schauen und Einkäufe zu machen*). Sie ging an der Seite einer Freundin, er an der Seite eines Kollegen. Da dieser die Freundin grüßte, grüßte Bork mit und erhielt auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege ein indirektes verschämtes Kopfnicken von dem liebenswürdigen Gegenstand seiner Träumereien.

Natürlich war die nächste Frage, wer die Dame sei.

„Die ich grüßte?" fragte der Kollege.

„Nein, ihre Begleiterin."

„Die kennen Sie nicht? Eine der reichsten Erbinnen der Stadt, die Tochter des Direktors Amelung."

Bork murmelte ein trübes „So?" um von Stund an sein träumerisches Antlitz in ein schwermutskrankes zu verwandeln.

Was half es ihm nun, daß er im Besitz der Wissenschaft war, sie habe blaue Augen und blondes Haar? Welchen Nutzen brachte ihm die Erkenntnis, sie bilde eine Ausnahme von der Regel der Lenzschen Kunst, da sie ihr Konterfei an Reiz überbiete? Sie war die Tochter des reichen Finanzmannes, der zwar im Rufe eines wohlwollenden Philanthropen stand, aber auf ihn, den bescheidenen Arzt, jedenfalls mit den Augen eines Uebermenschen herabsah.

Er war ein Narr, sich trotzdem für alles sie Betreffende

*) Siehe das Titelbild.

zu interessieren, ein Thor, sich über die Mitteilung zu freuen, sie sei ein so sanftes, gutes, heiteres Wesen. Davon konnten doch nur die Glücklichen, welche als Trabanten um sie schwärmen durften, profitieren, die Offiziere, Barone und Söhne von Geldleuten.

„Bah, was liegt daran," sagte der Doktor, trat aber doch am selben Tage der „Harmonie" bei, weil er gehört hatte, ihr Vater sei ebenfalls Mitglied dieses Vereins, und Fräulein Laura — er nannte sie nur bei ihrem Vornamen, das heißt, wenn er allein war — Fräulein Laura zählte zu den regelmäßigen Besucherinnen der Festlichkeiten.

Er wurde ihr auch vorgestellt. Natürlich bei Gelegenheit eines Balles. Natürlich tanzte er auch mit ihr. Natürlich walzte sie sehr gut und er ebenfalls. Natürlich unterhielt man sich vorzüglich, wiewohl sich der Doktor am anderen Tage über die tausend Unschicklichkeiten, die er gesagt und begangen zu haben glaubte, kaum beruhigen konnte.

Bork fand nun des öfteren Gelegenheit, mit Laura zu verkehren. Allerdings nur im Rahmen der Vereinsthätigkeit, da er Schriftführer der „Harmonie" geworden war. Sie sprach stets freundlich mit ihm; derselben Gunst rühmten sich jedoch auch die anderen Mitglieder, und deshalb empfand der Doktor ihr Verhalten nicht bloß nicht als Auszeichnung, sondern er quälte sich bei sich selbst sogar mit dem Gedanken, sie zeige sich gegen ihn kühler und zurückhaltender, als gegen seine Vereinsgenossen. Auch wenn er mit ihr tanzte, erschien sie ihm zu stille. — „Man sieht mich nicht für voll an," dachte Bork, „ich bin ihr zu arm. Gut, richten wir uns danach."

Er hatte bisher in seiner Bescheidenheit nicht daran gedacht, sich um Laura wirklich zu bewerben. Wenn er jedoch hörte, sie habe einen neuen Freier — und sie hatte deren viele — so hätte er den Unbekannten erwürgen mögen.

Dagegen fühlte er lebhafte Genugthuung, wenn er vernahm, der Unglückliche sei abgeblitzt.

Als ihm endlich die Erkenntnis aufdämmerte, man verachte ihn, faßte er den Entschluß, ihrer Gesellschaft für ewig und alle Zeiten zu entsagen. Verliebte rechnen bekanntlich nie mit der kurzen Periode des natürlichen Lebens, sie fühlen sich nur in den Zeiträumen der Astronomen wohl. Und so verstimmt war er, daß er sogar Wort hielt, und sich statt mit Laura wieder mit seiner Erfindung beschäftigte, sein Problem glänzend löste und sich nun unerwartet vor der Möglichkeit sah, durch Ausnutzung seiner Idee berühmt und reich zu werden, notabene, wenn er jemand fand, der ihm dreißigtausend Mark zur Einrichtung des erforderlichen Betriebes borgte.

Ohne Geld half ihm sein Patent keinen Pfifferling. Eine chemische Anstalt mußte eingerichtet, Arbeiter mußten gewonnen, Zirkulare versandt, Anzeigen erlassen werden.

Vom Werte seiner Erfindung war Vork überzeugt, er hatte die Anerkennung zahlreicher Professoren und Kollegen erhalten. Doch Kapitalisten, die ihr Geld hergeben sollen, sind schwerer zu überzeugen. Mehrere Versuche, die er machte, fielen ergebnislos aus. Verzweifelt wollte er schon die Sache aufgeben, als ein Bekannter ihm riet, sich an Direktor Amelung zu wenden.

„Das ist ein Mann, intelligent genug, die Sache zu verstehen, human genug, alles Nützliche nach Kräften zu fördern.“

„Aber ich brauche dreißigtausend Mark.“

„Was sind dem dreißigtausend Mark — eine Kleinigkeit.“

Vork griff die Anregung auf. Rühmte man dem Direktor doch nach, oftmals in ähnlicher Weise eingegriffen zu haben, wo es zur Erfüllung eines edlen Ziels am schnöden Mammon mangelte.

Zufällig fand am nächsten Abend Harmonieball statt, seit Wochen zum erstenmal beabsichtigte er wieder hin-

zugehen, und zwar in keiner geringeren Absicht, als um Fräulein Laura Amelung von seiner Erfindung und seinem Plane Mitteilung zu machen. Von ihr wollte er hören, ob er bei ihrem Vater Aussichten habe, und sie bitten, ihm ihre Fürbitte oder besser Empfehlung zu teil werden zu lassen. Vielleicht war gar der Direktor selbst zugegen. Als liebenswürdigen, entgegenkommenden Herrn im Verkehr hatte ihn der Arzt schon kennen gelernt — das weitere ergab sich dann am Ende von selbst.

Viel Selbstgefühl und kühner Mut, fürwahr! Aber Bork hatte den Riesenkampf der Pflicht und Liebe ausgekämpft. So glaubte er. Er würde ihr, der vor kurzem noch so heiß Geliebten, mit ruhiger Höflichkeit entgegentreten.

So erschien er denn auf dem Balle. Glücklicherweise war die junge Dame da, doch nur in Begleitung ihrer Mutter. Sie erwiderte seinen ehrerbietigen Gruß mit einem Neigen des Hauptes, das dem Doktor recht hochmütig vorkam. Beinahe hätte er infolgedessen seinen Entschluß aufgegeben. Nach einigem Nachdenken fand er jedoch Mut und Kraft wieder, er wagte, das Fräulein zu engagieren. Sie tanzten wiederholt miteinander. Immer schob der Erfinder sein Vorhaben auf. Endlich fühlte er, daß es die höchste Zeit sei.

„Sie werden bemerkt haben," begann er schüchtern, „daß ich in letzter Zeit ein recht säumiger Besucher der Vereinsabende gewesen bin?"

Sie nickte nur sinnend, so daß Bork verstimmt die Lippen zusammenkniff. Wenigstens zu sagen, sie habe es allerdings bemerkt, würde ein Akt gesellschaftlicher Höflichkeit gewesen sein.

Nicht einmal „warum?" fragte sie. Wie hochfahrend sie doch war! Das hätte er nie von ihr geglaubt. Indessen, vielleicht hatte sie es in der That nicht wahrgenommen. vielleicht hatte ihn niemand vermißt.

Noch schüchterner und mit einem Anflug von Traurigkeit fuhr er nach einer Pause fort: „Ich hatte Abhaltung — geschäftliche, ich —"

„So?" Wie gleichgültig kamen die Worte aus ihrem Munde.

„Ja. Ich habe eine Erfindung gemacht, eine Erfindung auf medizinischem Gebiete, worauf ich ein Patent genommen habe, gnädiges Fräulein."

„Ach, eine Erfindung?" Sie blickte neugierig zu ihm auf. Die Erfindung erregte offenbar mehr ihr Interesse, als der Erfinder. Sie war ja die Tochter eines Kaufmannes. „Darf man fragen, was für eine Erfindung?"

„Es handelt sich —" und der junge Arzt, jetzt ganz in seinem Fahrwasser, sprach beredt über das Produkt seines scharfsinnigen Geistes. „Die Erfindung," schloß er, „darf nach einstimmigem Urteil verschiedener Autoritäten Anspruch auf Bedeutung erheben. Wenn es mir gelingt, ihre Ausnutzung rationell zu betreiben, habe ich Aussicht, mir ein Vermögen damit zu erwerben."

Das schöne Mädchen an seiner Seite erblaßte unmerklich.

„Falls Sie nicht glauben, gnädiges Fräulein, daß ich lästig fiele, würde ich mir erlauben, Ihrem Herrn Vater die Sache vorzulegen." Der Doktor zitterte vor Erregung, als er so weit gekommen war, die Worte erklangen fast stammelnd, so mächtig bewegte ihn sein Thema, vor allem deshalb, weil er mit ihr darüber unterhandelte.

Sie schwieg noch immer, lauschte aber gespannt.

„Glauben Sie," stotterte der Arzt, „daß er — ich — darf ich eventuell auf Ihre Fürsprache hoffen, gnädiges Fräulein? Ich beabsichtige —"

Er wagte es zum erstenmal, den Blick zu ihr zu erheben. Erschreckt prallte er zurück. Ihre Augen flammten — sie schien entrüstet, zornig. Doch der Tanz hub wieder an,

er fand nicht mehr Zeit, sie um Vergebung zu bitten. Während der übrigen Pausen standen beide stumm nebeneinander, wie ein modernes Ballpaar, das seine Wissenschaft vom Wetter erschöpft hat. Erst als er sie an ihren Platz zurückgeleitete, äußerte er verwirrt: „Verzeihen Sie — ich habe Sie erzürnt —"

Ihre sanfte Erwiderung beruhigte ihn.

„Nicht doch, Herr Doktor. Sprechen Sie nur mit meinem Papa, er — er interessiert sich für Erfindungen. Doch, entschuldigen Sie, ich glaube, Mama hat mir gewinkt. Auf Wiedersehen!"

Kaum eine halbe Stunde später verließ sie mit ihrer Mutter den Ball. Bork, mit sich selbst nicht recht einig, folgte gleich darauf ihrem Beispiel.

Der arme Doktor verbrachte eine unerquickliche Nacht. Nicht, daß er Ursache hatte, mit dem Erfolg seines Versuches unzufrieden zu sein, o nein; aber er hatte seiner Philosophie zu viel zugemutet. Wie Frithjof beim Wiedersehen seiner Ingeborg, empfand der gute Doktor beim Anblick Lauras, daß er halberloschene Flammen zu neuer Qual aufgeschürt hatte.

Noch nie war sie ihm so bezaubernd erschienen, als an diesem Abend. Warum war er nur ein so unglücklicher armer Teufel! Kein Zweifel, die Bilanz seines Herzens ergab ein grauenerregendes Defizit, und das schlimmste — es gab kein Mittel auf der Welt, es je auszugleichen.

Resignation — er seufzte und ergab sich darein.

Aber den Mut, ihren Vater zunächst persönlich aufzusuchen, besaß er nicht. So setzte er sich denn hin und schrieb dem Direktor mit gebrochenem Herzen folgenden Brief:

„Hochgeehrter Herr Direktor! Sie wollen gütigst entschuldigen, wenn ich mich Ihnen mit einer Bitte nahe, von deren Erfüllung mein Lebensglück abhängt. Ich schicke voraus, daß ich mich in guten Verhältnissen befinde. Meine

Praxis ist vorzüglich, und dieser Umstand wohl geeignet, der Thatsache, daß ich kein bares Vermögen besitze, die Wage zu halten. Ueber meinen Charakter sage ich nichts. Sie kennen mich, ebenso Ihre Frau Gemahlin und Ihre Fräulein Tochter. Ich habe eine Erfindung auf medizinischem Gebiete gemacht, die von Autoritäten als sehr wertvoll bezeichnet wird, und ein Patent auf dieselbe genommen. Zur Ausnutzung in großem Maßstabe brauche ich allerdings dreißigtausend Mark und bitte Sie, nach genauer Prüfung der Sachlage mir diese Summe entweder gegen entsprechende Verzinsung vorstrecken oder sich mit derselben an der Verwertung der Erfindung beteiligen zu wollen. Ich halte es für überflüssig, an dieser Stelle ausführlicher auf die technische und geschäftliche Seite der Sache einzugehen, sondern bitte Sie, mir zum Zwecke näherer Darlegungen eine persönliche Unterredung zu gewähren, jedenfalls aber die Sache nicht ohne Prüfung von der Hand zu weisen. Der Erfolg ist sicher, auch dürfen Sie sich darauf verlassen, daß Ihr Schatz in gute Hände kommt. Ich sehe mit fiebernder Spannung Ihrem gütigen Bescheide entgegen und empfehle mich Ihnen und Ihrer geehrten Familie.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Dr. Emil Bork."

Vorstehende Epistel, deren Inhalt und Stil einem Kaufmann vielleicht ein Lächeln abnötigen mußte, versah der Arzt mit einer Reihe beweiskräftiger Unterlagen und sandte sie dann eiligst zur Post.

Dann erwartete er mit in der That „fiebernder Spannung" das Resultat.

2.

Es war am Vormittag des nächsten Tages, als Direktor Amelung mit einem Schreiben in der Hand in das allgemeine Wohnzimmer trat.

Niemand befand sich darin, als seine Frau und Laura. Erstere durchblätterte die neuesten Journale, letztere stickte. Das junge Mädchen schien in süße Träumereien verloren, denn von Zeit zu Zeit verklärte etwas wie ein flüchtiges Lächeln ihr Antlitz. Offenbar gedachte sie des gestrigen Abends.

„Laura," hub der Direktor in seiner nachdenklichen Weise an, indem er vor sie hin trat, „hör einmal."

Sie richtete die großen blauen Augen empor und sah mit fragendem Lächeln zu ihm auf.

„Ja, Papa."

„Du kennst doch den Doktor Vork auch, nicht wahr, liebes Kind?"

Laura errötete heftig.

„Nun, antworte mir nur — du kennst ihn aus der „Harmonie", wie ich ebenfalls. Hast wohl gestern mit ihm getanzt?"

„Ja, Papa."

„Ich habe vor einer Stunde einen Brief von ihm erhalten, der so unleserlich ist, daß ich nicht daraus klug werde. Willst du ihn einmal lesen, Kind?"

Die junge Dame atmete geräuschvoll. „Ich?"

„Ja, du." Er reichte ihr den Brief, sie ergriff ihn hastig und überflog ihn unruhig. Allmählich wurden ihre Blicke aufmerksamer, sie begann von neuem, und noch einmal.

„Nun?" fragte ihr Vater nach einiger Zeit mit einem seltsamen Lächeln.

„Ach, Papa, ich schäme mich, es einzugestehen — ich weiß nicht, was er will. Der Herr Doktor schreibt so — so eigentümlich."

„So lies du ihn." Der Direktor übergab das Schreiben seiner Gattin.

Mit siegesgewisser Miene empfing sie das Dokument.

Nach einer Weile begann sie zu buchstabieren, zu stocken, endlich gestand sie verlegen: „Mir geht es ebenso, Max."

Der Direktor lachte. „Und ich bin der dritte im Bunde. Ich kann ihn auch nicht lesen, Kinder. Ist's möglich, daß ein Mensch auf der Welt eine solche Klaue schreibt!"

„Es ist eben eine Rezeptschrift," bemerkte die Frau Direktor mit gutmütigem Spott.

„Eine echte Doktorschrift," stimmte ihr der Herr des Hauses bei. „Nur einzelne Worte vermag ich zu entziffern, aber sie ergeben keinen Zusammenhang. Der Brief ist das reine Kryptogramm."

„Und was sind das für Worte?" fragte die Frau Direktor neugierig.

„Zunächst die Anrede: „Hochgeehrter Herr Direktor" — das heißt, so nehme ich an, soll es lauten, beschwören kann ich es auch nicht. Hier weiter: „eine Bitternis" — nein, „Bitte, von der mein — mein — mein Lebensglück abhängt. Ich schicke voraus, daß ich mich in guten — in guten Verwaltungen befinde" — was das für ein Unsinn ist — ach so! — „in guten Verhältnissen" soll es heißen. - „Meine Praxis ist vorzüglich" — weshalb schreibt mir denn das der Herr Doktor?"

„Kannst du denn weiter nichts entziffern?" forschte Frau Amelung, während Laura mit glühenden Wangen stumm auf ihrem Sessel verharrte.

„Hm — hier wieder einmal — „Ihre Fräulein Tochter" — nanu, was hat er denn mit dir zu schaffen, Laura?"

„Ich weiß nicht," hauchte die Verlegene.

„Hier steht etwas wie „Erfindung" — „ich habe eine Erfindung" — oder so was ähnliches."

„O, das wird richtig sein, Papa, denn er sprach gestern abend auf dem Balle davon."

„Von einer Erfindung?"

„Ja, von einer Erfindung auf medizinischem Gebiet,

die von Autoritäten anerkannt ist und ihn zum reichen Manne machen wird."

„Ganz recht: „Erfindung auf medizinischem Gebiete gemacht", hier steht es, „die von Autoritäten als wertvoll bezeichnet wird". Nun hört aber alles auf. Jetzt kommen die reinen Hieroglyphen. Nur am Schluß hat er sich noch einmal zu einigen deutlich lesbaren Buchstaben aufgeschwungen."

„Zeig einmal," sagte die Frau Direktor, ihm das Schreiben aus der Hand nehmend. „Ja, hier steht ganz deutlich: „Hand" — siehst du?"

„Auch den Schlußsatz habe ich heraus, ohne daß mir deshalb der Inhalt klarer wird. Er schreibt: „daß Ihr Schatz in gute Hände kommt. Ich sehe mit fiebernder Spannung Ihrem gütigen Bescheide entgegen" — anders kann es meiner Ansicht nach nicht heißen. Ja, wenn ich nur wüßte, welchem Bescheide der Herr Doktor mit fiebernder Spannung entgegensieht und welcher Schatz in gute Hände kommen soll. Der gute Herr hätte lieber persönlich zu mir kommen und mit mir sprechen sollen, wenn er eine so teufelmäßige Pfo— Hand schreibt."

„Das wollte er auch, Papa, ich weiß nicht weshalb —"

Der Direktor sah seine Tochter überrascht an. „Er wollte?" unterbrach er sie. „Weißt du etwa von dem Briefe?"

Laura senkte das Köpfchen. „Ich erwartete so etwas," flüsterte sie nach einigem Zögern. Dann lächelte sie, dann stürzten Thränen aus ihren Augen, dann warf sie sich an des Vaters Brust und lachte und weinte in einem Atem.

„Nun, nun," begütigte sie der Direktor. „Das also war des Pudels Kern! Ihr seid — einig? Nicht wahr?"

„Ja, Papa," schluchzte Laura. „Er deutete mir gestern an, daß er mit dir reden wollte. Er legte mir seine glänzenden Aussichten dar und bat um meine Fürsprache."

„Die du ihm natürlich verweigertest?"

„Nicht eigentlich — ich — ich konnte nicht, lieber Vater. Er hat etwas so Mildes und Gutes in seinem Gesicht. Du bist doch nicht böse auf ihn, Papa, wegen des Briefes?"

„Ich? Wie sollte ich, wenn du es nicht bist."

„Oder wegen der Handschrift?"

„Bah, wenn das die Apotheker sich gefallen lassen, mir kann es gleichgültig sein. Privatim bin ich allerdings der Meinung, er hätte besser gethan, seinen Brief mit der Schreibmaschine herzustellen, denn wenn man um die Hand eines Mädchens freit, thut man gut, keine Zweifel über seine Absichten aufkommen zu lassen."

„So viel ist also sicher, daß es eine Werbung ist," nahm Frau Direktor Amelung scherzend das Wort. „Was mag aber sonst noch alles in dem Briefe stehen?"

„Wahrscheinlich eine weitläufige Auseinandersetzung seiner Verhältnisse und Aussichten. Es liegt ja noch ein ganzer Stoß Urteile über die Erfindung bei. Der Doktor ist ein gewissenhafter Mann, er geht genau und sicher. Wenn er nur besser schriebe. Mir ist ja jetzt allerdings der Zusammenhang ganz klar: eine Bitte, von der die Erfüllung seines Lebensglückes abhängt — Darstellung seiner Verhältnisse — Ihr Fräulein Tochter — die Erfindung — dann folgt die Bitte um Lauras Hand — ich soll überzeugt sein, daß mein Schatz in gute Hände kommt — er sieht mit fiebernder Spannung meiner Antwort entgegen. Alles richtig. Nun wäre nur noch festzustellen, was ich ihm antworten soll."

„Vater — liebe Mutter!" flehte Laura mit Thränen in ihren blauen Sternen.

„Schon gut," brummte der Direktor. „Der Doktor Bork ist mir als Ehrenmann und tüchtiger Arzt bekannt. Geld hat er ja nicht, aber ich habe welches. Von meiner Seite ist nichts gegen ihn einzuwenden. Und du, Frau, was ist deine Ansicht?"

„Ich schließe mich, wie immer, meinem geehrten Vorredner an.“

„Bleibt nur noch, Laura. Was sagst du dazu, Kind? Dir gefällt es nicht mehr bei uns, du willst uns verlassen? Haben wir das um dich verdient?“

„Aber Vater, ich will ja nur das Beispiel der Mutter befolgen.“

„O du Schelm! — nun wohl, so will ich dem Herrn Doktor schreiben, daß er uns heute abend besuchen soll.“

„Mein Herzenspapa!“ jubelte Laura entzückt und fügte besorgt hinzu: „Schreib aber bitte deutlich, Papa, damit er es ja lesen kann.“

3.

Vork gelangte noch am Nachmittage desselben Tages in den Besitz der sehnlichst erwarteten Erwiderung. So schnell hatte er nicht auf die Entscheidung gerechnet, er befürchtete daher zuverlässig eine Absage und zögerte einige Augenblicke, den Umschlag zu öffnen.

Mit einem raschen Entschlusse riß er ihn endlich auf. Das Schreiben enthielt nur wenige Zeilen. Der Unterzeichnete, hieß es darin, werde sich freuen, den Herrn Doktor heute abend um acht Uhr persönlich in seinem Hause zu begrüßen. Der Herr Doktor werde dann den erwünschten Bescheid empfangen.

„Also will er doch wenigstens in eine Prüfung der Angelegenheit eintreten,“ dachte der Arzt. „Sehr gut; wenn ich nur nicht in die Lage käme, das liebreizende Kind dort wiederzusehen.“ Diese Aussicht beunruhigte ihn während des ganzen Tages, obwohl er sich auch wieder damit tröstete, der Direktor werde ihn zweifellos in seinem Privatcomptoir empfangen, wo er niemand von der Familie zu Gesicht bekomme.

Punkt acht Uhr zog er die Klingel an des Direktors

Wohnung. Das Mädchen, das ihm öffnete, lächelte freundlich, als er seinen Namen nannte.

„Ach, Herr Doktor Bork, bitte, wollen Sie die Güte haben, näherzutreten."

Der Doktor wunderte sich über diese liebenswürdige Art der Bewillkommnung. Es erschien natürlich, daß man ihn erwartete, aber der Ton der jungen Pförtnerin drückte ordentlich Vertraulichkeit aus, wie sie sich sonst nur gegen gewohnte und häufige Gäste herauszubilden pflegt.

„Ist der Herr Direktor zu sprechen?" fragte er in einem Zustande qualvoller Unbehaglichkeit.

„Bitte, wollen Sie nicht ablegen — der Herr Doktor werden im Salon erwartet."

Im Salon? O weh! Der Direktor würde doch die Angelegenheit nicht in Gegenwart seiner Familie mit ihm ordnen wollen. Indessen, er befand sich nun einmal in der Höhle des Löwen, so warf er noch einen unruhigen Blick auf seinen eleganten Gesellschaftsanzug und trat, als er alles in Ordnung sah, mit klopfendem Herzen durch die von dem Mädchen geöffnete Thür.

Was war das? Nicht allein den Direktor nebst Frau und Tochter erblickte er in dem stilvoll eingerichteten Raume, sondern auch den Sohn des Hauses, einen Einjährigen, ferner eine alte Dame, die den Stand einer Tante zu bekleiden schien.

Der junge Arzt wußte nicht, was er denken sollte. Was in aller Welt sollte er hier? Vielleicht gar von seinem Anliegen sprechen? In *ihrer* Gegenwart? Und in Anwesenheit der Tante, des Sohnes und der Dame des Hauses?

„Sie verzeihen, Herr Direktor," wandte er sich daher nach erfolgter Vorstellung halblaut an den alten Herrn, „wenn ich mir erlaube, mein Schreiben betreffend —"

Der Direktor winkte ihm zu schweigen. „Geduld, mein

lieber Doktor, Geduld, ich komme gleich darauf. Bitte, nehmen Sie Platz."

Der Doktor wollte sich auf einem Sessel am Fenster



niederlassen, doch der alte Herr ergriff seine Hand und drückte ihn gutmütig auf das Sofa nieder neben Laura, deren holdes Antlitz sich im selben Augenblick mit flammender Glut übergoß.

Auch Vork senkte verwirrt den Blick. Was bedeutete das? Sah das nicht aus, als wolle man ihn gar zum Abendbrot hier behalten?

„Ihren Brief habe ich empfangen, Herr Doktor," begann der Direktor mit väterlichem Wohlwollen im Tone. „Empfangen und mit äußerster Aufmerksamkeit studiert. Im Grunde bin ich freilich mehr dafür, solche Sachen mündlich zu ordnen, aber ich begreife wohl, daß auch ein sonst energischer und mutiger Mann in dieser kritischen Lage des Lebens sich lieber der Feder als des Mundes bedient. Daher habe ich den Fall mit den Meinigen erwogen, und nach eingeholter allgemeiner Zustimmung —"

Vork horchte mit angehaltenem Atem. Die dreißigtausend Mark, so viel merkte er bereits, waren ihm sicher, wenn er auch nicht geglaubt hätte, daß der Direktor eine so feierliche Familienfrage aus der Angelegenheit machen würde.

„— nach eingeholter allgemeiner Zustimmung," wiederholte der Hausherr, „meine Tochter beauftragt, Ihnen unsere Entscheidung in der ihr geeignet erscheinenden Form augenblicklich zu eröffnen."

Der Arzt starrte verdutzt seine Nachbarin an. Im selben Momente fühlte er sich von zwei zarten Armen umschlungen, und ein errötendes, verschämtes Gesicht verbarg sich schluchzend an seiner breiten Männerbrust.

Der junge Arzt war starr und schier versucht, an seiner Zurechnungsfähigkeit zu zweifeln.

Und doch — es war kein Traum! Das liebliche Köpfchen schmiegte sich wirklich an ihn — so zärtlich, so glückselig. Kein Zweifel, man hatte ihn ihr oder sie ihm verlobt, das war die Bedeutung dieser Stunde! Mochte ihm auch die Ursache seines unverhofften Glücks rätselhaft sein, der Einfluß des Augenblicks überwältigte ihn trotzdem. Mit freudig klopfendem Herzen preßte er die geliebte Ge-

stalt innig an sich und drückte einen glühenden Kuß auf die ihm willig dargereichten Lippen.

Nun drängten sich die Anwesenden heran, um zu gratulieren, der Direktor umarmte ihn, die Mutter umarmte ihn, der Einjährige und die Tante reichten ihm herzlich die Hand — betäubt griff er an seine Stirn, er hätte nie geglaubt, daß das Leben so unendlich viel Glück auszuteilen habe. Was fragte er nach dem Warum, da das Wie ihn so entzückte!

Nur das Gefühl der Seltsamkeit seines Zustandes beunruhigte ihn. Sein Erfolg war die Wirkung von Ursachen, die er nicht hatte herbeiführen helfen. Ihm warf der Baum des Lebens die Frucht in den Schoß, ohne daß er gesäet und gearbeitet hatte. Gar zu gern hätte er hierüber etwas erfahren, und sobald sich die Tante in ihre Gemächer zurückgezogen hatte, nahm er in der That Anlaß, eine Frage nach dieser Richtung zu wagen.

„Ich bin so unsagbar glücklich und stolz," sagte er, „daß ich noch gar nicht gefragt habe, wie ich dieses Uebermaß der Erdenherrlichkeit verdiene und wem ich es verdanke. Nach meinem Briefe hätte ich mir eher alles andere als dies träumen lassen."

Der Direktor lachte behaglich. „Ja, ja, nach Ihrem Briefe, lieber Doktor — ich muß Ihnen allerdings in schwiegerväterlicher Güte den Rat geben, ihn ein andermal lieber zu diktieren."

„Weshalb?" sagte Bork verwundert.

„Weshalb? Ganz einfach wegen der Doktorschrift."

„Wegen der Doktorschrift?"

„Jawohl. Nichts für ungut, aber trotzdem ich ein geübter Handschriftenentzifferer bin, habe ich Mühe gehabt, auch nur zwei Dutzend Worte Ihres Schreibens herauszubringen. Wenn nicht Laura den Sinn desselben besser begriffen hätte als ich, so möchte die Antwort schwerlich nach Ihren Wünschen ausgefallen sein."

Dem jungen Arzt ging ein Licht auf. Er ahnte allmählich den Zusammenhang.

„Also du, teure Laura, hast meine Hieroglyphen gedeutet?"

Laura nickte zärtlich. „Nach allem, was zwischen uns vorgegangen, besonders am gestrigen Abend, hatte ich es erwartet," flüsterte sie liebevoll.

„Erwartet — und ich dachte, ich wäre dir gleichgültig, du verachtetest mich?"

„O, lieber Schwiegersohn, wie wenig verstehen Sie sich auf das Geheimnis der Liebe," plauderte die Frau Direktor lachend aus der Schule. „Wenn Sie wüßten, wie unglücklich das Kind war, weil Sie sich nicht mehr im Verein blicken ließen."

„Ich blinder Hödur," murmelte er, indem er bei sich erwog, ob er die Wahrheit gestehen solle oder nicht.

Nein, er mußte sie gestehen. Das Gegenteil thun, hieß nicht ehrlich handeln. Er fürchtete nun nicht mehr, sein Glück einzubüßen.

„Meine Lieben," nahm er daher entschlossen das Wort, „erlaubt, daß ich, noch ehe wir zum erstenmal in den neuen Beziehungen auseinandergehen, ein kleines Geständnis mache. Es ist die Wahrheit: ich liebe Laura seit dem Augenblick, da der Photograph Lenz uns zusammengebracht hat."

„O, wie wunderlich!" unterbrach ihn Laura. „Auch mich hat dieser Umstand zuerst zu Gedanken über die Möglichkeit einer Verbindung zwischen uns angeregt."

„Dafür sei der brave Mann ewig gepriesen," sprach York weiter. „Doch hört meine Beichte. Wenn ich sagte, ich liebte Laura, so drückte ich damit noch nicht aus, daß ich auch den Mut in mir fühlte, sie zu besitzen. Ich glaubte nicht anders, als sie blicke hochmütig auf den schlichten Arzt herab."

„Wie konntest du das?" schmollte die wonnestrahlende Braut. „Das verdient Strafe." Und sie küßte ihn.

„Dazu kam, daß ich ihr Benehmen gegen mich nicht richtig auszulegen verstand. Ich hielt für Stolz, was die Verschämtheit der erwachenden Neigung war."

„Schön gesagt," rief der Einjährige, indem er kreuzfidel das sechste Glas Punsch in Angriff nahm.

„Gestern erschien mir Laura sogar entrüstet, als ich mir die Freiheit einer vertraulichen Eröffnung gestattete —"

„Ich war allerdings einen Moment böse auf dich, Emil, weil du mich so lange hattest entbehren können. Aber deine Enthüllung machte alles wieder gut."

„Du meinst die Enthüllung, die Erfindung betreffend?"

„Nun ja, die Erfindung — begriff ich doch sofort, zu welchem Zwecke es geschah."

„Das ist's eben," klagte der Arzt. „Der Zweck ist das Schlimmste bei der Geschichte. Ich erklärte euch ja, daß ich nicht den Mut hatte, je Ansprüche auf die von mir heiß Geliebte zu erheben. Ich wollte entsagen, mein Leben in Trauer und Schmerz hinbringen, wahrlich, ich habe manche Nacht dieser Empfindung geopfert. Auch gestern, geliebte Laura, beabsichtigte ich weiter nichts, als deine Fürbitte bei deinem Vater nachzusuchen. Und zwar handelte es sich — ich muß es zu meiner Beschämung gestehen — nicht um deine Hand, deren Besitz ich nie zu erlangen hoffte, sondern um ein Darlehen von dreißigtausend Mark zur Verwertung meiner Erfindung."

Der Doktor hielt inne und atmete tief. Alle sahen sich frappiert an.

„Aber die Wendungen des Briefes," meinte endlich der Direktor.

Bork zuckte die Achseln. „Jedenfalls bin ich vor Wonne außer mir über den Irrtum," rief er bewegt. „Vater,

Mutter, mein Lieb — laßt mich ihn nicht entgelten, ihr habt mich ja so selig gemacht!"



Man wird verstehen, daß allen Beteiligten erst etwas unbehaglich zu Mute war. Alle schämten sich ein wenig — nur der Einjährige nicht, der sich vor Lachen ausschütten

wollte und die Geschichte höchst „schneidig" fand. Da aber die Hauptperson — und das war unstreitig Laura — mit der raschen Fassung eines liebenden Mädchens erklärte, die Hauptsache sei und bleibe, daß sie sich gefunden hätten, da löste sich die allgemeine Starre in klingende Harmonie auf.

„Eine Strafe muß jedoch sein," sagte endlich der Direktor. „Sie müssen uns Ihren Brief vorlesen, Doktor; ich brenne vor Begierde, den Inhalt kennen zu lernen."

„Ja, vorlesen, vorlesen!" stimmte der Einjährige mit Stentorstimme bei.

So mußte der Doktor wohl oder übel seine Epistel zum Vortrag bringen. Bei der Wiedergabe der Worte, die man mißverstanden hatte, unterbrachen ihn alle und klärten ihn so über den Rest der Angelegenheit auf.

„Das nenne ich Glück haben," lächelte der fröhliche Hausherr. „Er will dreißigtausend Mark pumpen und bekommt eine Frau."

„Und wie steht's aber nun mit dem Darlehen?" fragte Frau Direktor Amelung.

„Ach so, ich schulde Ihnen ja noch die Erwiderung, lieber Schwiegersohn. Das Darlehen wird jetzt natürlich überflüssig, obwohl Ihre Erfindung dabei nicht schlechter wegkommen soll. Ich erkläre mich von vornherein zum Teilhaber. Eines aber bitte ich mir bei unserem geschäftlichen Verkehr aus: keine eigenhändig geschriebenen Briefe!"

Der Doktor lachte. „Hätte ich nicht geschrieben, so hätte ich wohl kaum einen so glänzenden Erfolg erzielt."

„Er hat recht — es lebe die Doktorschrift!" jubelte der Einjährige und hob sein Glas.

„Die Doktorschrift lebe hoch!" widerhallte es im heiteren Chor, und die Gläser erklangen fröhlich in der Runde.



Eine Jagd auf arktisches Hochwild.

Skizze aus dem Leben eines Schiffsarztes.

Von **Fr. Berner.**

Mit 13 nach Originalphotographien gefertigten Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Fünfzig Mark monatlich und dazu ein Anteil von drei Mark an jeder gewonnenen Tonne Thran, das war das Einkommen, das mir als Schiffsarzt an Bord des schottischen Walfängers „Hope", Kapitän Gray, zustand. Wir waren zusammen fünfzig Mann an Bord; der Steuermann hieß Colin Maclean und war ein hervorragend tüchtiger Seemann; aber nicht deswegen erwähne ich ihn hier besonders, er erscheint mir vielmehr bemerkenswert, weil er als Kochsmaat anmusterte, sehr bald aber mit dem Steuermann den Posten tauschte, weil letzterer, wie sich zu spät herausstellte, ein alter, gebrechlicher, dienstunfähiger Mann war. Maclean dagegen glich an Gestalt einem Hünen und war zum Schiffsoffizier wie geboren, obgleich er weder lesen noch schreiben konnte.

Das Waljägerleben ist ein überaus fesselndes; wer sich ihm einmal hingegeben, kann selten wieder davon lassen. An Bord der „Hope" befanden sich Leute, die niemals Korn auf dem Felde wachsen gesehen hatten, weil sie seit

ihrer frühesten Knabenzeit Jahr für Jahr im März auf den Walfang gefahren und erst im September heimgekehrt waren.

Der Fang ist einem Glücksspiel zu vergleichen, daher übt er auch solch einen Reiz auf die Seefahrer aus. Jeder



Die „Hope".

Mann an Bord ist am Gewinn beteiligt, und ist eine Reise erfolgreich, so ist jeder Teilnehmer derselben bis zum nächsten Frühjahr in seiner Weise ein reicher Mann. Freilich, an Anstrengungen und Gefahren fehlt es nicht, und das Leben an Bord eines Walfängers vertragen nur eiserne Naturen.

Nicht nur den Walfischen galt unsere Reise, sondern auch den Seehunden und anderem arktischen Wild. Mit dem 3. April läuft die gesetzliche Schonzeit für die Seehunde in den grönländischen Gewässern ab. Um diese Zeit bedecken die weiblichen Tiere mit ihren Jungen in unabsehbaren Massen das Eis. Das Erschlagen der wehrlosen

Geschöpfe ist eine widerwärtige Arbeit, aber Seehundsfelle und Seehundsthran sind wertvolle und vielbegehrte Handelsartikel, die unzähligen Menschen Lebensunterhalt gewähren, und so schaffte auch unsere Mannschaft in der Zeit vom Anfang April bis zum Ende Mai eine tüchtige Ernte an Bord.



Kapitän John Gray.

Im Juni begann der Walfang; zu diesem Zweck segelte die „Hope" von ihren ersten Jagdgründen zwischen dem 71. und 78. Grade nördlicher Breite nach der Gegend zwischen dem 79. und 80. Grade, wo die meisten Wale angetroffen werden. Daselbst dauert die Fangzeit drei Monate.

Der Wert eines großen, ausgewachsenen Wales beziffert sich heute auf zwei- bis dreitausend Pfund Sterling oder vierzig- bis sechzigtausend Mark. Am meisten fällt hierbei das kostbare Fischbein, das aus den Barten des Wals gewonnen wird, ins Gewicht. Der Preis desselben wird voraussichtlich im Laufe der Zeit immer mehr steigen, da die Zahl der Wale von Jahr zu Jahr abnimmt. Nach Kapitän Grays Ansicht befanden sich zur Zeit unserer Reise, im Jahre 1890, in den gesamten grönländischen Gewässern nur noch etwa drei-

hundert Walfische; sein Urteil schien mir zutreffend zu sein, denn unter den Walen, die uns zu Gesicht kamen, befanden sich viele, die ihm seit Jahren bekannt waren, wie er uns an allerlei besonderen Kennzeichen darzuthun vermochte.

Walfische können sehr alt werden. In früheren Zeiten war es Sitte, die Harpuneneisen mit den Schiffsnamen zu stempeln, und solche alte Harpunen hat man neuerdings hin und wieder im Körper erlegter Wale gefunden und danach festgestellt, daß etliche der Tiere ein Alter von mindestens hundert Jahren erreicht haben mußten, als des Waljägers Speer ihrem Leben ein Ende machte.



Colin Maclean, Steuermann.

Das schon so oft beschriebene Manöver des Walfangs soll hier nur kurz geschildert werden.

Der Ausguckmann im „Krähennest“, wie der im Großtop der „Hope“ angebrachte Kasten genannt wird, verkündet mit lautem Ruf einen Wal.

„Was für einer?“ fragt Kapitän Gray, „und wo?“

„Spermwal, drei Strich zu Luv! Ungefähr zwei Meilen voraus!“

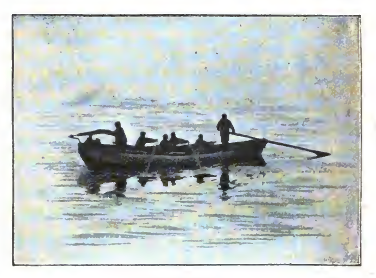
Der Mann auf dem Ausguck weiß aus dem Gebaren des mächtigen Meersäugetieres, besonders aus den Spritzstrahlen desselben, mit Sicherheit zu erkennen, welcher



Entfetten der Seehundhäute.

Gattung von Walen er angehört. Der Pottwal hat nur ein Spritzloch, alle anderen Arten haben deren zwei. Die Spritzlöcher des Spermwals befinden sich auf der linken Seite des Schädels und sind durch eine schmale Spalte von

der Form der auf einer Geige befindlichen Oeffnungen miteinander verbunden. Der Bartenwal hat seine Spritzlöcher oben auf der Mitte des Kopfes; die ausgeworfenen Strahlen steigen senkrecht in die Höhe und teilen sich oben bogenförmig nach beiden Seiten. Der Finnwal schießt seine Strahlen in einem Winkel von 45 Grad nach vorn.



Ein Walboot.

Sieben von den acht Booten der „Hope" werden ausgesetzt, der Harpunierer eines jeden faßt den langen Steuerriemen, das Fahrzeug zu lenken, und fort geht's, dem Wal zu. Nach kurzer Jagd gelingt es dem ersten Boote, das Tier festzumachen, das heißt, der Harpunierer hat ihm das an der Leine befestigte Eisen vermittelst der Harpunenbüchse in den Leib geschossen.

Tief sitzt dem Wal das widerhakige Geschoß im Fleisch, an der rechten Stelle, hinter der Brustflosse. Er jagt durch das Wasser mit zwanzig Knoten Fahrt. Im Augenblick ist das Meer in tobendem Aufruhr; ringsum schneeweißer

Schaum, über den das am Wal hängende Boot, wie ein Schlitten über ein Schneefeld, dahinsaust.

Nach und nach ermattet der Fisch, und die Schnelligkeit läßt nach. Endlich liegt er still auf dem Wasser.

Hand vor Hand wird das Boot an der Leine herangeholt, dicht an die Seite des Ungetüms. Der Wal erblickt



Harpunenbüchse.

das Fahrzeug, erschrickt, und wieder geht es wie mit Volldampf davon; das Boot aber bleibt jetzt dicht an seiner Seite.

Der Bugmann faßt die Lanze und stößt sechs Fuß Eisen in die Lunge des Opfers; er bewegt die mörderische Waffe auf und nieder in der Wunde, immer auf und nieder — „buttern" nennen's die Walfänger — bis der Spritzstrahl des Wals von seinem Lebensblute purpurn gefärbt ist. Die Armmuskeln des Bugmannes sind erlahmt;

er zieht die Lanze aus der Wunde, und das Boot hält von dem Opfer ab.

Das Tier ist im Verenden; es schwimmt jetzt im Kreise herum, rund herum; das ist ein untrügliches Zeichen. Das sprudelnde Blut wird so dick wie Teer; schwerfällig rollt



Der erlegte Wal langseit des Schiffes.

der Wal auf die Seite; weiß erschimmert sein Bauch — das Wild ist erlegt.

Der wertvolle Bartenwal zeigt sich am seltensten, seine minderwertigen Verwandten kommen dem Fangmann viel häufiger zu Gesicht. Der Finnwal scheint genau zu wissen, daß kein Walfänger sich die Mühe nehmen wird, seines kaum verwendbaren Speckes wegen die Boote zu Wasser

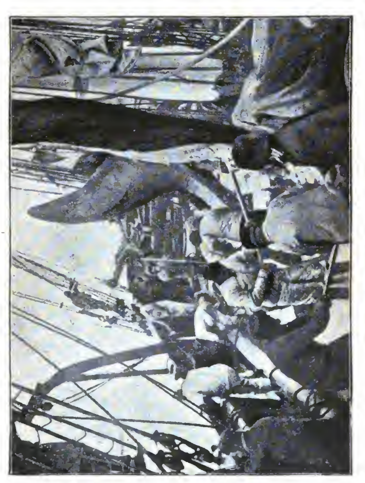
zu bringen. Weniger begehrt ist auch der mißgestaltete Buckelwal, während der Narwal eine willkommene Jagdbeute ist.



Ein Narwal.

Der erlegte Wal wird zum Schiffe bugsiert und langseit festgelegt; nunmehr löst man in langen Streifen den Speck ab und bringt denselben an Deck, auch Schwanz und Flossen werden an Bord genommen, ebenso die Rachen-

teile mit den Barten; den Rest des Kadavers überläßt man den Raubtieren der arktischen Gewässer. Das Zurichten des Specks, das Schmelzen desselben in den mächtigen,



Das Zerlegen der Beute an Deck.

untermauerten Kesseln und das Einfüllen des Thrans in die Fässer ist zwar eine entsetzlich schmierige und widerwärtige, aber nötige und lohnende Arbeit.

Neben den eingangs erwähnten Seehunden und den

Walen, den Riesen des Nordmeeres, giebt es in jenen Gegenden noch manches jagdbare Tier, an dem die Walfänger auch ihre Geschicklichkeit in der Handhabung der Kugelbüchse erproben können. Gelegentlich, nicht oft, wagt



Ein Teil des Ertrages der Bärenjagd.

sich der weiße arktische Fuchs bis auf Schußweite heran, überall auf dem Eise aber begegnet man den Polarbären. Die schneebedeckten Eisfelder in der Nähe der Lagerplätze der Seehunde sind kreuz und quer durchzogen von den Spuren dieser Bestien, und diese Spuren

gleichen auffallend denen nackter Menschenfüße. Der Eisbär stellt den Robben mit großem Eifer nach und weiß



Walfischgaumen mit den Barten.

sie auch auf verschlagene Weise zu fangen. Er sucht die kleinen Luftlöcher in den Eisfeldern auf, in denen die

Robben auftauchen müssen, um Atem zu schöpfen. An solch einem Loch setzt er sich nieder und umfängt den Rand desselben mit seinen Vorderbeinen. Erhebt ein Seehund seinen runden Kopf aus dem Loche, dann schlagen die



Erlegtes Walroß.

kräftigen Tatzen zusammen, und der Bär ist für sein geduldiges Warten durch eine fette Beute belohnt.

Wir verbrannten zuweilen allerlei Küchenabfälle in den Feuern des Maschinenraumes; der brandige Geruch wirkte dann jedesmal wie ein Zauber auf alle, wenn auch meilenfern, in unserem Lee befindlichen Bären; unwiderstehlich angezogen kamen sie herbei und brachten uns ihre Felle, von denen wir eine stattliche Anzahl mit nach Hause nehmen konnten.

Auch einige Walrosse erlegten wir auf dem Eise mit der Büchse, und ihre Schädel mit den gewaltigen Hau-



Die Achtergäste der „Hope".

zähnen bildeten die hervorragendsten Trophäen unserer Jagdbeute.

Allein, so angenehm und interessant die Reise auch war, nur zu bald kam der Tag, an dem wir wieder nach Süden steuern mußten. Der Winter setzt in diesen Breiten oft sehr plötzlich ein, und wehe dem Walfänger, den er überrascht und festhält. Im September wurden die Boote binnenbords genommen, die Thrantanks und Fässer verschlossen, und die „Hope“ trat ihre Heimfahrt an.

Ehe wir, die wir die Achtergäste des Schiffes gebildet hatten, nach der Abrechnung daheim uns trennten, ließen wir uns in einem photographischen Gruppenbilde „verewigen“, jedem der Teilnehmer zur angenehmen Erinnerung. Ich setze dasselbe hierher, zum Beschluß dieses kurzen Berichtes.





Eine Einsame.

Novelle von Emma Merk.

1. (Nachdruck verboten.)

Jeden Mittwoch machte der griesgrämige alte Diener mit umständlicher Wichtigkeit Feuer in dem sonst nie benutzten Salon, bürstete die altmodischen grünen Sammetmöbel aus, zündete den Kronleuchter mit den Wachskerzen an und stellte den Spieltisch darunter.

Geheimrat v. Plon hatte am Mittwoch seine Whistpartie. Um acht Uhr pflegten seine Gäste einzutreffen. Er selbst ging aber schon um sechs Uhr unruhig durch die Zimmer, zankte mit seiner Tochter, wenn der Tisch noch nicht fertig gedeckt war, und ließ der Köchin sagen, der Braten werde sicher nicht zu essen sein, wenn sie sich nicht endlich zur Arbeit bequeme.

Es waren immer aufgeregte Stunden in dem sonst so ruhigen Haushalt; die abendliche Spielpartie bildete das Ereignis der Woche. Sonst verliefen die Tage mit gleichförmiger Regelmäßigkeit. Niemand kam ins Haus. Ein Klingeln zur ungewohnten Stunde, die kleinste Störung in dem Einerlei konnte den Geheimrat in die schlimmste Laune versetzen. Er war früher Leibarzt bei einer alten

Fürstin gewesen und nach deren Tod mit dem Titel Geheimrat verabschiedet worden. Seine Frau, ein armes, adeliges Fräulein, die er erst in späteren Jahren geheiratet hatte, war bei der Geburt ihres Kindes gestorben. Seitdem lebte er nur seiner Bequemlichkeit.

Der in den Sechzigern stehende Mann war ein recht alter Vater für eine heranblühende mutterlose Tochter. Es bangte ihm auch einigermaßen vor der Ueberwachung eines jungen Geschöpfes. In seinem früheren Leben war ihm manches von thörichten Liebesgeschichten und tollen Streichen zu Ohren gekommen. Es schien ihm am einfachsten und sichersten, das Mädchen überhaupt nicht von seiner Seite zu lassen. An Gesellschaften, Theater, Reisen fand er längst kein Vergnügen mehr; deshalb meinte er, solche Zerstreuungen seien auch für seine Tochter höchst überflüssig.

Allmählich hatte er sich so an die beständige Nähe der nun zwanzigjährigen Auguste gewöhnt, daß er sie um seiner selbst willen stets um sich haben wollte: sie war ihm die unentbehrliche Gefährtin seiner Langeweile geworden.

Sie war eine zu sanfte, pflichtgetreue Natur, und sie hing zu liebevoll an dem Vater, um sich gegen seinen tyrannischen Egoismus aufzulehnen. Aber sie sah bleich und müde aus; eine dumpfe Traurigkeit lag über ihrem Wesen. Sie verkümmerte wie ein zartes Bäumchen, das dicht neben einem breitästigen knorrigen Stamm Luft und und Sonnenschein entbehren muß.

Zu der Whistpartie kamen ein paar alte Freunde des Geheimrates, die sich stets mit größter Pünktlichkeit einfanden. Der dritte Gast erregte jedesmal die zornige Ungeduld des Hausherrn, denn der kam meist zu spät. Wenn er dann, erhitzt von raschem Gehen, mit lustiger Entschuldigung eintrat, schien durch den steifen altmodischen Salon, in dem die drei alten Herren feierlich herumstanden, förmlich die erstaunte Frage zu schweben: Wie kommst du da herein?

Fritz Euler war sich darüber selbst kaum klar. Sein Vater war mit Herrn v. Plon befreundet gewesen, ein Stammgast am Whisttische. Er hatte den Sohn zuweilen als Ersatzmann hingeschickt. Nach seinem Tode war Fritz von dieser einmal übernommenen Pflicht nicht mehr recht losgekommen.

Als Ingenieur stand er mitten in der raschen Strömung modernen Lebens. Das altmodische Heim, das von allen Veränderungen und Umgestaltungen der Neuzeit unberührt blieb, interessierte ihn, wie etwa eine Versteinerung, in der sich die Ueberreste einer längst entschwundenen Tier- und Pflanzenwelt erhalten haben. So wie hier hatte man wohl auch vor fünfzig, vor hundert Jahren gelebt. Manchmal schaute er den Geheimrat prüfend an: er meinte, es müsse ihm ein Zopf im Nacken hängen.

Auguste spielte nicht mit. Sie bereitete den Punsch, versorgte die Gäste und saß dann mit ihrer Handarbeit schweigsam in einer Ecke, bereit, bei jedem Winke des Vaters aufzuspringen.

Fritz sprach gerne von seinem Beruf. Die Anwendung der Elektrizität, die Verwendung dieser neuentdeckten Riesenkräfte für das praktische Leben stand damals noch in den Anfängen. Es klang noch wie ein Märchen, daß der Fluß, der vor der Stadt vorbeirauschte, sie künftig beleuchten sollte. Herr v. Plon zeigte wenig Verständnis für die lebhaften Berichte seines jungen Gastes. Ihm war alles Neue gleichgültig, ärgerlich. Aber die Mädchenaugen hingen staunend, bewundernd an dem frischen, blonden Kopf mit dem buschigen Haar und den kraftvollen gebräunten Zügen. Für Auguste war Fritz selber der Wunderthäter, der Ströme von Licht über die Welt zauberte, der den Klang einer Stimme über Tausende von Meilen vernehmbar machen würde.

Wenn er einmal diesem leuchtenden, begeisterten Blick begegnet wäre, er hätte Teilnahme, Interesse empfinden

müssen für das junge, stille Wesen, das ein so trauriges Leben führte. Aber Auguste verbarg ihr Innenleben mit ängstlicher Scheu. Mit ihrer schlichten Frisur, in ihren schlecht gemachten, farblosen Kleidern, in denen ihre anmutige Erscheinung nicht zur Geltung kam, mit ihrer Schüchternheit und Befangenheit blieb sie für ihn eine graue, wesenlose, eindruckslose Erscheinung. Er dachte höchstens mitleidig: Armes Ding!

Eines Tages bekam der Geheimrat einen Brief seines jüngeren Bruders, der ihm die übelste Laune verursachte. Er sollte seiner Nichte, einem neunzehnjährigen Mädchen, das an der Münchner Hochschule Gesangsunterricht nehmen wollte, eine gastliche Aufnahme in seinem Hause gewähren. Herr v. Plon hätte ein nationales Unglück, das ihn nicht weiter in seiner Ruhe störte, mit größerer Gelassenheit vernommen, als diesen Vorschlag, der ihm eine unerhörte Zumutung schien. Aber sein Bruder, der General, hatte ihm von jeher großen Respekt eingeflößt; er wagte ihm nicht einzugestehen, wie verhaßt ihm jede Störung seiner gewohnten Ordnung sei. Mit einem schweren Seufzer entschloß er sich zu einer höflichen, brieflichen Zusage, wobei er freilich sein zurückgezogenes, einförmiges Leben auf das eingehendste schilderte. Aber die neue Hausgenossin ließ sich nicht abschrecken. Sie kam.

Es war Auguste ein wenig bang gewesen vor der fremden Verwandten. Der erste Anblick Gittas aber entzückte sie. Ein reizenderes Wesen war ihr nie begegnet. Goldiges Blondhaar lockte sich um ein weiches, rosiges Gesicht mit lachenden Augen und vollen Kinderlippen. Das reinste Engelsköpfchen! Und dabei die hohe, schlanke, vornehme Gestalt; die kleinen weißen Hände, die feinen Füßchen! Schon während des Auspackens überschüttete die lustige Generalstochter ihre ernste Cousine mit vertraulichen Bekenntnissen.

„Denke dir, ich habe hier einen Verehrer, einen sehr hübschen Maler, der in Mainz ein paar Porträtaufträge hatte. Er heißt Mangold. Kennst du ihn zufällig? Es waren schon Bilder von ihm in der Ausstellung."

Auguste verneinte. Sie war noch nie in eine Ausstellung gekommen.

„Unmöglich!" rief Gitta. „Es ist übrigens schade, daß du ihn nicht kennst! Der Wunsch, ihn wiederzusehen, hat lebhaft zu meinem Entschluß beigetragen, gerade hier Gesangsunterricht zu nehmen."

Während sie plauderte, zog sie aus ihrem Koffer duftige Seidengewänder, Abendtoiletten, die Augusten ein staunendes „O!" der Verwunderung entlockten.

„Sag aber nur, Gitta, wann willst du das tragen hier bei uns?" frug sie mit einem Seufzer.

„Wann? Nun in Gesellschaft oder auf einem Ball! Du glaubst doch nicht, daß ich mich hier einsperren will? Gehst du denn nie tanzen?"

„O nein! Es wäre so schrecklich für den armen Papa, wenn er unter fremde Leute müßte, lang aufzubleiben hätte."

„Warum gehst du nicht mit Bekannten?"

„Ich kenne niemand. Und Papa würde das auch nicht erlauben. Er läßt mich kaum allein auf die Straße."

Gitta machte entsetzte Augen. „Na, höre mal, dein armer Papa scheint ja der reinste Kerkermeister zu sein. Und das läßt du dir gefallen? Das begreife ich nicht, Auguste! Man muß sich seine Väter besser erziehen. Bei mir wirkt allerdings mein Bruder, der einen dummen Streich nach dem anderen macht, als Blitzableiter für den väterlichen Zorn und ich — ich bin das Familienjuwel! Warte nur, ich werde dem Onkel erzählen, wie nett sich mein Papa benimmt. Das muß hier anders werden. Ich will schon ein bißchen Leben in die Bude bringen!"

„Vergiß nicht, Gitta, Papa ist ein alter Mann!" mahnte Auguste erschrocken.

Sie fürchtete, ihre junge Verwandte werde Unfrieden ins Haus bringen mit ihrer Vergnügungssucht, den Vater kränken mit ihrer kecken Art. Aber sie war höchst überrascht, als Gitta vor dem Abendessen, mit einem zärtlichen „Liebes, liebes Onkelchen, wie freue ich mich, bei euch zu sein!" ihren Arm in den des alten Herrn schob und sich an ihn schmiegte wie ein zuthuliches junges Kätzchen.

Alles fand sie hübsch. „Wie gemütlich es bei euch ist! — Wie gut Auguste es hat, so viel mit ihrem Papa zusammen sein zu dürfen! — Ich bin überzeugt, du kannst gar nicht brummig sein! Du hast ein so freundliches, gutes Gesicht!"

Es war die reinste Ironie, dies zu behaupten von dem griesgrämigen, faltigen alten Kopf. Aber der Geheimrat fühlte sich angenehm berührt. Auch in dem verknöchertsten Männerherzen bleibt immer noch Raum für Eitelkeit, für das Wohlgefallen an dem Geschmeichel anmutiger Jugend.

Auguste staunte, wie Gitta den Vater um den Finger wickelte. Aber das „Engelsköpfchen" war ihr doch unheimlich geworden, seit sie wußte, wie geschickt diese Kinderlippen zu heucheln wußten. . .

Am darauffolgenden Mittwoch kam Fritz Euler wieder zur Whistpartie. Gitta stand am Spieltische; das volle Licht der Kerzen fiel auf das goldige Haar, auf die elegante Erscheinung in hellgrüner Seide, die in der nüchternen Umgebung ganz überraschend wirkte. Der junge Mann blieb auch betroffen stehen. Auguste sah sein freudiges Staunen. Mit einem Zittern in der Stimme stellte sie ihre Verwandte vor.

Fritz war beim Spiel sehr zerstreut. Er hörte zuweilen ein unterdrücktes Flüstern und Kichern aus der Ecke, in der die Mädchen saßen, das ihn viel mehr interessierte als die Karten. Er machte auch ein paarmal den Versuch,

die Damen ins Gespräch hereinzuziehen. Gitta zeigte sich sehr bereit; aber der Geheimrat gebot stirnrunzelnd Schweigen. Nur die Punschgläser trug Gitta herum, und auch die alten Herren lächelten sie beifällig an mit einem Aufleuchten der Augen; für jeden hatte sie einen koketten Blick. — Wie Fritz beim Fortgehen in das süße Gesichtchen schaute! So zerstreut, daß er seinen Hut nicht mehr fand, so trunken, daß er fast das Glaskästchen im Salon herunterstieß.

Auguste saß noch lange in ihrem Zimmer im Dunkeln und grübelte, bis sie plötzlich gewahr wurde, daß es häßliche Empfindungen waren, denen sie nachhing: Neid und Haß. Dann schämte sie sich und rang mit aller Gewalt gegen diese fremde, sich ihr aufzwingende Bitterkeit.

Gitta aber sagte am nächsten Tage: „Ich wollte, mein Maler käme zu eurer Whistpartie statt dieses Ingenieurs. Ich mag dunkle blasse Männer viel lieber als blonde, die so gesund und uninteressant aussehen."

Von nun an war Euler immer der Erste an den Mittwochabenden. Gitta saß hinter dem Onkel: sie wollte zusehen und auch Whist lernen. Erst hatte der Geheimrat sich dagegen gewehrt, aber sie versprach ihm zuversichtlich: „Du wirst sehen, ich bringe dir Glück!"

Er gewann thatsächlich fast jede Partie, wenn sie in seiner Nähe war. Fritz, sein einziger gefährlicher Gegner, ward so verwirrt und behext von den übermütigen Augen, die hinter dem grauen Kopf des Geheimrats zu ihm herüberlachten, daß er seine Karten mit der Unbeholfenheit eines Neulings hinwarf.

Der alte Herr zog die Nichte nun mit dem Aberglauben eines Spielers immer näher an sich heran und merkte nicht, wie sie ihre Zauberkünste trieb. Ach, die arme Auguste war nicht so blind!

Gitta schien es ein hübscher Zeitvertreib für die Mittwochabende, Fritz mit ihren Blicken den Kopf zu verdrehen.

Sonst beschäftigten sich ihre Gedanken mit dem Künstlerballe, zu dem sie von einer bekannten Familie eingeladen worden war.

„Famos! Herrlich! Entzückend war's," erzählte sie Auguste, als sie am frühen Morgen vom Balle heimkam. „Du machst dir gar keinen Begriff, wie gut Mangold walzt, und wie köstlich man sich mit ihm unterhält!"

In den nächsten Tagen aber war sie übellaunig und enttäuscht. Der amüsante Maler gab kein Lebenszeichen von sich. Es erfolgte auch keine weitere Einladung zu einem Balle. Die Bekannten hatten es unklug gefunden, den eigenen reizlosen Töchtern die hübsche Gitta an die Seite zu stellen.

Gitta langweilte sich. Sie hatte ihre Gesangsstunden, die Unterhaltung mit den jungen Damen in der Musikschule, aber das war doch sehr wenig Vergnügen. Im Karneval obendrein! Eine recht günstige Stimmung für Fritz, der am darauffolgenden Mittwoch zwei wundervolle Blumensträuße für die beiden jungen Damen brachte. Zwischen die für Gitta bestimmten blassen Rosen hatte er einen Brief gesteckt.

„Dieser Herr Euler ist doch ein ganz netter Mensch, Auguste," sagte sie abends in ihrem Stübchen mit lachenden Augen. „Ein so verliebtes Briefchen hat er mir geschrieben. Magst du's lesen?"

Die Buchstaben tanzten vor den Augen, die sich tapfer gegen die Thränen wehrten. Lange hielt Auguste das Blatt in der Hand, dieses Todesurteil ihres armen stillen Glücks! Es lautete:

„Wie Maiensonnenschein, wie der leibhaftige Frühling kamen Sie in dieses düstere, freudlose Heim, verehrtes Fräulein! Wenn Sie wüßten, wie viel Geduld, wie viel Selbstbeherrschung ich aufwenden muß, um ruhig bei dem trockenen Spiel zu sitzen, während ich doch Jahre meines Lebens

dafür geben möchte, mit Ihnen plaudern, Sie wirklich kennen lernen zu dürfen! Darf ich Ihnen nicht schreiben? So unendlich viel hätte ich Ihnen zu sagen. Es vergeht keine Stunde, in der ich nicht an Sie denke, und ich kann es nicht länger ertragen, Ihnen stumm gegenüber zu sitzen, Ihnen fremd zu bleiben, alle die tausend glühenden Worte zu ersticken." —

Auguste konnte nicht weiter lesen. Eine leise Frage quälte sie sich noch über die bebenden Lippen: „Und du? Hast du geantwortet?"

„Natürlich. Ich kritzelte auf einen Zettel, den ich ihm heimlich gab: „Schreiben Sie mir nur. Ich sterbe vor Langeweile." — Warum machst du ein so entsetztes Gesicht? Das ist doch noch lange kein Liebesgeständnis!"

„Ja, ja, du hast ganz recht!" murmelte Auguste. „Gute Nacht!"

Sie wußte kaum, was sie sagte. In ihrem Zimmer stand der Strauß, den Fritz für sie gebracht. — Die ersten Blumen, die sie je bekommen hatte. Wie hätte sie ein einziges winziges Röschen gefreut, das er ihr selber geschenkt haben würde! In rasendem Schmerz öffnete sie das Fenster und schleuderte die prachtvollen Rosen, die einer anderen galten, hinaus in die Winternacht.

An dieser selben Stelle, vor diesen paar Sternen, die auf dem schmalen Stückchen Himmel über dem Häusergeviert hereinblitzten, hatte sie oft halbe Nächte lang gestanden und an ihn gedacht, und sich gesehnt, gesehnt. Und nun!

„Das kann ich nicht mit ansehen! Ich will nicht, daß er sie lieb hat! Sie ist falsch und kalt. Ich ertrage es nicht! Lieber sterben!" stöhnte sie nun mit gerungenen Händen in ihrer ersten wilden Verzweiflung. —

Aber am nächsten Morgen hatte das Leben wieder sein alltägliches Gesicht, brachte die gewohnten, kleinen Pflichten.

Der Vater forderte Geduld von ihr und ein gelassenes, freundliches Gesicht. Sie war elend wie eine Schwerkranke und mußte ihre Schmerzen verbergen, die Hand fest auf das zitternde Herz drücken, ein Lächeln auf die Lippen zwingen. Sie durfte kein Mitleid, keine Pflege beanspruchen.

Gitta ward es auch nicht müde, ihr allerlei anzuvertrauen. „Es ist zu lustig, wie Euler mir vor Onkels Augen den Brief in die Hände drückt; wie ich ihm mein Zettelchen hinter die Karten schiebe!“ plauderte sie. Um dieses aufregende Versteckspiel war es ihr mehr zu thun, als um Fritz. Die Heimlichkeit machte ihr Spaß.

„Mangold bin ich heute begegnet! Er ist ja sehr hübsch. Aber, du lieber Himmel, wenn er keine Gelegenheit sucht, sich mir zu nähern, — ich kann ihm doch nicht nachlaufen!“

Fritz kam pünktlich jeden Mittwoch, und das Getändel und Geschreibe ging immer weiter. „Ein Maler hat doch eine recht unsichere Existenz,“ überlegte Gitta eines Tages. „Bei jedem Bild neues Hoffen, Erwarten, neue Angst. Ein Ingenieur, der kann heutzutage ein reicher Mann werden.“

Ein paar Tage darauf kam sie mit erhitztem Gesichte später als gewöhnlich von der Gesangsstunde nach Hause.

„Du, Auguste, ich habe mich verlobt!“

Auguste ward kreideweiß. In diesem Augenblick wirkte das Gebrumm des Vaters, das dazwischen klang, erlösend.

Er hatte den lauten Jubelruf gehört und erklärte nun übellaunig: „Verlobt? Dann packe nur sofort deinen Koffer und fahre heim!“

„Aber Onkelchen, es ist ja mit Fritz Euler! Bei dir habe ich mein Glück gefunden!“

„Um so schlimmer! Dann hätte ich vor deinem Vater die Verantwortung. Das mag ich nicht! Ueberhaupt, eine Verlobung bei mir — einen Bräutigam, der dann ewig hier sein wollte, — nein! Fahre nur nach Hause, Gitta. Er soll dich in Mainz bei deinem Vater besuchen!“

Das war recht ungastlich von dem alten Herrn, aber unbewußt that er ein gutes Werk, denn nun blieb es Auguste erspart, das Brautpaar zu behüten und zu begleiten, Zeugin jedes Kusses, der ersten stürmischen Verliebtheit zu werden.

Gitta reiste ab, es wurde wieder ganz still im Hause. Auguste gehörte zu jenen einsamen Naturen, die keine warme Hand in der ihren halten, wenn sie sich zu Tode betrübt fühlen, die kein teilnahmsvolles Ohr besitzen, die auch keine Worte der Klage hätten, wenn sie es fänden, sondern sie zählte zu den Menschen, die nach innen weinen. Es sind die bedauernswertesten.

2.

Fritz und Gitta wurden bald ein Paar. In den ersten Jahren ihrer Ehe lebten sie in verschiedenen größeren Städten, in denen er die elektrische Straßenbeleuchtung einrichtete. Der jungen Frau schien dieses abwechslungsreiche Leben recht wohl zu gefallen. Sie schickte ab und zu einen fröhlichen Brief an Auguste. Sie hatten ein herziges, gesundes Kind, Euler hatte glänzende Einnahmen und erfüllte ihr jeden Wunsch. Sie schienen in einem lustigen Kreis zu leben, und Auguste konnte zwischen den Zeilen lesen, daß ihre hübsche Verwandte überall gefeiert und bewundert werde. Die neuen Photographien, die sie von Zeit zu Zeit beilegte, zeigten, daß sie nur noch schöner und bezaubernder geworden war. In einem Briefe meldete sie in Kürze, ihr Bruder, der Thunichtgut, habe sich gänzlich mit dem Vater überworfen, und bald darauf kam die Nachricht von dem Tode des Generals. Aber diese Familientrübsal schien Gitta nicht besonders in ihrem Lebensgenuß zu stören.

Für Auguste klangen die Berichte dieses heiteren Sonnenkindes wie ein Märchen aus einer anderen Welt. Sie lebte dahin, festgebannt im Krankenzimmer des Vaters, der nach



einem Schlaganfall an seinen Lehnstuhl gekettet war, aber genug Lebenskraft übrig behalten hatte, um die geduldige Pflegerin Tag und Nacht zu quälen. Stundenlang mußte sie ihm vorlesen, wenn er nicht schlafen konnte. Niemals vergalt ihr ein freundliches Wort die Aufopferung ihres jungen Lebens.

Es ging gerade recht schlimm mit dem Vater, als Gitta mit ihrem Gatten nach München zog, wo dieser eine dauernde Anstellung angenommen hatte. Sie hatten nun ein zweites Kind, und es schien ihnen wünschenswert, sich mit der größeren Familie bleibend festzusetzen.

Auguste hatte nur ein Viertelstündchen Zeit zu ihrem ersten Besuch bei ihrer Verwandten. Sie kam aus einem verdunkelten Krankenzimmer. Wie hell, wie sonnig, wie lustig dagegen das entzückende Heim Gittas wirkte! Die großen, hohen Zimmer, die Bilder, die Blumen — und sie selber mit ihrem blühenden, lachenden Gesicht, dazu die reizenden beiden Blondköpfchen!

Ach, Auguste hatte in diesen öden, trübseligen Jahren Entsagung gelernt. Aber mit einem dumpfen Schrecken ging sie zurück in ihre eigene, freudlose, dunkle Behausung.

Kurz danach starb der Geheimrat. Er hinterließ ein bedeutendes Vermögen. Auguste, die bisher um ihre bescheidenen Toilettebedürfnisse, um jede kleinste Ausgabe hatte bitten und betteln müssen, war plötzlich aus einer Sklavin eine unabhängige, selbständige junge Dame geworden, der auch die Mittel, ihr Leben zu genießen, zu Gebote standen. Aber sie wußte mit der Freiheit, die ihr so lange völlig versagt gewesen war, nichts Rechtes anzufangen. Es ging ihr wie den meisten Menschen, die sich jahrelang für andere opfern mußten: sie fühlte sich nun überflüssig. Bekannte hatte sie nicht; Gittas Heim hätte sie gerne gemieden. Aber Gitta zog die Vereinsamte mit aller ihr zu Gebote stehenden Liebenswürdigkeit zu sich heran. Sie bemerkte bald, daß

die Kinder an dem ernsten, sanften Mädchen hingen, daß Auguste sich ein besonderes Vergnügen daraus machte, die lebhaften Kleinen spazieren zu führen, mit ihnen zu spielen, ihnen Geschichten zu erzählen. Gitta, die stets allerlei Vergnügungen im Kopf hatte, fand es ganz allerliebst, daß ihre Verwandte die Kinder behütete, und mochte sie als Hausgenossin bald gar nicht mehr entbehren. Auguste selbst war glücklich in der Kinderstube.

Freilich gewann sie auch einen Einblick in Gittas Ehe, der sie betrübte. Fritz war noch immer leidenschaftlich verliebt in seine hübsche Frau; und Gitta war wohl das alte Schmeichelkätzchen geblieben, nur daß sie nun auch trotzen und streiten und hartnäckig schmollen konnte, um ihren Willen durchzusetzen. Im Grunde machte sie sich wenig aus ihrem Mann und ihren Kindern. Auguste schnitt diese Gleichgültigkeit, die sie viel besser durchschaute als Fritz, in die Seele.

„Du bist so viel fort, Gitta," sagte sie eines Tages. „Dein Mann sucht nach dir, wenn er heimkommt. Ich sehe es ihm am Gesicht an, daß er dich vermißt. Er plagt sich den ganzen Tag für dich. Meinst du nicht, daß du es ihm schuldig wärst, ihm einen gemütlichen Abend zu bereiten, einen Abend nach seinem Geschmack? Nicht mit Gästen, nicht mit fremden Menschen, nein, allein mit dir!"

Lächelnd hörte Gitta zu, zupfte an der Tischdecke, schaute in den Spiegel und sagte dann: „Eine Moralpredigt, Auguste? Nimm dich in acht, Kind, daß du nicht ein alter Pedant wirst wie dein Vater! Er wollte auch alle Menschen in seine Schablone einzwängen. Es wäre schade, wenn du dir das angewöhnen würdest!"

Sie sprach ganz herablassend und freundlich, küßte Auguste wie sonst und bat sie, ja morgen wiederzukommen. Aber im stillen dachte sie: „Diese Hausgenossin wird unbequem, wenn sie anfangen will, zu kritisieren und zu spionieren!"

Bisher hatte sie Auguste für einen „guten Kerl" gehalten, den man nicht zu fürchten brauchte. Nun überlegte sie. Kein Wunder, wenn sie bitter wurde, die arme Auguste, sie hatte ja so gar nichts von ihrem Leben. Warum sollte sie eigentlich nicht heiraten, nun, da der Alte tot war, und sie Geld hatte? Es war sicherlich das beste für sie.

Einige Tage lang war Gitta ungewöhnlich nachdenklich; dann geriet sie mit einemmal in die ausgelassenste Laune. Ihr schlauer Frauenkopf hatte einen Plan ersonnen, der ihr viel Vergnügen machte.

Sie zeigte sich besonders zuthulich gegen Auguste, kümmerte sich um deren Aussehen, fand, es sei nun Zeit, die Trauerkleider abzulegen, und riet mit solchem Eifer zu etwas frischeren, kleidsameren Farben, daß Auguste sich schließlich ihrem Geschmack fügen mußte. Einige Wochen später, im Frühjahre, kam ein pensionierter Rittmeister, Herr v. Lehmpuhl, nach München und war häufiger Gast bei Eulers. Sie hatten ihn früher bei ihrem Aufenthalt in einer rheinischen Stadt kennen gelernt, und Gitta behandelte ihn als alten Freund.

Hans v. Lempuhl verstand es ausgezeichnet, sich den Damen angenehm zu machen. Er hatte eine hohe, stattliche Gestalt, die in Haltung und Gang sofort die militärische Schulung verriet, und ein nicht eben feingeschnittenes, aber frisches braunes Gesicht mit dunklem Vollbart und lebhaften schwarzen Augen. Sein Haar war schon etwas mit Grau untermischt.

„Mein Freund Lempuhl ist nur infolge einer grausamen Ungerechtigkeit pensioniert worden," behauptete Gitta. „Das kann ja den besten Offizieren passieren, wenn irgend ein Vorgesetzter ihn nicht leiden mag."

Thatsächlich hatte sich der Rittmeister eine Brutalität gegen einen Soldaten zu schulden kommen lassen, die ihm seinen Rock kostete. Aber wie hätte die weltunerfahrene

Auguste erraten können, daß dieser elegante Kavalier, der so vollendete Manieren besaß, einer rohen Handlung gegen einen wehrlosen Untergebenen fähig gewesen war.

Sie war anfänglich sehr schüchtern und zurückhaltend dem Rittmeister gegenüber. Gerade solch sicher auftretende, mit den gewandtesten Umgangsformen ausgerüstete Männer flößten ihr ein scheues Unbehagen ein. Aber er zeichnete sie sichtlich aus. Jedesmal, wenn er kam, erkundigte er sich mit herzlicher Wärme nach ihrem Befinden, frug mit größtem Interesse nach dem Buch, das sie gerade las, zeigte sogar Verständnis für ihre Handarbeiten, kannte jede neue Schleife, die sie an ihrem Kleide trug, gab sich Mühe, ihren Geschmack in Bezug auf Blumen zu erraten und ihr die Rosen, für die sie eine besondere Vorliebe hatte, zu verschaffen. Bisher hatte sich noch nie jemand um Auguste gekümmert; sie hatte niemals eine Rolle gespielt, es mußte ihr Eindruck machen, daß dieser Weltmann mit solcher Aufmerksamkeit ihren Worten lauschte, um ihr Urteil frug, sich bei jedem Zusammensein an ihre Seite setzte und alle seine Beredsamkeit hauptsächlich für sie aufbot.

„Ich sollte eigentlich recht böse auf dich sein, Auguste," sagte Gitta lachend, aber mit einem prüfenden Blick. „Lempuhl war vor ein paar Jahren ein eifriger Verehrer von mir; nun hat er nur noch Augen für dich!"

Auguste war sich ganz klar darüber, daß diese erste Bevorzugung, die sie von seiten eines Mannes erfuhr, nur ihrer Eitelkeit wohlgefiel, ohne ihr Herz zu berühren. Ach, ihr Herz war ja noch immer erfüllt von ihrer traurigen, hoffnungslosen Liebe zu Fritz. Ja, die liebenswürdigen, schmeichelnden Worte, die an ihr Ohr klangen, steigerten nur ihre unglückselige Sehnsucht. Sie sagte sich nun manchmal: ich kann also doch einem Mann gefallen, es wäre also doch keine Unmöglichkeit gewesen, daß Fritz mich lieb gewonnen hätte!

Auguste war sichtlich aufgeblüht, sie hatte frischere Farben und glänzendere Augen bekommen, seit sie nicht mehr in dem freudlosen Heim des Vaters lebte.

„Wie hübsch dieses Kleid Ihnen steht, Auguste!" sagte Fritz eines Tages, und es lag ein Ausdruck der Verwunderung auf seinem Gesicht, als dächte er: Sie ist ja eigentlich ganz hübsch geworden!

Er ahnte nicht, daß die kleine Schmeichelei ihr wilde Schmerzen weckte. Wenn sie ein anderes Kleid getragen hätte, damals, an jenen Spielabenden! Vielleicht hätte er sie angeblickt wie jetzt! Vielleicht wäre er nicht so stumm und gleichgültig an ihr vorübergegangen! Ein anderes Kleid! Schwindelndes, jauchzendes, unausdenkbares Glück hätte es für sie bedeuten können!

Manchmal verfiel sie wieder in ein Träumen, wie in ihren früheren, vollständig einsamen Tagen; sie malte sich aus, Fritz wäre krank, bedürfte der Hilfe, und sie könnte ihn pflegen, bei ihm wachen, ihr Leben hingeben für das seine. Sie wagte auch in Gedanken niemals an seinen Besitz, an einen Augenblick in seinen Armen zu denken. Sie schwelgte nur in dem traurigen Glück, sich für ihn opfern zu dürfen.

Gittas Worte schreckten sie empor aus diesem Dämmerzustand, in den sie sich mit leiser Wehmut verloren hatte.

„Hans v. Lempuhl liebt dich," sagte Gitta eines Tages. „Er hat Sehnsucht nach einem Heim und wird ein guter Ehemann werden, wie die meisten Männer, die ihre Jugend genossen haben und dann mit ernster Ueberlegung eine Häuslichkeit erstreben. Ich freue mich wirklich von Herzen, Auguste, daß dir ein solches Glück zufallen soll!"

„Aber Gitta," stammelte Auguste mit angstvollen, großen Augen, „du weißt ja gar nicht, ob ich ihn will, ob ich überhaupt heiraten möchte! Ich habe nie daran gedacht —"

„Unsinn! Warum solltest du nicht heiraten wollen!

Gerade du bist doch eine so häusliche Natur und fühlst dich nur zufrieden, wenn du Pflichten zu erfüllen hast, für jemand sorgen kannst. Und du hast auch Kinder so lieb! Ich kann ja nur dankbar sein, wenn du ein Genügen daran findest, dich in meinem Hause nützlich zu machen und dich mit meinen beiden Rangen abzuplagen. Aber um deinetwillen! Es ist doch nicht dein Heim, es sind nicht deine Kinder! Im Grunde bleibst du doch die Einsame, die Fremde!"

Auguste drückte die Hände krampfhaft ineinander und hielt die Augen gesenkt wie eine Schuldige. Sie meinte aus der Mahnung der jungen Frau eine Verurteilung herauszuhören, schwerer, berechtigter, als Gitta ahnte.

Mit all der Liebesfülle ihres einsamen Herzens hing sie an diesem Heim, weil es das seine war, an den Kindern, weil sie ihm glichen. Es war die einzige Freude in ihrem stillen Dasein, hier zu weilen, seine Stimme zu hören, ihm unbemerkt, ohne daß er ihr zu danken brauchte, kleine Gefälligkeiten zu erweisen, an die Gitta niemals dachte. Sie hatte sich sogar darauf ertappt, daß sie das Kleid, das er einmal gelobt, am liebsten trug. Also war doch ein dunkler Wunsch in ihr, von ihm gesehen zu werden, ihm zu gefallen. Der Gedanke trieb ihr eine heiße Blutwelle ins Gesicht. Ja, es war doch, trotz aller Entsagung, ein geborgtes, erstohlenes Glück, an das sie sich gewöhnt hatte. Gitta hatte ganz recht: sie war und blieb die Einsame, die Fremde. Sie war überflüssig, geduldet.

Und wenn der Rittmeister sie zur Frau begehrte — ach, Glück schien das ja nicht. Aber es war doch ein eigenes Leben, ein Platz, an den sie hingehörte, eine Rettung vor dem Festwurzeln in dem Hause einer anderen, eine Rettung von ihrer unerfüllbaren Sehnsucht.

Ein eigenes Kind besitzen! Der Gedanke hatte für sie etwas Berauschendes. Dann, das fühlte sie, dann könnte



sie vergessen und alle ziellose, nach Aufopferung verlangende Herzenswärme, die bis jetzt keinen Ausdruck gefunden, für das geliebte kleine Wesen in ihren Armen zusammenfassen.

Der heiße Kampf, den sie in diesen Minuten durchrang, während Gitta lächelte über ihre Verwirrung, die ihr eine freudige Erregung über einen ersten Heiratsantrag schien, wiederholte sich nun für Auguste in jeder einsamen Stunde.

Der Rittmeister hatte die Klugheit, nicht stürmisch mit seiner Werbung vorzugehen; er ward etwas wärmer im Tone, blieb aber in den gemessenen Grenzen respektvoller Freundschaft und überließ es Gitta, seine Fürsprecherin zu sein, was die junge Frau auch mit ihrer ganzen Beredsamkeit besorgte.

Einmal an einem schönen Juniabend war man noch im Freien gewesen: Fritz und Gitta, Auguste und der Rittmeister. Auf dem Nachhausewege hing sich die junge Frau zärtlich in den Arm des Gatten und sprach leise und flüsternd mit ihm, so daß Auguste mit dem peinlichen Gefühl, zu stören, einige Schritte zurückblieb. Hans v. Lempuhl reichte ihr seinen Arm. Er sprach mit einer gewissen Erregtheit, vertraulicher, offener als bisher.

Die Stunde war gut gewählt. In der warmen, milden Frühsommernacht wanderten verliebte Pärchen, Musikklänge kamen aus den Gärten, in denen noch lustige Menschen beisammensaßen. Fröhlicher Lebensgenuß schien wie der betäubende Jasminduft durch die Luft zu schweben; und Fritz und Gitta schritten voran, lächelnd, in seliger Vertrautheit, als schwebten sie in einer Glückswolke hoch über der Welt. Ein Grauen erfaßte Auguste, wenn sie an ihre stille, verlassene Wohnung dachte. Warum sollte sie immer und ewig die Einsame, die Ausgestoßene sein?

„Zwei einsame Menschen wie wir müssen sich aneinander anschließen," sagte Hans. „Finden Sie nicht auch, Fräulein Auguste? So hübsch es ist, gute, liebe Freunde zu besitzen,

die eigene Häuslichkeit vermögen sie doch nicht zu ersetzen. Ich wäre so glücklich, einmal an meinem eigenen Tisch zu sitzen, das Wohlbehagen zu genießen, das nur eine Frau zu verbreiten weiß! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich mich sehne, mich ein wenig verwöhnen, verhätscheln zu lassen und selbst ein liebes Weib verwöhnen und verhätscheln zu dürfen. Man wird als reiferer Mensch des Alleinseins so müde! Können Sie mir das nachfühlen, Auguste?"

Sie nickte. Es war ja merkwürdig, wie seine Worte sich ihrer Stimmung anpaßten, wie er so ganz den rechten Ton zu treffen wußte, um ihr die feste Ueberzeugung zu geben, daß sie sich gut verstanden, daß sie, von ganz ähnlichen Gefühlen geleitet, einander fanden.

Ehe sie das Haus erreichten, beschwor er sie noch mit einem bittenden, fragenden Blick in ihre Augen um ein warmes, beglückendes Wort, das ihm einen frohen Glauben an die Zukunft geben sollte.

Sie sagte ihm, daß das, was er auf diesem Heimwege gesprochen, ihr einen tiefen Eindruck hinterlassen habe, er möge ihr Zeit gönnen bis zum anderen Tage, um erst völlig klar zu werden über sich selber.

Er küßte ihr ernst die Hand und flüsterte ein bewegtes „Auf Wiedersehen!" Als Gitta ihn noch einmal fragend anblickte, lächelte er, und die beiden tauschten einen Blick wie heimlich Verbündete.

Am nächsten Tage gab Auguste ihm ihr Jawort.

Gitta umarmte sie jubelnd, traf ihre Vorbereitungen zu einem lustigen Verlobungsessen und rief bei dem heiteren Mahle in ausgelassener Stimmung: „Wir wollen uns nun alle duzen! Es ist überhaupt langweilig, daß du noch immer Sie zu meinem Mann sagst, Auguste! Kommt, hier sind volle Gläser. Gebt euch rasch einen Kuß! Herr v. Lempuhl und ich trinken auch Schmollis!"

Ein heißer Schauer durchrieselte Auguste, als Fritz ihre Lippen berührte. Sie war ganz ruhig geblieben bei den ersten Küssen ihres Verlobten und glühte nun, als sei eine Flamme in ihr emporgelodert. War's nicht Wahnsinn, mit diesem Aufruhr in ihrer Seele eines anderen Weib zu werden? Und dennoch, — mußte sie nicht ein Ende machen, diese Flamme ersticken, gerade um dieser tollen Empfindung willen, die ja ein Unrecht war?

Gitta drang mit Ungestüm auf eine rasche Heirat. „Erstens ist eine lange Verlobung überhaupt ein Unsinn," sagte sie, „und zweitens will ich auch bei der Hochzeit sein und trotzdem unsere Sommerpläne nicht aufgeben. Fritz hat doch nur seinen kurzen Urlaub. Ihr müßt euch uns zuliebe beeilen."

Sie ließ Auguste nun kaum noch eine freie Viertelstunde. Es mußte so vieles besorgt, gekauft, bestellt werden. Auguste war zu sparsam erzogen, um über die tausenderlei Anforderungen eines modernen Haushaltes Bescheid zu wissen. Aber Gitta machte es ein Hauptvergnügen, gegen die Anspruchslosigkeit ihrer Verwandten anzukämpfen und ihr in jedem Laden das Schönste und Teuerste anzuempfehlen. „Du mußt ein wenig flott werden, liebe Auguste! Dein künftiger Mann ist verwöhnt, ein Kavalier; er kann nicht leben, wie dein armer kranker Papa!"

Mit all diesen Wohnungs- und Einrichtungsfragen, den vielen Besuchen, die das Brautpaar zu machen hatte, war Auguste während der kurzen Verlobungszeit vollständig in Anspruch genommen. Man überschüttete sie von allen Seiten mit Liebenswürdigkeiten; sie, die so lange im Schatten gelebt, spielte nun mit einemmal eine Rolle; dieses Neue, Ungewohnte mußte sie verwirren, zerstreuen.

Fritz Euler hatte eine Geschäftsreise antreten müssen. Sie empfand es als große Erleichterung, daß ihre Seele

nicht durch seine beständige Nähe bewegt und erschüttert wurde. Anfang August sollte die Hochzeit stattfinden. Ein paar Wochen vorher war Fritz heimgekehrt, und Auguste stand ihm ganz unvermutet gegenüber, als sie eines Nachmittags Gitta abholen wollte. Er begrüßte sie freundlich und sah ihr teilnahmsvoll in das Gesicht.

„Du siehst ganz müde und verhetzt aus," sagte er mitleidig. „Es ist nicht recht von meiner Frau, daß sie euch unsertwegen, damit wir auf das Land kommen, so drängt, und die Aussteuer in solcher Hast besorgt werden muß."

„Es ist ganz gut so," erwiderte Auguste leise. „Ich bin froh, daß ich wenig Zeit zum Grübeln habe."

Er schaute sie etwas betroffen an. Das klang ja nicht gerade nach Brautjubel und Glückszuversicht.

Nach einer kleinen Pause sagte er: „Weißt du, eines muß ich dir raten, eines darfst du bei aller Ueberstürzung nicht versäumen, Auguste — einen Ehekontrakt mußt du unbedingt machen."

„Du meinst?" — Es lag ein leises Erschrecken in ihrer Frage und in ihren Augen ein Ausdruck der Angst.

„O, ich will mit diesem Rat durchaus keinen Zweifel an deinem Verlobten erwecken; ich halte es nur in den meisten Fällen für besser, wenn die Frau sich durch einen Vertrag ihre Selbständigkeit, das Verwaltungsrecht ihres Vermögens sichert, das ihr ja das Gesetz nicht zugesteht. Und gerade in diesem Fall —"

Er wurde unterbrochen, denn Gitta trat ein, erhitzt und erregt, als wäre sie eben rasch gegangen.

„Meine Frau hat noch kaum Zeit gefunden, mich zu begrüßen," sagte er lächelnd und zärtlich. „Sie hat so viel zu thun, die Aermste!"

Gitta ließ sich etwas zerstreut von ihm die Hände streicheln. Als er aber in dem eben begonnenen Gespräche fortfuhr und bemerkte: „Ich habe eben Auguste dringend

empfohlen, einen Ehekontrakt zu machen —" Da fuhr sie in lebhaftem Interesse auf:

„Welche Idee! Wie kommst du dazu? Das ist doch in diesem Fall durchaus nicht nötig! Lempuhl ist ein Ehrenmann. Er würde es als ein Zeichen des Mißtrauens ansehen."

„Aber Liebste," versetzte er lachend, „wir haben doch auch einen Ehekontrakt gemacht, und du hast an meiner Ehrenhaftigkeit doch auch nicht zweifeln können. Dein väterliches Vermögen ist dir seit Papas Tod überlassen; ich frage nie, was du mit deinen Zinsen anfängst."

Sie ward nun glühend rot, entzog ihm ihre Hand, um rasch ihre Frisur zu ordnen und sich vor dem Spiegel von ihm abzuwenden. Dieses Gespräch schien ihr entschieden unbequem.

„Das ist doch etwas ganz anderes," behauptete sie in eigensinnigem Tone, „mein bißchen Vermögen kommt doch gar nicht in Betracht deinen Einnahmen gegenüber."

„Aber Schatz, gerade, wenn das Vermögen der Frau mehr in Betracht kommt, ist ein Ehekontrakt am Platz."

Er sagte es ganz unbefangen, aber sie war gekränkt, machte ein finsteres Gesicht und ließ ihn während des ganzen Abends ihre Ungehaltenheit empfinden. Sie hatte Auguste gegenüber versucht, ihres Mannes Rat als höchst überflüssig und beleidigend für Hans darzustellen; aber Auguste erteilte so bestimmt ihr Einverständnis, daß sie nicht wagte, durch eine weitere Erörterung das Mißtrauen ihrer Verwandten wachzurufen. —

Der Rittmeister war von der Kontraktsangelegenheit bereits unterrichtet, als Auguste sie erwähnte, und er fügte sich ohne jeden Einwand. Aber es schien in diesen letzten Wochen vor der Hochzeit, als wäre die freudige Stimmung, der besonders Gitta Ausdruck gegeben, mit einemmal gedämpft worden.

3.

Auguste war mit ihrem Gatten auf der Hochzeitsreise. Sie hatte einen feierlichen Entschluß gefaßt, alle nutzlosen Wünsche zu begraben und mit aller Kraft danach zu ringen, eine gute, glückliche Frau zu werden. Ihr wundes, scheues Herz wäre unter einer recht zarten, liebevollen Berührung wohl aufgeblüht, und einer warmen, echten Neigung hätte ihre dankbare, hingebende Natur nicht widerstanden. Aber der Rittmeister verfiel gleich nach der Hochzeit aus seiner bisherigen wohlberechneten Ehrerbietung in einen bequemen, nachlässigen Ton, als wäre es nun, nachdem sie seine Frau war, nicht mehr nötig, viele Umstände zu machen und um ihre Liebe zu werben. Er zeigte ja immer die ritterlichsten Manieren und war, besonders vor Zeugen, von vollendeter Liebenswürdigkeit; aber die warmen Worte, die echten Herzenstöne, die eine Frau vernehmen will, die ihr die Seele bewegen, fand er nicht. Er suchte sie kaum.

Auguste ward es bald schmerzlich klar, daß die Aehnlichkeit der Empfindungen, die innerliche Uebereinstimmung, an die sie auf jenem entscheidenden Heimwege in der Juninacht geglaubt, eine Täuschung gewesen war. Nun, da Hans sich ganz so gab, wie er war, sah sie schaudernd, wie fremd und verständnislos sie einander gegenüberstanden: er, ein nüchterner, etwas frivoler Mann, der kein Bedürfnis nach einem Gefühlsaustausch hatte, nur Sinn für oberflächlichen Lebensgenuß; und sie, die trotz ihrer sechsundzwanzig Jahre ein unerfahrenes, weichherziges Kind geblieben war mit viel Idealismus und vielen Illusionen, vor allem aber mit einem großen, ungestillten Verlangen nach einem Menschen, der sie wirklich lieb hätte.

Seine lebhafte Zärtlichkeit während der Flitterwochen vermochte ihr diese Ueberzeugung nicht zu wecken. Ja, es erschien ihr nun wie ein Unding, wie ein Frevel, daß sie ohne Liebe sein Weib geworden war. Ein reuiges Gefühl,

als sei es eine Lüge, seine Küsse zu dulden, als heuchelten sie beide, wenn ihre Arme sich umschlangen, verließ sie nicht mehr und machte sie immer scheuer und zurückhaltender.

Als sie ein paar Monate verheiratet waren und nun in ihrer hübschen Wohnung ihr neues, häusliches Leben begonnen hatten, sagte Hans eines Tages, ganz ungeduldig und gereizt: „Du bist schauderhaft kühl, Auguste. Wenn Gitta mir nicht so bestimmt und wiederholt versichert hätte, du seiest in mich verliebt bis über die Ohren, dann könnte ich wahrhaftig eher glauben, ich sei dir zuwider."

Er lachte, als er ihren überraschten, entsetzten Blick, ihre glühende Verwirrung bemerkte.

„Das sagte dir Gitta?" stammelte sie.

„Du hast es ihr natürlich unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses anvertraut, und sie hat es natürlich ausgeplaudert. Das machen die Frauen ja immer so. Aber in diesem Fall war's doch eine recht harmlose und naheliegende Indiskretion."

„Und darauf hin — deshalb hast du um mich geworben, deshalb nahmst du mich zur Frau?" stammelte sie, noch immer ganz fassungslos.

„Ja, das heißt — freilich, das gab mir den Mut. Ich wollte mir doch keinen Korb holen, und du hast, wie ich ja eben sagen wollte, ein fabelhaftes Talent, deine Verliebtheit zu verstecken. Wenn du mich nicht wirklich gern gehabt hättest, so hätte ja in der That für dich kein Grund vorgelegen, mich zu heiraten."

Sie schwieg verlegen und duldete es, daß er sie in einer zärtlichen Anwandlung in die Arme schloß.

Er hatte recht, er mußte ja an ihre Liebe glauben. Den Grund, warum sie seine Frau geworden, konnte er nicht erraten. Aber die Frage quälte sie nun unaufhörlich: „Was hatte Gitta zu dieser bewußten Lüge veranlaßt? Welchen Zweck verfolgte die junge Frau, als sie mit solchen

Mitteln diese Ehe stiftete? Eifersüchtig war sie nicht. Sie konnte der Verwandten ja auch ihr Haus verschließen, wenn deren Gegenwart ihr unbequem war. Wozu also diese erfundenen Liebesversicherungen, die sie ihnen beiden in die Ohren geraunt?"

Gitta war entschieden weniger freundlich und liebenswürdig gegen Auguste, wie vor deren Verheiratung, als habe sie anderes von dieser Ehe erwartet. Auch der Rittmeister verbarg nur nach außen hin eine grimmige Enttäuschung, die er zu Hause durch häufige schlechte Laune verriet. Er hatte in der That mit Zuversicht geglaubt, Auguste sei in ihn verliebt und werde sich, wenn sie erst seine Frau geworden sei, um den Finger wickeln lassen. Er hoffte, im uneingeschränkten Besitz ihres Vermögens, ein flottes, lustiges Leben zu führen, zu dem ihm bisher die Mittel gefehlt hatten. Der Ehekontrakt, auf dem sie bestanden, war die erste Enttäuschung gewesen; aber ein solches Hindernis hätte sich umgehen lassen, wenn sie so schwach und nachgiebig geworden wäre, wie er es nach seinen früheren Erfahrungen bei den Frauen erwartete. Auguste, die keine Ahnung besaß, welche Summen ein eleganter Kavalier durch die Finger rutschen lassen kann, fand es ganz genügend, daß sie den Haushalt, die Wohnung, alle Ausgaben bestritt, und meinte, die Pension, die ihr Gatte zu seiner eigenen Verfügung hatte, müsse ihm als Taschengeld vollständig hinreichen. Einer blind verliebten, zärtlich hingebenden Frau hätte er diese unbequeme Anschauung ausgeredet und ihr das Verfügungsrecht über ihren Besitz abgeschmeichelt. Aber bei Augustens zurückhaltendem Wesen, bei dem kühlen Ton, der zwischen ihnen herrschte, ward es ihm bei all seiner sonstigen Gewandtheit unmöglich, die Geldfrage zu berühren. Er wollte sich doch von den ernsten Augen seiner Frau nicht völlig durchschauen lassen.

Als der Winter gekommen war, verkehrte der Rittmeister fast ebensoviel, wie in seiner Junggesellenzeit, im Café Luitpold, und Auguste war so einsam wie vor ihrer Verheiratung, nur unglücklicher als je zuvor in ihrem Leben.

Eines Abends im Karneval kam Gitta, die sie längere Zeit nicht mehr besucht hatte, aufgeregt zu später Stunde und in glänzender Balltoilette hereingerauscht und rief, ohne sich nur recht Zeit zur Begrüßung zu nehmen: „Wo ist dein Mann? Ich muß ihn ein paar Augenblicke sprechen. Ich bin deshalb vor dem Ball rasch bei euch vorbeigefahren."

Ihre Stimme klang heiser; sie hüstelte, und es war etwas Ruheloses in ihren Augen.

Auguste staunte die helle, wie in einer rosigen Duftwolke schwebende Erscheinung, die so unvermutet in ihr einsames Zimmer getreten war, bewundernd an. So schön war ihr die junge Frau noch nie erschienen, wie nun mit den heißglänzenden Augen, den lebhaft geröteten Wangen, mit den funkelnden Steinen an dem weißen Hals. Aber Gittas sichtliche Erregtheit, das Geflacker in ihren Augen, ihre ungeduldige, gedankenabwesende Art zu sprechen, beunruhigte sie.

„Geht Fritz mit auf den Ball?" frug sie unwillkürlich. „Wartet er unten im Wagen?"

Gitta blickte sie verständnislos an, als habe sie die Frage nur halb gehört. „Wer?" stieß sie zerstreut hervor. „Mein Mann? Nein, nein! Aber sag doch — wo ist Hans? Ich habe Eile."

Der Rittmeister war ausnahmsweise zu Hause.

„Ich gehe in sein Zimmer," erklärte Gitta sehr bestimmt und rauschte an Auguste vorüber.

„Du bist erkältet, Gitta, du solltest nicht tanzen!" mahnte diese, von dem wiederholten trockenen Husten der jungen Frau erschreckt.

„Ah bah, das hat nichts zu sagen. Um ein bißchen Heiserkeit kann ich mich nicht kümmern, dazu bin ich nicht in der Stimmung. Gute Nacht, Auguste!"

Die Verabschiedung war deutlich genug. Gitta trat in das Zimmer des Rittmeisters und schloß hinter sich die Thür.

Auguste hatte eine dumpfe Angst erfaßt, als drohe irgend ein Unheil. Nach einer Weile hörte sie die Stimme der jungen Frau im Flur. Hans schien sie die Treppe hinab zu begleiten.

Der Wagen rollte fort. Er kam zurück und setzte sich mit finsterem Gesicht zum Abendessen, das schweigsam verlief.

„Gitta war heute so sonderbar," bemerkte Auguste endlich und sah ihn unwillkürlich mit einem fragenden Blicke an. „Ich glaube, sie ist krank?"

„Ich glaube vielmehr, sie hat Dummheiten im Kopf," gab er mürrisch zur Antwort. Dann schob er mißmutig den Teller weg und ging im Zimmer auf und ab.

Auguste nahm die Zeitung zur Hand, mehr aus nervöser Unruhe, als aus Interesse an Tagesnachrichten.

„Sei so freundlich, jetzt nicht zu lesen," sagte er, vor ihr stehen bleibend, „ich habe mit dir zu sprechen."

Ihr Gesicht drückte ängstliche Besorgnis aus. „Was ist's? Ist's Gittas wegen? Was wollte sie nur?"

„Gitta? Was kümmert uns Gitta?" erwiderte er ungeduldig. „Eine ganz persönliche Angelegenheit, die ich lange mit dir erörtern wollte. Ich brauche eine größere Summe, ungefähr dreißigtausend Mark."

„Aber wozu?" frug sie unwillkürlich, erschrocken. „Du willst doch nicht spekulieren, Hans?"

„Mein Gott, mach doch nicht immer gleich Augen, als sähest du Gespenster! Wenn du dir nicht in den Kopf gesetzt hättest, dein Vermögen selbst zu verwalten, dann brauchte ich dir nicht diesen Schrecken einzujagen, bei dem dir förm-

lich die Haare zu Berge stehen! Wahrhaftig, es ist eine geradezu lächerliche Lage für mich! Man weiß, daß ich eine wohlhabende Frau geheiratet habe, — ich kann doch nicht jedem Menschen auseinandersetzen, daß meine Frau in beleidigendem Mißtrauen gegen mich von einer Gemeinschaftlichkeit des Besitzes, wie er sonst in der Ehe üblich ist, nichts wissen will und mich einem peinlichen Verhör unterwirft, wenn ich mir zum erstenmal die Bemerkung erlaube, ich brauche Geld! — Nimm an, ein Freund hätte es nötig. Er kann mich ja zum Schweigen über seine Verhältnisse gebeten haben! Wir Männer plaudern eben nicht wie die Frauen."

Der maßlos gereizte Ton, in dem er sprach, erbitterte sie immer mehr. Sie hatte ja gewußt, daß ihr Vermögen bei seiner Wahl eine Rolle gespielt. Aber seine Wut über das Verwaltungsrecht, das sie sich vorbehalten, die er ihr nun in seiner ärgerlichen Laune verriet, zeigten ihr doch erst, von welch nüchterner, kalter Geldgier sie sich hatte fangen lassen.

„Mein bescheidener Einwand hat kaum diese aufgeregte, zornige Erwiderung verdient," versetzte sie. „Aber ich werde nicht mehr fragen. Du sollst das Geld morgen haben. Es hat doch noch Zeit bis morgen?"

Sie sagte es mit blassen Lippen in einem Tone, aus dem er eine beleidigende Geringschätzung heraushörte.

„Ja, es hat Zeit," brummte er mit übellaunigem, stark gerötetem Gesicht. „Diesem vergnügten Abend werde ich aber nun mit deiner gütigen Erlaubnis ein Ende machen. Gute Nacht!"

Sie hörte ihn draußen leise vor sich hin pfeifen, als wolle er sich künstlich in gute Stimmung versetzen. Nun, da sie ihn kannte, durchschaute sie auch seine Gedanken. Wie gleichgültig, wie ärgerlich sie ihm war! Wie er nun wohl innerlich beschloß: „Bah! vergessen wir die langweilige

Frau bei einer Flasche Sekt!" Sie drückte die Hände vor das Gesicht und seufzte in einem dumpfen, thränenlosen, verzweifelten Entsetzen. Was hatte sie gethan? Wie war es möglich gewesen, daß sie so blind in das Elend dieser Ehe rannte? Das also war ihr Gatte! Mit diesem fremden Mann, von dem ihre Seele nichts wußte, sollte sie nun vereint bleiben ihr Leben lang! Welche Lüge — welche Schmach!

Eine wilde Anklage gegen Gitta, die dieses Band geknüpft, erhob sich in ihr. —

Am nächsten Tage wollte sie eben zur Bank gehen, um die von ihrem Gatten geforderte Summe zu erheben, und war schon in Hut und Mantel, als das Zimmermädchen Gittas mit verstörtem Gesicht einen Brief an sie brachte.

Fritz hatte in höchster Bestürzung ein paar Zeilen auf ein Blatt gekritzelt.

„Ich bitte dich, Auguste, komme, sobald als möglich! Meine arme Frau liegt im ärgsten Fieber."

Auguste besann sich keinen Augenblick. Er rief, er brauchte sie. Alles in der Welt hätte sie im Stiche gelassen, um zu ihm zu eilen.

Sie vermochte sich erst selbst kaum zu fassen, als sie in dem Krankenzimmer stand. War es denn möglich? Eine so jähe Wandlung? War's dieselbe Gitta, die sie am Abende noch in ihrer übermütigen Schönheit angestaunt hatte, die blühende, lebenslustige Gitta, das Sonnenkind, die nun fieberwirr, stöhnend, von Schmerzen gequält in den Kissen lag?

Der Arzt, den man schon in der Nacht geholt, hatte eine heftige Lungenentzündung konstatiert und erklärt, die junge Frau müsse wohl von einer leichten Influenza befallen gewesen sein und durch eine dazugetretene Erkältung sich diesen plötzlichen wilden Ausbruch der Krankheit zugezogen haben. Bei ihrer Heimkehr hatte sie kaum noch

zu sprechen vermocht und angstvoll die Hände auf die Brust gedrückt.

Auguste zerfloß in Mitleid mit der Kranken und dem armen Fritz, der mit so rührender Sorge das geliebte Weib betrachtete, der selbst ganz zerfallen aussah nach dem Schrecken dieser Nacht. Sie schickte einen Boten nach Hause, ließ sich das Nötige für ein paar Tage bringen und schrieb ihrem Gatten, sie sei als Pflegerin unentbehrlich; er möge sich ihre Unterschrift holen und in der am Abend besprochenen Angelegenheit selbst seine Schritte thun.

Er ließ zurücksagen, die Sache eile im Augenblicke nicht.

Es war ein furchtbarer Kampf der lebensvollen, kräftigen Natur der jungen Frau gegen das verzehrende Krankheitsgift, ein heißes Ringen gegen den Tod.

Wenn Auguste in dem Jammer dieser Nächte, in den bangen Stunden, die sich in Leidenstagen so schwer und endlos dehnen, Fritz in die Augen schaute, wenn sie seinem kummervollen, verzweifelten Blick begegnete, dann hatte sie nur den glühenden Wunsch: Dürfte ich sterben und sie für ihn retten! Er hat sie so namenlos lieb!

Die Thränen rannen ihr über die Wangen herab in einem Uebermaß des Glücks, als sie ihn einmal mit der Botschaft, es ginge besser, aus dem kurzen Schlummer wecken durfte. Sie lauschten nun beide auf die leichteren Atemzüge Gittas, als läge das Leben der Welt auf diesen leise geöffneten, vom Fieber zerrissenen Frauenlippen.

Ein paar Tage lang durfte man wieder Hoffnung schöpfen. Die Temperatur war gesunken, das Bewußtsein zurückgekehrt; aber der Arzt erschrak über die zunehmende Herzschwäche, die keinem Mittel weichen wollte.

Fritz ahnte nicht, wie bedenklich es stand. Auguste wußte es. Unermüdlich saß sie neben dem Krankenbett und that, was nur treue Pflege vermag, die Leidende zu retten.

Eines Nachts war sie allein mit Gitta. Fritz, der seine



Arbeit nicht völlig im Stich lassen konnte, brach fast zusammen nach diesen erschöpfenden, schlaflosen Nächten. Er hatte sich auf seinem Sofa ein wenig zur Ruhe gelegt.

Die Kranke hatte lange teilnahmslos im Halbschlummer gelegen. Plötzlich richtete sie sich auf, schaute in wilder Angst um sich und stöhnte: „Ich muß sterben!"

Auguste drückte sie sanft in die Kissen nieder und rief leise nach dem Mädchen, das im Nebenzimmer in den Kleidern schlief, um sie eiligst nach dem Arzt zu schicken. Sie rieb Gitta die Stirne mit aromatischem Essig, sie gab ihr stärkende Tropfen und tröstete und beruhigte sie mit liebevollen Worten wie ein krankes Kind. Aber die großen, unheimlich starren Augen blieben auf ihr ruhen mit einem Ausdruck des Schreckens.

„Die Briefe — die Briefe! Er soll sie nicht finden!" hauchte sie mühsam mit ihrer gebrochenen Stimme und deutete auf das Nebenzimmer.

Auguste meinte, sie spräche im Fieber. Die schmalen, durchsichtigen Hände Gittas tasteten und suchten auf dem Tischchen neben dem Lager.

„Was willst du? Was möchtest du, Liebe?" frug sie.

„Die Briefe — die Briefe! Verbrennen — alles!" wiederholten die um Atem ringenden Lippen, und die zitternden Finger hielten einen Schlüssel empor, den Gitta sonst wohl am Hals getragen hatte und der nun neben ihrem Bette lag.

„Fritz darf sie nicht finden! Er würde ihn töten! — Er darf ihm nichts zu leid thun!"

Und da Auguste noch immer zögerte, sie zu verlassen, nur mit wachsendem Entsetzen in die wachsbleichen Züge schaute, die sich seltsam verändert hatten, umklammerten die suchenden Hände ihren Arm: „In meinem Schreibtisch — die Briefe! Da drinnen — in dem Schubfach links! Ins Feuer damit! — Ich hatte einen anderen lieb — auf

dem Ball, — ich wartete auf ihn, es war so kalt — so eisig kalt!“

Ein Schauer lief ihr über die Glieder. In Todesangst sich aufraffend, als wolle sie von ihrem Lager fortstürzen, stieß sie Auguste weg: „Fritz soll es nicht erfahren! Ich will selbst — so laß mich doch, ich muß da hinein — an meinen Schreibtisch! — Ich muß sie verbrennen!“

„Um Gottes willen, Gitta, bleibe ruhig!“ flehte Auguste in fassungsloser Bestürzung. „Ich thue ja alles, was du willst!“

Die Unruhe der Kranken, ihr Verlangen, sich zu erheben, das Bett zu verlassen, erinnerte sie an die Sterbenacht ihres Vaters. Wenn es zu Ende ging mit Gitta, mußte sie Fritz dann nicht wecken, durfte sie ihm einen letzten Abschied rauben? Aber wie konnte sie die Unselige allein lassen in der furchtbaren Stunde?

Die flackernden Augen Gittas flehten so dringend, als lebte in dieser sich umnachtenden Seele nur noch das Bewußtsein der Schuld, der mahnende Vorwurf des Gewissens.

Auguste begriff mit ihrem übermüdeten Kopf, in ihrer Herzensangst erst allmählich, um was es sich handelte: die Tragweite dieses Bekenntnisses, den entsetzlichen Jammer, der für Fritz in diesen Briefen liegen würde. Nein, er durfte sie nicht finden. Sie mußten vernichtet werden, solange es noch Zeit war.

Sie schleppte sich in das Nebenzimmer an den Schreibtisch. Ihre Hände zitterten in solcher Aufregung, daß sie kaum den Schlüssel zu halten vermochte.

Wenn er kam, sie hier fände! Auch der Arzt konnte nicht lange mehr ausbleiben. Es blieben ihr vielleicht nur wenige Minuten, und doch mußte sie immer wieder an die Thür eilen, nach Gitta sehen, die ruhelos horchte und die Hände bewegte, als wolle sie sagen: „Fort, fort!“ als be-

mühe sie sich, in ihrer Todesstunde auszulöschen, was sie gethan. Endlich drehte sich der Schlüssel im Schlosse. In dem Schubfach lag ein Stoß Briefe, ungeordnet übereinander, dazwischen Karten, Zeitungsausschnitte, ein paar getrocknete Blumen. Sie suchte und forschte nicht. Sie nahm wahllos, was nur ihre Hände fassen konnten, und trug es zu dem Ofen, in dem noch ein wenig Glut flackerte. Einige Worte in einer großen Männerschrift, die besonders deutlich als Anrede zu oberst standen, fielen ihr in die Augen: „Mein goldhaariges Lieb! — Meine Göttin —"

Mit einem Schauder der Angst hielt sie auch ihr Licht noch an die Blätter, daß eine helle Flamme aufloderte. Rasch, vollständig mußte das vernichtet werden — dieses Verbrechen an Fritz und an seinem gläubigen Herzen!

Das Feuer war ihr zu langsam. Sie starrte ein paar Sekunden lang mit wildem Entsetzen auf die Rauchwolke, die es zu ersticken drohte, und warf dann hastig noch die in Brand gesetzte Zündholzschachtel zwischen die Blätter. Nun bäumten sie sich, flammten auf, zerfielen. Nur ein fremder starker Duft zog noch durch das Gemach.

Gittas Kopf sank erschöpft in die Kissen zurück, als Auguste mit ernstem, blassem Gesichte flüsterte: „Es ist geschehen."

Die Furcht schien den müden Körper noch mit letzter Kraft durchströmt zu haben. Auguste griff nach der Klingel, um Fritz zu wecken, sie hatte nur noch Zeit, an den Schreibtisch zurückzuschleichen, den vergessenen Schlüssel abzuziehen und zurückzutragen, ehe er eintrat.

Mit herzzerreißendem Jammer schaute er auf die geliebten Züge, die nun unverkennbar den Stempel des Todes trugen und rief in verzweifeltem Vorwurf: „Wie konntest du mich schlafen lassen, Auguste? Warum riefst du mich nicht früher?"

Der Arzt kam und schüttelte ernst den Kopf. Der

Wintersturm heulte um das Haus. Wagen fuhren vorüber: Menschen, die vom Balle heimkehrten. Man hörte jeden Laut in der bangen Stille.

Gegen Morgen richtete sich Gitta plötzlich hoch auf und zog ihre Hand aus der ihres Gatten.

„Fünf Uhr! Fort! Ich muß fort!“ kam es in kaum verständlichen, klanglosen Lauten von ihren Lippen. Ihre Augen wanderten umher, groß, weit geöffnet, mit dem suchenden Blick der Sterbenden. Mit einem Röcheln fiel sie zurück, streckte sich, bewegte noch einmal die Hände, dann war's vorbei.

Vor dem starren, regungslosen Körper lag ein gebrochener Mann, der sein Gesicht in den Kissen vergrub, um sein Schluchzen zu ersticken.

Auguste hatte sich in das Nebenzimmer geflüchtet. Sein Weinen zermarterte ihr die Seele. Sie litt mit ihm, tiefer schwerer, als er ahnen konnte. Aber was sollte ihm ihre Teilnahme, was sollten arme Trostesworte solchem Jammer gegenüber.

In das Zimmer fiel ein erster Lichtschimmer, und Auguste, die einen Moment müde in einen Stuhl gesunken war, sah plötzlich auf dem hellen Teppich einen dunklen Fleck. Eine Photographie lag auf dem Boden. Sie mußte aus den Briefen herausgefallen sein. Mit jähem Erschrecken bückte sie sich danach.

Aus dem Sterbezimmer klang's in halberstickten, wirren Lauten herein: „Gitta! Mein gutes Weib! Mein armes, süßes Kind! Tot — tot!“

Und sie hielt in ihren Händen das Bild des fremden Mannes — ein keckes, junges Gesicht mit übermütigen Augen —, dieses Mannes, der Gitta lieber gewesen war, als ihr Gatte, ihre Kinder, ihr Heim und ihre Pflicht; für den sie Fritz verlassen, ihre ganze sonnige Existenz hatte zerschlagen wollen.

Wenn Fritz wüßte? Ob es ein Heilmittel für ihn wäre? Ob sein Schmerz verstummen würde vor der Enthüllung, daß sein Weib im Herzen nicht mehr die Seine gewesen?

Einen Augenblick lang frug sie sich's in ihrem verzehrenden Mitleid, in ihrem glühenden Verlangen nach Trost für ihn. Doch dann schüttelte sie das Haupt und ließ das Bild in ihre Tasche gleiten.

Nein! Die Erinnerung an sein Glück sollte ihm heilig bleiben, keine bittere Enttäuschung durfte sein warmes Herz erkälten! Er durfte nicht wissen, daß Verrat über seinem Haupt geschwebt hatte! Sie wollte das Geheimnis der Toten in tiefste Vergessenheit versenken. Sie spähte noch einmal angstvoll umher, ob sie auch jedes Blättchen vernichtet hatte. Es war nirgends mehr eine Spur. Nur in dem kaltgewordenen Ofen verbrannte Blätter — ein Häuflein Asche.

4.

Auguste war körperlich und seelisch so mitgenommen von all dem Elend, das sie durchlebt, daß sie bei der Rückkehr in ihr Heim nichts ersehnte als Ruhe. Sie gab sich Mühe, jede Wiederholung einer peinlichen Auseinandersetzung zwischen sich und ihrem Gatten zu vermeiden, und überantwortete ihm ohne weitere Bemerkung die Geldsumme, die er verlangt hatte.

Er murmelte mit verlegenem Dank: „Dumme Geschichte! Ich wollte, ich hätte früher mit dir gesprochen."

Gittas Tod schien tiefen Eindruck auf ihn gemacht zu haben; wenigstens war er in den ersten Tagen ernst und bedrückt. Er kam auch ergriffen und nachdenklich von der Beerdigung nach Hause.

„Die arme Gitta!" sagte er. „Ihrer Lebenslust nach hätte sie hundert Jahre alt werden müssen! Ohne Falsch ist sie nicht gewesen, aber mit mir hat sie es immer gut gemeint, für mich war sie eine gute Freundin. Fritz frei-

lich war nicht der rechte Mann für sie; der ist viel zu sehr Gemütsmensch, allzu blind verliebt."

„Warum glaubst du? Sie waren doch sehr glücklich!" fragte Auguste betroffen.

Der Rittmeister zuckte die Achseln. „Hm, hm!" machte er mit einer frivolen Bewegung, die lebhaften Zweifel ausdrückte. Nach einer Weile fügte er hinzu: „Unserem berühmten Helden am Hoftheater ist an dem Grabe Gittas plötzlich so schwach geworden, daß man ihn wegführen mußte. Der gute Fritz war zum Glück zu erschüttert, um irgend etwas zu bemerken. — Na, und der Bruder Gittas, der plötzlich wieder auftauchte, dieser verschollene Otto v. Plon, dürfte ihm gerade auch keine angenehmen Stunden bereiten. Kannst dich vor diesem Vetter in acht nehmen, Auguste. Er wird dich sicher anpumpen."

Sie hatte die letzten Worte kaum gehört und antwortete ganz gedankenabwesend: „Gewiß, ja!"

Sie war erschrocken über die Bemerkung, die ihr Mann über den „Heldenspieler" am Hoftheater hingeworfen. Die Photographie, die sie an Gittas Sterbemorgen zu sich gesteckt — sie hatte sie später erkannt, als sie dieselbe vernichtete. Es war das Bild eines sehr beliebten jungen Schauspielers. Nur schien es, als wisse auch ihr Gatte, welche Rolle der junge Mann in Gittas Leben gespielt hatte. Vielleicht wußten es auch andere. Vielleicht hatte man am Grabe gelächelt über den armen blinden Thoren von Mann, der einer Frau nachweinte, die einen anderen geliebt. Wie hütete sie ihn dann vor der Wahrheit, vor bösem Geflüster, das ihm alles, was ihm lieb gewesen, vergällen und verdüstern mußte?

Täglich ging sie zu den Kindern, ordnete und half im Haushalte nach, um ihm wenigstens kleine Sorgen, alltägliche Unbequemlichkeiten zu ersparen. Ihn selbst bekam sie selten zu Gesicht.

Einmal aber traf sie ihn in Gittas Zimmer; er war



nicht allein. Sein Schwager Otto war bei ihm. Seit ihren Kindertagen hatte sie diesen Vetter, der seinem Vater so viel Sorgen gemacht, nicht mehr gesehen. Sie wußte, daß er als halbwüchsiger Mensch, schlechter Streiche wegen, aus der Kadettenschule fortgejagt worden war, es dann mit verschiedenen Berufen versucht hatte, immer ohne Fleiß und Ernst und immer ohne Erfolg. Schließlich hatte der General ihn vollständig fallen lassen. Nun war er verheiratet, nannte sich Gutsbesitzer, aber er sah nicht aus, als besäße er viel mehr als eine hübsche Erscheinung und ein unerschütterliches Selbstbewußtsein.

Fritz schien eine peinliche Unterredung mit ihm gehabt zu haben, und in seinen Augen war ein solcher Ausdruck des Gequältseins, daß es ihr ins Herz schnitt, und ein lebhafter Groll auf den lästigen Menschen in ihr aufstieg. Daß es sich um Geldfragen handelte, konnte sie wohl vermuten. Fritz saß vor Gittas Schreibtisch und hatte die Schubladen geöffnet.

„Es ist so traurig," sagte er, „in ihren Sachen herumzustöbern. Vielleicht weißt du Bescheid, Auguste! Mein Schwager Otto behauptet, Gitta habe ihm einmal eine größere Summe versprochen. Wenn sich nicht eine bestimmte Aufschreibung findet, so wird die Obervormundschaft dieses Versprechen nicht anerkennen. Ihr Vermögen gehört den Kindern. Ueberdies kann ich auch nicht entdecken, wo sie ihr Geld deponiert hat. Hier ist wohl ein Depositenschein der Reichsbank über zwanzigtausend Mark. Aber sie hat von ihrem Vater über fünfzigtausend geerbt. Hast du eine Ahnung, wie sie das übrige verwendet hat?"

Der Schreibtisch mit den geöffneten Fächern rief Auguste so deutlich die Erinnerung an jene schreckliche Stunde in der Sterbenacht zurück, sie hatte zugleich eine namenlose Angst, es könnte Fritz dennoch irgend ein verräterisches Blatt in die Hände geraten, daß sie mit verstörtem Gesicht vor



ihm stand und ganz verwirrt erwiderte: „Ich weiß von nichts. Gitta sprach nie mit mir über ihre Angelegenheiten."

Sie fühlte, daß die Augen ihres Vetters auf ihr ruhten, daß er ihre peinliche Verlegenheit, die sie nicht abzuschütteln vermochte, beobachtete.

Und nun sagte er plötzlich: „In dem Ofen da sind Papiere verbrannt worden. Man sieht es an der Asche."

„Vielleicht hatte Gitta Rechnungen, Ausgaben für Toilette, von denen sie mir nichts sagen wollte," meinte Fritz in müdem Tone. „Aber sie ist ja so schnell krank geworden! Sie hat gewiß nicht ans Sterben gedacht, so schön und lebensprühend, wie sie an jenem letzten Abend zum Balle fuhr, und während ihrer Krankheit war niemand um sie als du, Auguste. Wenn du nichts verbrannt hast —"

Das war das Furchtbarste, das sie treffen konnte! Lügen — eine bewußte Unwahrheit sprechen vor seinem guten, vertrauenden Gesicht!

Aber es würde ihn ja vernichten, wenn er Gittas Treulosigkeit erführe. Sie that es ja für ihn.

„Nein, Fritz," sagte sie, „ich habe nichts verbrannt." Sie log so schlecht. Sie fühlte auch, daß sie blaß geworden war bis in die Lippen, daß sie dastand wie eine Verbrecherin. Er sah es nicht, er hörte nicht den zaghaften, ängstlichen Ton ihrer Stimme, er hatte in dem Schreibtisch seinen ersten Brief an Gitta gefunden, den er ihr damals in den Rosenstrauß gesteckt. Die Erinnerung überwältigte ihn dermaßen, daß ihm die Augen naß wurden.

Aber Otto v. Plon schaute Auguste unverwandt an mit mißtrauischem Blick. Er hatte ihre Lüge durchschaut. Das fühlte sie.

„Die Sache scheint mir höchst rätselhaft," bemerkte er gereizt. „Ich werde nicht abreisen, ehe ich nicht weiß, was aus Gittas Vermögen geworden ist." Dann ging er. —

Der Eindruck, den Gittas Tod auf den Rittmeister

gemacht, verwischte sich rasch. Ja, es schien, als hätte die Verstorbene einen günstigen Einfluß auf ihn ausgeübt, der nun geschwunden war. Er hielt jetzt jede Rücksicht auf seine Frau für überflüssig, kam niemals pünktlich zu einer Mahlzeit, hetzte die Dienstboten herum, sobald er zu Hause war, und brachte sich häufig Herrengesellschaft mit. „Ich muß ein wenig Leben in die langweilige Wirtschaft bringen," erklärte er.

Bis zum frühen Morgen wurde in seinem Zimmer gezecht, gelacht, mit immer lauteren Stimmen gesprochen, je mehr die Herren sich erhitzten. Auguste hörte bis in ihr Schlafzimmer den Lärm, roch den die Wohnung durchziehenden Cigarrenrauch.

Sie wußte, es war nutzlos gegen ihren Mann anzukämpfen. Widerspruch hätte ihn nur gereizt. Manchmal sahen sie sich tagelang nicht. Er schlief am Vormittag, ging aus, wenn sie zu Mittag aß, und kam zum Essen heim, wenn sie sich zu Bett legte.

Eines Abends trat er doch wieder einmal in ihr Wohnzimmer, in dem sie bei der Lampe saß und Puppenkleider für Fritzens kleine Tochter nähte. Er hatte ein dunkelrotes Gesicht und machte heftige Bewegungen; er kam gerade von einem Sektfrühstück, das sich bis in den späten Nachmittag ausgedehnt hatte. Es lag ein leichter Nebel über seinen Augen, und er hatte die Erregbarkeit, die Lach- und Plauderlust eines Halbberauschten.

„Ist nichts für mich gekommen? Kein Brief?" frug er. Da sie verneinte, kramte er noch eine Weile unter den Zeitungen herum, die auf dem Fenstertisch lagen. „Sonderbar! Wunderlich!" murmelte er. „Sag einmal, Auguste, hat Gitta niemals, auch während ihrer Krankheit nicht, mit dir über ein Darlehen gesprochen, ein Guthaben, das sie von mir —"

Auguste hatte vermieden, ihn anzusehen. Er war ihr

unheimlich in seiner Weinstimmung. Nun hob sie den Kopf und horchte in heißer Spannung. „Das sie dir gegeben hatte, das du ihr schuldig warst?“ unterbrach sie ihn hastig, voll Angst.

„Na, nun machst du gleich wieder Augen, als sei der Blitz vor dir niedergefahren. Gitta war ein guter Kerl. Vor ein paar Jahren steckte ich einmal schwer in der Klemme. Ich war noch aktiv — Ehrenschulden — eine Summe von achtundzwanzigtausend Mark. Es kostete mich einfach den Rock, wenn ich nicht bezahlte. Ich verkehrte damals viel bei Eulers und, wie gesagt, sie gab mir das Geld.“

„Ohne daß Fritz es wußte?“

„Natürlich! Er — nun, er hatte damals, als ich seiner Frau ein wenig den Hof machte, für mich keine besonderen Sympathien. Er war eifersüchtig, grundlos natürlich. Ich konnte mich nicht an ihn wenden. Frauen sind in solchen Fragen viel gemütlicher. Gitta hatte das Geld eben von ihrem Vater geerbt; ich zahlte ihr dieselben Zinsen wie ein anderer; um das Kapital kümmerte sie sich nicht. Später, als ich meinen Abschied nahm, ward ihr wohl etwas bange, und sie hatte beständig eine gute Partie für mich im Auge —“

Er wog und überlegte seine Worte nicht in seiner Benebelung, Auguste aber war das rosige Puppenkleid aus der Hand geglitten. Bitterlich auflachen hätte sie müssen, wenn sie nicht eine stille Dulderin gewesen wäre, die keinen leidenschaftlichen Ausdruck für ihre Empfindungen hatte.

Das war also der Grund, das langgesuchte Warum. Aus Angst für ihr leichtsinnig verliehenes Geld hatte Gitta sie mit List und Trug in diese Ehe gelockt!

„Diese achtundzwanzigtausend Mark sind also das Bindeglied zwischen uns gewesen,“ sagte sie unwillkürlich in einem harten Tone. Sie konnte in ihrer Erbitterung die Verachtung nicht mehr verbergen, die sie für ihn empfand.



„Nein, entschuldige, das wäre doch viel zu wenig gewesen," erwiderte er spöttisch. „Aber immerhin, ich hätte längst gezahlt, wenn du nicht so zäh mit deinem Gelde wärst."

Er ging nun wieder im Zimmer hin und her, rückte da und dort an einem Möbel oder zupfte an einer Decke in seiner leichten Berauschtheit. „Ich wartete immer auf einen geeigneten Moment, um dir die Mitteilung zu machen."

„Des Geldes wegen kam also wohl Gitta an jenem letzten Abend in ihrer Balltoilette noch hierher?" frug Auguste mit düsteren, ernsten Augen.

„Vermutlich. Sie wollte das Geld sofort, am anderen Morgen haben. Sie hatte unsinnige Pläne im Kopf; aber immerhin, das ging mich ja nichts an, und du weißt, daß ich mich beeilte, ihre Forderungen zu erfüllen. Dann kam die Krankheit dazwischen. Nun muß Fritz hinterher noch die Geschichte erfahren. Ich begreife nur nicht, daß man nicht längst die Summe verlangte. Man muß doch meinen Schuldschein in ihrem Schreibtisch gefunden haben."

Auguste fuhr auf: „In ihrem Schreibtisch — ein Schuldschein? O, nun wird mir alles klar. Ich habe in der Nacht, als Gitta starb, Papiere verbrannt. Sie wollte es —"

„Verstehe, Liebesbriefe!"

„Ich warf ins Feuer, was ich fand. Wenn der Schuldschein unter diesen Blättern gelegen hat, so ist er mit verbrannt worden."

Er zog die Augenbrauen in die Höhe und brach in ein lautes Lachen aus. „Na, höre mal, Auguste, das hast du gut gemacht! Das ist ein Kapitalstreich! Hahahaha!"

Sie war, unfähig sich aufrecht zu halten, in ihren Stuhl zurückgesunken. Ihr armer Kopf dachte und dachte in fieberhafter Hast, in aufreibender Klarheit. Sie sah die



nächtliche Scene wieder vor sich; sie fühlte, wie unabwendbar der Verdacht auf sie fallen müsse, den Schuldschein absichtlich verbrannt zu haben. Sie war allein bei der Kranken gewesen, hatte Papiere verbrannt und es hinterher geleugnet. Wo war der Zeuge, wo fand sie den Beweis, daß sie den Schuldschein ahnungslos, absichtslos vernichtet hatte? Dieser Otto v. Plon, der sie mit so schiefem Mißtrauen angeblickt, der sie auf ihrer Lüge ertappt hatte, würde nicht zögern, die Anklage gegen sie zu schleudern, gegen die sie sich nicht verteidigen konnte, wenn sie nicht das Geheimnis der Toten preisgab. Aus ihrem Munde mußte Fritz erfahren, daß die heißgeliebte Frau in ihren letzten Augenblicken an einen anderen gedacht hatte. Sie selbst sollte seinem Herzen den Todesstoß geben!

In ihrer ratlosen Verzweiflung fiel ihr Blick plötzlich auf das Gesicht ihres Gatten. Sein vergnügtes Zwinkern, sein Lachen weckten ihr eine rasende Empörung. „Wie kannst du lachen?“ rief sie entrüstet.

„O, ich finde die Geschichte höchst spaßhaft. Es hätte mir gar nichts Lieberes passieren können. Kein Mensch weiß von der Schuld, wenn der Schein vernichtet ist; es ist auch viel gescheiter, wenn Fritz nichts davon erfährt, es würde ihn nur nachträglich ärgern, daß seine Frau ohne sein Wissen solche Opfer für einen anderen Mann brachte. Wenn das auch nur aus Freundschaft geschah, für den Gatten ist das nie angenehm. Und ich kann das Geld recht gut anderweitig verwenden. Wozu ihm die Augen öffnen über seinen schönen blonden Schatz, und die Kinder sind reich genug.“

Auguste hatte ihn nicht zu unterbrechen vermocht. „Ich will zu deiner Ehre annehmen, daß du dir in deiner momentanen Verfassung nicht klare Rechenschaft über das zu geben vermagst, was du eben gesprochen hast,“ sagte sie nun, bebend vor Entrüstung. „Morgen wirst du hof-

fentlich anders denken. Morgen wirst du Fritz gestehen, daß du ihm das Geld schuldest, und es seinen Kindern zurückerstatten."

„Fällt mir ja gar nicht ein! Warum sollte ich davon anfangen? Wenn man mir den Schuldschein vorlegt, zahle ich. Sonst — um so besser!"

„Pfui!" rief sie und wendete sich ab, um das Zimmer zu verlassen. Es war ihr unmöglich, sein rotes Gesicht mit dem cynischen Lächeln länger zu ertragen, seine rohe, laute Stimme länger zu hören. „Auch deine Berauschtheit entschuldigt nicht eine solche Gemeinheit."

„Mäßige deine Worte!" schrie er sie an mit zornigen Augen und hob die geballte Faust.

„Ich hoffe nur, daß es die letzten Worte waren, die wir miteinander getauscht haben!" stieß sie hervor. Sie war ihm ausgewichen. Sein niedersausender Arm streifte nur ihre Schulter.

An allen Gliedern bebend vor Erregung, mit schwerklopfendem Herzen saß sie dann in ihrem einsamen Zimmer. „Das ist das Ende! Das muß das Ende sein!" stöhnte sie vor sich hin. Es graute ihr vor dem niederen Egoismus, der häßlichen Berechnung, der rohen Denkweise, die sie rings um sich sah, in die sie sich wie eingesponnen fühlte. Ein Sumpf, aus dem sie heraus mußte. Fort — fort! In eine tiefe Einsamkeit wollte sie fliehen. Sie sehnte sich nach einem Atemzuge in reiner Luft, draußen, weit draußen im Wald, auf der Berghöhe. Nur nichts mehr sehen von den Menschen! Nur das eine, ewig wiederholte Wort Geld nicht mehr hören, um das sich alles drehte. Geld! Immer nur Geld! Dafür hatte er Interesse an ihr geheuchelt und um sie geworben und sie umschmeichelt! Für Geld war Gitta bereit gewesen, zu heucheln und zu lügen und ihre Verwandte zu opfern. Wie erbärmlich ihr das alles erschien! Es lag Erlösung in dem Gedanken,

daß sie morgen dieses Haus verlassen würde. Trennung! das war der Lichtblick, den sie sich vor Augen halten mußte, wenn sie nicht wahnsinnig werden wollte.

Es blieb ja immer noch die marternde Angst, ob sie ihre Ehre noch retten konnte, ob sie nicht mitbesudelt wurde von all dem Schmutz, ob sie nicht als Mitschuldige verurteilt wurde.

Wenn Fritz an ihr zweifelte, sie verdächtigte, wie sollte sie dann weiterleben? Und wie sagte sie ihm die Wahrheit, ohne ihm weh zu thun?

Es war die fürchterlichste Nacht, die sie in ihrem ernsten, traurigen Leben durchwacht hatte. Todmüde schleppte sie sich am Morgen wieder zur Bank und holte zum zweitenmal die verhängnisvolle Summe. Was lag ihr daran? Gebettelt hätte sie lieber, als noch einen Tag länger sich dem Verdacht auszusetzen, sie sei im Einverständnis mit ihrem charakterlosen Gatten.

Vor dem Bankhause erinnerten sie die verschlossenen Thüren erst an den Feiertag. Sie mußte warten bis zu einer späteren Stunde. Erst gegen Mittag kam sie in Fritzens Wohnung, und hier trat ihr Otto v. Plon entgegen mit einem sehr aufgeregten Gesicht und einem beleidigenden Hohnlachen.

„Nun, Frau Cousine," sagte er leise, „meine Augen hatten mich doch nicht getäuscht! Ich las Ihnen ja die Verlegenheit vom Gesicht, als von den verbrannten Papieren die Rede war. Kein Wunder! Ich weiß nun, daß Sie allen Grund hatten, verlegen zu werden, allen Grund zu leugnen, daß Sie irgend etwas aus dem Schreibtisch beiseite geschafft hatten. Sie glaubten wohl, es gäbe keine mündlichen Zeugen dafür, daß Ihr Gatte meiner Schwester eine ganz beträchtliche Summe schuldete, und warfen den Schein ins Feuer! Sie meinten, wenn der Zettel verbrannt ist, ist auch die Geschichte aus der Welt geschafft!

Aber ich habe meinem Schwager bereits mitgeteilt, was ich über dieses Darlehen in Erfahrung brachte, und wenn ich bis jetzt meine weiteren Vermutungen zurückhielt, so that ich es nur aus Schonung für Sie, Frau Cousine."

Er hatte ihr die Worte mit einer solchen Hast und Schadenfreude, mit so boshaften, lauernden Augen entgegengeschleudert, daß sie im ersten Moment, starr vor Schrecken, verstummte. Dann aber erwachte in ihr eine Empörung, der heiße Zorn gegen eine Ungerechtigkeit, die auch fügsame, sanfte Naturen plötzlich zu einer leidenschaftlichen Abwehr aufreizen kann.

„Ich bedarf Ihrer Schonung nicht! Aber Ihre Schwester, das Andenken der Toten, sollten Sie schonen, statt ihre Schande preiszugeben. Die Liebesbriefe Ihrer Schwester habe ich ins Feuer geworfen! Meine Lüge war nur ein Opfer für Ihre Schwester! Gitta hat nichts für Sie hinterlassen, sie dachte nicht ans Sterben! Sie hatte nur Ihre sträfliche Liebe im Kopf. Und wenn Sie mich zwingen, vor Fritz einzugestehen, was ich in jener Sterbenacht für die verzweifelte Frau gethan habe, dann leisten Sie ihr und ihm, vor allem sich selber einen schlechten Dienst. In seiner Empörung über ihren Verrat wird er den Verwandten seiner Frau, auf die er nur um Gittas willen Rücksichten nimmt, sehr rasch die Thüre weisen!"

Otto zuckte die Achseln, murmelte: „Es ist sehr bequem, die Toten anzuklagen. Sie hatten keinen Zeugen, Frau Cousine." Aber er stand dann doch kleinlaut und schweigsam in Fritzens Zimmer.

„Du weißt, Fritz, wie ich eben hörte," begann Auguste, „schon von meinem Vetter, daß Gitta meinem Mann einmal durch ein Darlehen aus einer peinlichen Lage herausgeholfen hat. Ich erfuhr davon erst gestern; keinen Tag früher, Fritz! Sobald die Bank heute geöffnet wurde, habe ich die Summe erhoben."

Todesbang schaute sie ihm in das Gesicht. Ein befremdeter Ausdruck, eine Frage, nur ein zweifelndes Wort, und sie wäre an der Schmach dieser Minute zu Grunde gegangen; das wußte sie.

Aber aus seinen guten traurigen Augen sprach nur Verwunderung über diese Lösung, kein Mißtrauen gegen sie. „Das ahnte ich freilich so wenig, wie du, Auguste!" sagte er.

Niederfallen hätte sie mögen und ihm die Hände küssen, weil er an sie glaubte, weil er es ihr nicht erschwerte, zu schweigen und ihn zu schonen. O, sie fühlte, wie ihre alte Liebe für ihn, die mit begeisterter Bewunderung begonnen hatte, die durch ihr Mitleid mit ihm genährt worden war, sich nur noch steigerte durch ihre warme Dankbarkeit für sein Vertrauen.

Otto hatte gierige Blicke auf das Geld geworfen. Fritz wandte sich ihm zu.

„Du siehst, die Sache ist nun in Ordnung," bemerkte er. „Eine Aufschreibung fand sich nicht. Das Vermögen der Mutter gehört den Kindern, du hast keinen Anspruch darauf. Aber ich will Gittas mündliches Versprechen anerkennen und dir, ihrem Andenken zu lieb, eine jährliche Rente aussetzen. Morgen um elf Uhr kannst du mich bei meinem Notar erwarten. Aber nun muß diese ewige Quälerei um Geld auch ein Ende haben."

Er atmete sichtlich auf, nachdem der Schwager das Zimmer verlassen hatte; aber er war nachdenklich geworden. Auguste fühlte wohl, daß der grübelnde Ausdruck seines Gesichtes nicht ihr galt. Das Geheimnis, das Gitta ihm vorenthalten hatte, ihre intime Freundschaft mit dem Rittmeister verstimmte ihn. Um seine Gedanken abzulenken, begann sie, von sich zu sprechen.

„Ich muß dir lebewohl sagen, Fritz, wohl für lange Zeit. Ich verlasse München und werde noch heute die

ersten Schritte thun zur Scheidung meiner Ehe. Hans und ich sind so grundverschiedene Menschen; ein ferneres Zusammenleben würde uns nur beide elend machen."

Er hatte ihr, als sie vom Abschiednehmen sprach, die Hand gereicht und stand nun vor ihr und schaute ihr besorgt in das blasse, bekümmerte Gesicht. Sie war für ihn immer nur die Freundin seiner Frau gewesen, eine angenehme Hausgenossin, deren Güte und Aufopferung er hochschätzte, für die er eine warme Dankbarkeit empfand. Nun machte er sich plötzlich Vorwürfe, daß er sich so wenig um ihr Schicksal, ihr persönliches Leben gekümmert hatte, daß er die Freundschaft dieser treuen Seele hingenommen hatte, ohne ihr ein weiteres Interesse zu schenken.

„Verzeih, Auguste," sagte er treuherzig. „Ich wußte nicht, daß du nicht glücklich in deiner Ehe geworden bist. Es thut mir von Herzen leid. Gitta hatte sich so über die Verlobung gefreut."

„O, sie — sie meinte es gewiß gut!" stammelte Auguste rasch, mit gesenkten Augen. Der nachdenkliche Zug in seinem Gesicht erschreckte sie. Es war ihr so bang, daß er den Zusammenhang finden, daß ihr Blick ihm verraten könnte, wie sie über die Tote dachte.

„Ich bin zu weltfremd erzogen worden, ich bin eine zu verschlossene ernste Natur für einen lebenslustigen Mann, wie Hans."

Als sie nun doch noch einmal in Fritzens Gesicht emporschaute, las sie eine tiefe, rührende Teilnahme in seinen Augen. In sein Mitleid mit ihr aber mischte sich eine schmerzliche Unruhe, ein banger, ernster Zweifel an seinem verlorenen Glück.

5.

Für Auguste war es eine Art Selbstrettung gewesen, daß sie in ein stilles Bergdorf zog. In der Stadt wäre sie zweifellos eine verbitterte, menschenscheue, frühgealterte

Frau geworden. Aber gerade, weil sie noch wenig Gelegenheit gehabt hatte, den Zauber einer großen, schönen Natur zu empfinden, wirkte er auf sie mit verjüngender Heilkraft. Sie mietete sich ein Häuschen in Untergrainau, wo im Frühjahr noch vollständige Landeinsamkeit herrscht. Tagelang sah sie nichts als die schneebedeckten Felswände der Zugspitze, des Wettersteins, hörte nur Kuhglockengeklingel und das Rauschen des Bergbachs, belauschte das erste Erwachen der Natur im Märzsonnenschein und suchte im stillen Genießen dieser reinen Schönheit all das Häßliche zu vergessen, das sie durchlebt hatte.

Sie fühlte sich innerlich losgelöst von dem Manne, zu dem sie in keiner Stunde ihrer Ehe eine wirkliche Zusammengehörigkeit empfunden hatte; bald, so hoffte sie, würde dieses unselige Band auch vor der Welt getrennt werden. Sie war, ehe sie abreiste, bei einem Rechtsanwalt, der sie kannte, gewesen, um ihm die Ordnung dieser traurigen Angelegenheit zu übergeben. Sie wollte ihrem Gatten die Hälfte ihres Vermögens überlassen, wenn er in eine sofortige Scheidung willigte. Was ihr blieb, reichte hin für ihre bescheidenen Ansprüche. Sie war ja an ein so einfaches Leben von Jugend auf gewöhnt.

Aber der Rechtsanwalt, ein würdiger alter Herr, schüttelte abmahnend den Kopf. „Wenn ich Ihnen raten darf, so geben Sie Ihrem Mann kein Kapital in die Hände. Ich hatte früher schon Gelegenheit, den Herrn Rittmeister kennen zu lernen. Es ist schon sehr viel Geld durch seine Hände gerutscht; er wird auch mit dem Vermögen, das Sie ihm überlassen wollen, rasch fertig sein. Was dann? Rechtliche Ansprüche hätte er ja freilich keine mehr zu machen; aber Sie würden doch vielleicht zu neuen Opfern sich entschließen, die Ihnen schwer fallen müßten. Darum unter allen Umständen nur eine Rente!"

Auguste sah ein, daß der Mann recht hatte.

Ach, es weckte ihr freilich auch bittere Gedanken, daß der Charakter ihres Gatten von so vielen klar erkannt worden war, und daß sie in ihrer Einsamkeit niemand gehabt hatte, der sie vor ihm gewarnt hätte.

In ihrer dörflichen Abgeschiedenheit harrte sie nun auf die Nachrichten des Rechtsanwaltes mit wachsender Ungeduld. Erst nach Wochen kam ein Brief: Herr Rittmeister v. Lempuhl weigere sich trotz wiederholter Vorstellungen, eine Scheidungsklage einzureichen, überhaupt irgend welche Schritte in dieser Sache zu thun. Er habe erklärt, seine Frau möge nur leben, wo es ihr beliebe; gegen eine Trennung habe er nichts einzuwenden; aber er finde es überflüssig, das Gericht mit dieser Angelegenheit zu behelligen.

Der Herr Rittmeister — so hieß es weiter in dem Briefe — scheine, da er keine Aussichten habe, sich anderweitig zu verheiraten, gänzlich abgeneigt, auf den Halt, den Kredit, den ihm das Vermögen seiner Frau gewähre, zu verzichten, und sei vergnügt nach Baden-Baden abgereist. Im Interesse seiner Klientin habe er, der Rechtsanwalt, die Ansprüche an das Vermögen, die Herr v. Lempuhl billigerweise erheben könne, ganz genau abgegrenzt. Er zweifle aber nicht, daß diese Forderungen überschritten werden würden, und könne nur dazu raten, in Baden-Baden das Leben des Herrn Rittmeisters durch eine Vertrauensperson überwachen zu lassen; es würde sich dann gewiß ein Grund zu einer Scheidungsklage gegen ihn ergeben.

Augustens vornehme Gesinnung sträubte sich dagegen, ihm einen Spion nachzuschicken, sein Thun und Treiben beobachten zu lassen. Sie mußte eben das Schicksal tragen, das sie sich selbst bereitet, weiterleben mit der beständigen Angst, daß ihr verschwenderischer Gatte sie zu Grunde richten werde, daß ihr in der Zukunft vielleicht auch noch Armut drohe.

Es kamen im Sommer verschiedene Städter in das

Dorf und störten ihre idyllische Weltabgeschiedenheit. Nun erst, seitdem frohe Menschen an ihrem Haus vorüber wanderten, lustiges Kinderjauchzen an ihr Ohr klang, fühlte sie ihre tiefe Vereinsamung. Aber in den Augusttagen ward ihre eine große, überraschende Freude zu teil. Fritz schrieb ihr, ob er ihr ein paar Wochen lang seine Kinder anvertrauen dürfe, er habe Unglück mit den Dienstboten gehabt, nun müsse er eine lang verschobene Geschäftsreise antreten und wolle doch die Kleinen nicht den fremden, noch nicht als zuverlässig erprobten Mädchen überlassen. Von ihr habe er schon so viel Freundschaft und Aufopferung angenommen, daß er den Mut fühle, seine Dankesschuld gegen sie noch größer anwachsen zu lassen.

Auguste wagte gar nicht einzugestehen, wie seine Nachricht sie beglückte, welchen Liebesdienst er ihr erwies. Das Beste in ihr, ihre ureigene Natur erwachte, als sie nun eine Weile für die lieben Kleinen sorgen durfte, die sie so warm ins Herz geschlossen hatte. In ihrer Verlassenheit hatte sie oftmals sich selber gegrollt, weil ihr jedes Talent, jedes Geschick zu einer ernsten Arbeit versagt geblieben war. Nun fühlte sie wieder so klar, daß sie eine einzige große und wirkliche Begabung besessen hätte, die in ihr verkümmern mußte: eine gute Mutter wäre sie geworden. Aber sie wollte nicht murren gegen das Schicksal, solange die hellen Stimmchen durch ihr Heim jubelten, solange sie das süße Bewußtsein besaß, daß sie Fritz einen Gefallen that, daß seine Kinder sie lieb hatten.

Im Herbst, als schon die ersten gelben Blätter an den Bäumen hingen, holte er die Kinder ab. Der Septemberhimmel lag leuchtend blau über dem schönen Thale, und Fritz war so entzückt von der herrlichen Gegend, daß er beschloß, sich auch einige Urlaubstage zu gönnen.

Mit stillem Glück sah Auguste, wie in der frischen Luft der müde, vergrämte Zug aus seinem Gesichte ver-

schwand, wie er allmählich, wenn die Kinder in ihrem reizenden Uebermut neben ihm her sprangen, sein altes fröhliches Selbst wiederfand.

Vor seiner Abreise wollte er noch einmal in dem Gestein der Zugspitze herumklettern, vom Eibsee aus zu den Riffelwänden emporsteigen.

„Du solltest einen Führer mitnehmen, Fritz," mahnte Auguste besorgt. „Es fällt nun oft schon am frühen Nachmittag der Nebel ein; dann verirrst du dich da oben."

Aber er meinte lachend: „Ich bin ein alter Bergsteiger und finde mich wohl zurecht. Uebrigens giebt es morgen einen wolkenlosen Tag." —

Es war allerdings zauberhaft schön, und Auguste stieg mit den Kindern auf den Hügeln herum und zeigte ihnen den Weg, auf dem ihr Vater hinaufgeklettert war. Zu dreien sahen sie empor zu den weißen Felswänden, und der kleine Fritz behauptete mit seinem kühnsten Augenfunkeln: „Nächstes Jahr geh' ich auch mit meinem Papa!"

Leider hatte Auguste recht prophezeit. Bald nach der schönsten Mittagshelle schob sich eine graue Wolke über die Spitzen und hüllte sie in dichte Herbstschleier. Fritz kam auch nicht, wie er gemeint, zum Abendessen zurück. Es war längst dunkel geworden. Auguste mußte den Kindern, die auf den Vater warten wollten, lange vorlesen und erzählen, bis sie endlich einschliefen. Schon während sie in ihrem Märchenvorrat suchte, um die unerschütterliche Neugier der Kleinen zu befriedigen, war es ihr ganz bang zu Mute gewesen. Aber die Kinder hatten sie doch immer noch zerstreut. Nun, da es ganz still im Hause geworden war, verging sie fast vor Unruhe.

Eine Viertelstunde nach der anderen verrann. Man hörte in der Nachtstille jeden Schlag der Dorfkirchenuhr. Der Mond war heraufgekommen, und während die Berge in ihrer tiefen Nebelhülle verschwanden, lag über dem

Thale eine matte, nur leise verschleierte Helligkeit, ein gedämpfter Glanz.

Mit jeder Minute des Wartens wuchs ihre Besorgnis. Wie eine Befreiung kam ihr plötzlich der Gedanke, am Ende sei Fritz gleich in sein Gasthaus gegangen, um sie nicht mehr zu stören; vielleicht schlief er schon längst, während sie sich die schrecklichsten Bilder ausmalte. Aber diese Ungewißheit ließ sich nicht eine ganze Nacht ertragen. Wenn er nicht heimgekommen war, dann mußte doch irgend etwas geschehen, dann mußten die Führer fort, um nach ihm zu suchen!

Sie gab ihrer Dienerin, die noch wachte, den Auftrag, nach den Kindern zu sehen, wenn etwa eines rufen sollte, hüllte sich in ein Tuch und schlüpfte hinaus auf die Dorfstraße. Ein Hund im Nachbarhause bellte laut; dann ward es wieder unheimlich still, totenstill. Kein Lüftchen regte sich. Wie von Geisterwänden umschlossen erschien das lichte Thal in seiner weißen Umhüllung.

In dem kleinen Gasthause wachte noch ein mürrischer Knecht. Nein, der Herr sei noch nicht heimgekommen. Er lege sich jetzt selber schlafen, lasse aber die Thür offen.

Auf Augustens besorgte Frage: „Glauben Sie nicht, daß der Herr sich am Ende verirrt hat?“ hatte er nur ein ärgerliches Kopfschütteln.

„Was gehen s' dann allein 'nauf, die Herren, wenn s' nachher nicht allein 'runterfinden!“ brummte er.

In ratloser Angst eilte sie vorwärts auf dem Weg, den er kommen mußte. Es war ihr leichter zu Mute, während sie sich rastlos fortbewegte, als bei dem stillen Warten im Hause. Sie stellte nun eine Frist fest: war Fritz bis Mitternacht nicht da, so ging sie zurück, weckte ihren Nachbar und schickte ihn mit ein paar anderen Wegkundigen auf den Berg.

Der breite Weg vor ihr war fast taghell; wie durch

ein weißes wogendes Meer von Duft schritt sie dahin auf der mondbeglänzten Straße. An der Waldecke aber ward es düsterer. Sie stand eine Weile und besann sich. Wenn der Nebel noch dichter wurde, fand sie sich am Ende in der gleichmäßigen Dämmerung nicht mehr zurück. Sie dachte an ihre Schützlinge und zögerte.

Da hörte sie plötzlich in der tiefen Stille einen Schritt. Mit klopfendem Herzen lauschte sie. Endlich löste sich aus dem weißen Schleier eine Gestalt, die ganz fremdartig, rießengroß erschien, daß sie mit ihren erregten Nerven von einer dumpfen Furcht befallen wurde. Dann aber stieß sie einen freudigen Aufschrei aus und lief vorwärts, dem wunderlichen Riesen im Lodenmantel entgegen. Es war ihr förmlich, als flöge sie die kleine Strecke.

„Du bist's, Fritz! Wie seltsam du aussahst in dem Nebel! O, ich bin so froh, so froh!"

Er schaute sie erst verwundert, dann besorgt an. „Auguste — du? Es ist doch nichts mit den Kindern?"

„Nein! nein! Sie schlafen ruhig. Ich fürchtete nur, du hättest dich verirrt. In meiner Angst lief ich dir entgegen."

„Gut, daß ich nicht in Eibsee übernachtet habe. Ich dachte wirklich daran, da es so spät geworden war. Es wäre rücksichtslos gewesen; nun sehe ich's ein. Ich bin so gar nicht gewöhnt, daß man sich um mich sorgt. Gitta that es nie, es kam ihr gar nicht in den Sinn, daß mir ein Unglück widerfahren könnte."

Sie gingen still nebeneinander in der merkwürdigen, traumhaften, silbernen Helligkeit. Sie war so glücklich, seine Stimme wieder zu hören, daß sie kaum sprechen konnte, nur mit verklärten Augen an ihm hing.

„Was bist du für ein gutes Wesen, Auguste!" begann er nach einer Weile. „Weißt du, ich habe in der letzten Zeit oft darüber nachgegrübelt, wie traurig das doch im

Leben ist, daß die warmherzigsten Menschen in der Ehe häufig gerade an kalte, harte Naturen geraten, die für eine Seele voll Liebe kein Verständnis haben. Du und Lempuhl! Ein solcher Gegensatz!"

Sie seufzte leise und ging immer noch schweigend neben ihm.

„Dir kann ich es ja anvertrauen, Auguste," fuhr er nach einer Weile fort, als lockte ihm diese Nachtruhe, diese große Einsamkeit die verschwiegensten Gedanken auf die Lippen. „Wenn ich nun zuweilen über meine Ehe nachsinne, so sehe ich ganz klar, daß für Gitta meine übergroße Liebe mehr eine Last als ein Glück gewesen ist. Ich will ja der Toten keinen Vorwurf machen, sie war eben eine andere Natur als ich. Aber es stimmt mich doch traurig, daß ich so manchen Zug in ihrem Wesen erst jetzt verstehe und mir sagen muß, ihr schönes Aeußere hatte mich in eine lange Täuschung verstrickt."

„Du warst glücklich, Fritz! Verdirb dir nicht deine Erinnerungen!" sagte sie sanft.

Sie waren nun im Dorfe angelangt. Kein Licht mehr in den Häusern. Tiefe Nachtstille.

„Du wirst gewiß hungrig sein, Fritz," fuhr sie fort. „In deinem Gasthause schläft alles. Ich hatte mich gefreut auf den guten Appetit, den du mitbringen würdest, und eine Mahlzeit für dich hergerichtet."

„Ich bin allerdings dankbar für jedes Stückchen Brot nach meinem weiten Marsch!" versetzte er und ging mit ihr. Sie sah es ihm an, wie behaglich es ihm war in ihrem Zimmer, in dem die Lampe brannte über dem sorgsam gedeckten Tisch. Selig machte es sie, ihn zu bedienen, ihm zuzuschauen, wie es ihm schmeckte. So düstere Gespenster hatten sie in ihrer Einsamkeit vor einer Stunde noch hier umlauert; nun schien das Gemach wie erfüllt von Licht.

„Das war wirklich ein Göttermahl bei meinem Berghunger!“ lachte er; sich mit der Cigarre im Munde in seinen Stuhl zurücklehnend. „Ich versichere dir, empören kann es mich gegen das Schicksal, wenn ich überdenke, daß gerade du kein besseres Los gefunden hast! Eine Frau, die es so versteht, Behagen zu schaffen, eine so selbstlose, von Güte überströmende Seele! Und bist nun hier einsam, mutterseelenallein, ohne rechtes Heim, ohne Familie! Wahrhaftig, eine ordentliche Wut packt mich auf diesen Mann, der einen solchen Schatz nicht zu würdigen versteht.“

„Es ist die Strafe, die ich tragen muß, weil ich ohne Neigung geheiratet habe.“

„Du hattest ihn nicht lieb, Auguste?“ frug er überrascht.

„Nein. Siehst du, Fritz, man sollte uns Mädchen viel mehr dazu erziehen, das Alleinsein ertragen zu können. Wenn ich irgend etwas zu thun gehabt hätte, wenn mein Leben nicht so leer gewesen wäre, würde ich mich wohl nicht entschlossen haben, seine Frau zu werden. Eine Ehe ohne Neigung, ohne die rechte Liebe, ist ein Unrecht, ein Frevel — wenigstens für das Empfinden einer Frau. Ich habe mein Unglück selbst verschuldet.“

„Also du hattest ihn nicht lieb, auch nicht als Braut?“ frug er noch einmal. „Das wundert mich. Ich meine, es muß in deinem Herzen eine große Sehnsucht nach Liebe gelegen haben, und diese Sehnsucht pflegt den Erwählten doch meistens zu verklären, über sein wahres Selbst hinwegzutäuschen.“

Sie hatte sich wieder von ihm abgewendet und stand an der Balkonthür, die Augen auf das lichte Geflimmer draußen gerichtet.

„Ich kannte ihn nicht, so wie ich ihn jetzt kenne,“ gab sie zur Antwort. „Aber ich kann nicht sagen, daß eine große Empfindung mich verblendet hätte. Ich meinte nur,

es würde sich ein ruhiges, freundliches Zusammenleben erzielen lassen, wenn ich alle meine Kraft zusammennähme, mich mit heiligem Ernst bemühte, ihn glücklich zu machen."

Sie hatte ganz leise gesprochen. Wie erschrocken über die Wendung, die ihre Unterredung genommen, trat sie hinaus auf den Balkon. Das Haus war nun ganz umhüllt von dem dichten weichen Gewoge, das wie von Lichtströmen durchschimmert schien. Sie waren wie abgeschlossen in dem Duftmeer, wie einsam in der Welt. Durch die große Stille hörte man nur das Rauschen des Bergbachs.

Er trat neben sie heran.

„So hattest du einen anderen lieb, Auguste?"

Sie war so durchzittert und durchglüht von dem wunderbaren Glück dieser Stunde, daß ihr Herz offen vor ihm lag.

„Ja, Fritz," sagte sie leise. „Eine alte, traurige, hoffnungslose Liebe."

Sie sah ihn nicht an, aber der Klang ihrer Stimme, ihre Haltung, der weiche Glanz in ihren Augen verrieten ihm eine Fülle von Treue, von Leid und Sehnen, für die er blind und taub gewesen war.

Weich und warm ruhte sein Blick auf ihr, während sie schweigend nebeneinander lehnten in der wehmütigen Schönheit der Herbstnacht. Feiner Dunst rieselte nieder, auf ihre Haare, ihre Hände. Das Tropfenfallen auf dem Dach klang wie leises Weinen, wie ein Weinen um verlorenes Glück.

Die Erinnerung an diese stimmungsvolle Abendstunde verklärte für Auguste die stillen einsamen Wochen, die ihr folgten. Fritz hatte ihr gerührt gedankt für die Liebe, die sie seinen Kindern erwiesen; es war ein bewegter, herzlicher Abschied gewesen. —

Allmählich aber fühlte Auguste, daß sie durch das Geständnis, zu dem sie sich in der süßen Erregung jener Nebelnacht hatte hinreißen lassen, die alte kameradschaftliche Ver-

traulichkeit zwischen ihr und Fritz geopfert habe. Die bisherige Unbefangenheit war für beide verloren gegangen. Sie hatte, um ihre langen Abende zu kürzen, eine mühevolle Handarbeit für Fritz begonnen. Als der Weihnachtsabend kam, wagte sie nicht, sie ihm zu schicken. Für die Kinder packte sie Spielsachen zusammen; ein Geschenk für ihn wäre ihr plötzlich zudringlich, unbescheiden erschienen, und ihr Stolz wehrte sich gegen den Gedanken, er könne nun ihre Aufmerksamkeit mißdeuten.

Sie empfand in diesem einsamen, düsteren Winter den Jammer ihrer Existenz mit besonderer Schärfe: einsam und doch nicht frei, eine verheiratete Frau ohne Heim, ohne Pflichten, eine Ausgestoßene aus allem warmen Familienleben — das war ihr Los.

Als es wieder Frühling wurde, kam plötzlich eine ganz unerwartete, erlösende Wendung. Ein Brief ihres Gatten, der sie im ersten Moment zu Tod erschreckte, der aber in dürren Worten nur verlangte, was sie seit einem Jahre ersehnte: eine rasche Scheidung. Hans v. Lempuhl hatte seinen Sinn geändert. Er wollte nun frei sein um jeden Preis und zeigte sich bereit, sich jeder Bedingung zu fügen.

Auguste schickte das Schreiben sofort an ihren Rechtsanwalt. Der Anwalt ihres Gatten hatte schon die Klage wegen böswilligen Verlassens bei Gericht eingereicht, und es gelangte nach wenigen Wochen, nach der Vorschrift des Gesetzes, an Frau v. Lempuhl die Aufforderung, zu ihrem Gatten zurückzukehren. Da sie dieser natürlich nicht Folge leistete, ward für den Monat April eine neue Verhandlung anberaumt.

Eine Woche vor dieser Entscheidung aber klingelte spät abends der Telegraphenbote vor ihrem Hause und brachte eine Depesche, die ihr Rechtsanwalt an sie abgeschickt hatte. Sie lautete: „Lempuhl beim Rennen in Baden-Baden gestürzt. Tot.“

Dann erfuhr sie auch, weshalb der Verstorbene so plötzlich zur Scheidung gedrängt hatte. Er hatte in Baden-Baden eine reiche Französin kennen gelernt, ein Mädchen von niederer Herkunft, die sich mittels ihres Geldes einen Gatten kaufen wollte, der ihr zu einer gesellschaftlichen Stellung verhülfe. Lempuhl, dem Hunderttausende für sein verschwenderisches Leben winkten, war ohne Bedenken auf den Handel eingegangen. Mitten in dem Uebermut seines Erfolges, vielleicht gerade in der tollkühnen Stimmung, die ihm sein neues Glück erweckte, war er niedergeschmettert worden.

Auguste war frei. — —

In den Maitagen hatte sie in der Stadt zu thun. Die Sache war rasch erledigt, und es blieben ihr noch ein paar Stunden Zeit, ehe sie wieder zurückfahren konnte. Es zog sie freilich mächtig nach dem Hause hin, in dem Fritz wohnte, aber sie war scheu geworden, seit er wußte, daß sie ihn lieb hatte. So wanderte sie in den Anlagen umher, in denen sie oft mit ihrem Vater spazieren gegangen war. Die bunte Blütenfülle, das farbenprächtige Gemisch von Flieder, leuchtendem Rotdorn und großen Goldregendolden weckten ihr nur wehmütige Gedanken. Es hatte sie immer traurig gestimmt, daß all der Maienzauber Jahr für Jahr an ihr vorüberglitt, daß sich nicht einmal an dieses entzückende Blühen eine sonnige, unvergeßliche Erinnerung für sie knüpfte, daß ein Frühling nach dem anderen dahinschwand, ungelebt, ungenossen und nur ein Stückchen Jugend mit fortnahm. So war's gewesen, so war's geblieben.

In ihrem wehmütigen Grübeln war sie wieder in die Straßen zurückgelangt, mitten in eine laute Kinderschar, die einem Schulhause entströmte. Und plötzlich hörte sie hinter sich das Rufen einer kräftigen Knabenstimme: „Tante Auguste! Tante Auguste!"

Als sie sich umwandte, kam ein kleiner Kerl im Sturmschritt herangerannt, mit dem Ränzel auf dem Rücken, mit glühenden Wangen und ganz atemlos.

„Ei, Fritz! Seit wann gehst du denn in die Schule?“ begrüßte Auguste ihn.

„Seit Ostern! Ich hab' bei dem Papa schon Lesen und Schreiben gelernt! Und heute hab' ich auch einen Fleißzettel gekriegt! Da schau her!“

Er hob das rote Blättchen triumphierend in die Höhe.

„Das ist schön Fritzchen! Das wird den Papa freuen!“

„O ja, und ich krieg' auch immer zwanzig Pfennig, und dann kauf' ich mir neue Soldaten. Weißt du, ich hab' eine Festung, da braucht man viele Soldaten! Ich zeig' sie dir heute, Tante!“

„Ja, mein lieber Junge, das wird nicht gehen! Ich muß in einer Stunde wieder fortfahren!“

„Aber zu uns kommen mußt du doch!“ Er hielt Auguste fest bei der Hand und zog sie mit sich fort.

„Gehst du denn diesen Weg nach Hause? Durch den Hofgarten?“ frug Auguste, die keine rechte Kraft in sich fühlte, das kleine Händchen, dessen Zeigefinger die ersten Schreibversuche mit Tinte verriet, loszulassen.

Der Knabe lächelte verschmitzt. „Ja, da ist es schön!“ sagte er. Im Hofgarten aber spähte er herum, riß sich dann hastig los und rannte davon. Im nächsten Moment aber kam er wieder, und neben ihm hüpfte ein kleines Mädchen mit blonden Locken und eilte Auguste in die Arme.

Beide Kinder hielten sie nun eingefangen wie ihre Beute und plagten sie mit der hartnäckigen Zudringlichkeit, die diesem jugendlichen Alter eigen ist, mit ihnen zu kommen.

Auguste verneinte, wehrte sich; aber ihr Widerstand ward immer schwächer.

Als sie dann in dem wohlbekannten Heim saß und ihre Aufmerksamkeit bald der Puppenstube, bald der Festung und dem neuen Bilderbuch schenken mußte, begriff sie kaum noch, wie sie so grausam gegen sich selbst hatte sein wollen, sich diese frohe Stunde zu versagen.

Erst als Fritz Euler heimkam, ward sie wieder befangen. Aber er war ganz der Alte, herzlich und vertraulich wie je. Sie mußte zum Mittagessen da bleiben, und des Plauderns und Fragens ward kein Ende. Es rief nun förmliche Bestürzung bei den Kindern hervor, als sie endlich erklärte: „Nun muß ich gehen! Nun ist es die höchste Zeit! Sonst versäume ich auch noch den Abendzug."

„Warum willst du denn überhaupt fort?" frug die kleine Aenni. „Warum bleibst du denn nicht bei uns? Nicht wahr, Papa, Tante Auguste soll da bleiben?"

„Das geht nicht, Kind," erwiderte sie ganz verwirrt und war froh, ihr glühendes Gesicht hinter dem Lockenköpfchen verstecken zu können, das sich an sie schmiegte.

„Weißt du was, Aenni, ich gebe dich Tante Augusten mit, wenn sie dich haben will," sagte Fritz lächelnd. „Dann pflückst du Blumen draußen auf den schönen Wiesen und kriegst rote Backen. Jeden Sonntag komme ich mit Fritz hinaus, und im Sommer dürft ihr beide draußen sein. Und dann, dann bitten wir alle drei die liebe Tante Auguste recht warm und herzlich, daß sie mit uns hereinzieht in die Stadt und bei uns bleibt, und nie, nie wieder von uns fortgeht. Und jetzt eile dich, Aenni, suche deine Spielsachen heraus, die du mitnehmen willst! Du kannst helfen, Fritz!"

Sie standen allein, Auguste mit heißen Wangen, mit erschrockenen, feuchten Augen.

„Ja, wir bitten dich, Auguste, alle drei!" wiederholte er, „und ich bitte nicht bloß für die Kinder, ich bitte vor allem für mich selbst! Ich brauche ein treues, warmes Herz wie das deine! Ich bin so einsam! Sind wir's nicht beide?"

„Ist das Mitleid?" frug sie leise. „Mitleid mit der Einsamen?"

„Nein, nein! Es ist Erkenntnis! Dieses Gesicht, diese Augen sind wahr und ohne Falsch!" Er hatte ihren Kopf in seine beiden Hände genommen und flehte mit einem tiefen, ernsten Blick: „Hilf mir, Auguste, daß meine Kinder wahr werden, ohne Falsch, wie du!"

„O Fritz," brachte sie nur hervor in übermächtiger Bewegung, „wenn Liebe sie zu guten Menschen machen kann, dann sollen sie es werden! Ich habe sie ja unsagbar lieb, deine Kinder!"

Er hielt noch immer ihren Kopf zwischen seinen Händen und schaute ihr in die Augen. „Was mir da entgegenblickt, was ich in diesen Augen lese, das ist das Rührendste, das Beste, das Schönste in der Welt, du Einzige — du Treue!"

In warmer Dankbarkeit, mit einer fast feierlichen Zärtlichkeit küßte er sie auf den Mund, auf die guten, warmen Augen.

Arm in Arm, zwischen den Kindern, gingen sie zur Bahn. Es duftete so süß. Die Sonne lag leuchtend auf den bunten Blüten. Auguste hätte vor jedem Fliederstrauch stehen bleiben mögen in wonnigem Entzücken. Einmal war diese Schönheit doch auch für sie! Einmal lebte sie mit in der Frühlingspracht! Einmal war auch für sie der Mai gekommen!





Unser Ruhelager.

Kulturgeschichtliche Betrachtung. Von **Ernst Montanus.**

Mit 7 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Wie man sich bettet, so liegt man," heißt es, und da jedermann die Wohlthat des gesunden, kräftigenden Schlummers zu würdigen weiß, so hat man schon seit den ältesten Zeiten der Einrichtung und Ausstattung der Betten große Sorgfalt gewidmet. Solange das Wohngemach auch zugleich als Schlafraum dienen mußte, bildete das Bett das Haupt- und eigentliche Prachtstück des ganzen Mobiliars, aber auch seitdem das Ruhelager der Oeffentlichkeit entzogen wurde, hat es damit kaum an künstlerischer Ausstattung verloren. Von hohem Interesse ist es, die Wandlungen dieses nützlichsten und notwendigen Möbels im Laufe der Jahrhunderte zu verfolgen.

Ursprünglich scheint bei den indogermanischen Völkern die Ruhestatt über dem Herde eine Art Hängeboden gewesen zu sein, wie man eine ähnliche Einrichtung noch jetzt wohl hie und da auf dem Lande trifft. In der warmen Jahreszeit wurde das Lager auf dem Fußboden des Wohngemaches hergerichtet, wo man es in Pompeji meistens als

einfache Aufmauerung antrifft. Immer sehen wir mit dem jeweiligen Kulturzustande und den Sitten eines Volkes auch



Bett der Jeanne d'Albret (16. Jahrhundert. 1. Hälfte).

die Form des Lagers Abänderungen unterworfen. Entweder bleibt es aber eine in gewisser Höhe über dem Fußboden angebrachte, mehr kastenartige Vorrichtung (wie etwa die

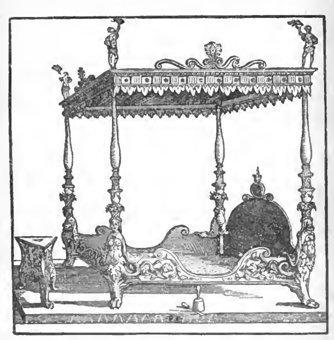
„Bucht“ des niedersächsischen Bauernhauses), oder wird zu einem mehr oder weniger auf dem Fußboden beweglichen Gerät.

Die eigentliche Heimat unserer Betten scheint das Pharaonenland zu sein; jedenfalls besaßen die kunstfertigen und hochgebildeten alten Aegypter bereits hochbeinige Bettgestelle, die man mit Hilfe eines Trittes bestieg, und die mit Polstern belegt und ringsum mit einem Mückennetz abgeschlossen waren. Zur Schonung des sehr künstlichen Haarputzes waren besondere Kopfstützen angebracht, die man in Japan noch gegenwärtig benutzt. Lagerstätten von ähnlicher Einrichtung waren bei den meisten Kulturvölkern des Orients im Gebrauch. Es gab bei den Aegyptern auch sogar schon Matratzen mit Sprungfedern, wenn letztere auch nicht aus Stahl, sondern aus Rohr und Palmenzweigen gebildet wurden. Daß endlich im Altertum bereits ähnliche Riesenbetten, wie wir sie in mittelalterlichen Schlössern finden, und sogar solche aus Eisen vorkamen, beweist die Stelle im fünften Buch Moses 3, 11: „Allein der König Og zu Basan war noch übrig von den Riesen. Siehe sein eisern Bette ist allhie zu Rabbath der Kinder Ammon, neun Ellen lang und vier Ellen breit, nach eines Mannes Ellenbogen.“

Die Griechen scheinen die „Kline“ nicht nur als Nachtlager, sondern auch während des Tages benutzt zu haben. Sitzend wurde zu Homers Zeiten das Mahl verzehrt, später aber wurde man bequemer und speiste halbliegend, und die Kline bildete nun neben dem Tisch das wichtigste Hausgerät der antiken Wohnung. Bei den Römern, die nicht nur beim Essen lagen, sondern sich auch liegend unterhielten, lasen und schrieben, fand man daher Lagerstätten in allen Gemächern.

Bei den Reichen und Vornehmen wurden sie in der Kaiserzeit äußerst kunstvoll hergestellt und prächtig aus-

gestattet. „Man machte sie," sagt J. v. Falke, „nicht bloß aus kostbarem, edlem Holz, das mit anderem Material, wie Elfenbein und Perlmutter, inkrustiert wurde, sondern vorzugsweise auch aus Erz, dessen Anwendung auch für das größere Hausgerät bei den Alten bekanntlich eine viel ausgedehntere war, als bei uns. Ursprünglich in älteren



Deutsches Bett des 16. Jahrhunderts von Peter Flötner.

Zeiten scheinen die Holzgestelle mit Metallblech überschlagen gewesen zu sein; dann wurden die Gestelle selbst auch in ihrem Kern aus Bronze gegossen, bei kostbareren Gegenständen in Silber mit zierlichen Ornamenten tauschiert oder mit hocherhabenem Schmuck in Bronze versehen. Was von Gegenständen dieser Art erhalten ist, zeigt die schöne, grüne Patina, welche die antiken Bronzen auszeichnet.

Auf diesen Lagerstätten, welche keine Seitenwände hatten,

also nicht nach unserer Art Bettkasten bildeten, gab es zunächst eine weiche Matratze und alsdann Polster und Decken verschiedener Art. Auch sie alle hatte die Kunst zu verzieren. Matratze und Polster waren mit farbiger und goldener Stickerei geschmückt, und zu den Decken holte man sich schon damals die farbigen Gewebe des Orients und fand in ihrer Kostbarkeit, Schönheit und Seltenheit die Befriedigung seines Stolzes. Es wird von einem Römer, der eine Sendung solcher Decken aus Alexandrien erhalten hatte, erzählt, daß er sich krank stellte und ins Bett legte, um den Besuch seiner Freunde zu empfangen und sie bei dieser Gelegenheit seine neuen Kostbarkeiten bewundern zu lassen."

Hinter solchem Luxus blieb das Griechentum im oströmischen Kaiserreiche, dessen Mittelpunkt das üppige Byzanz bildete, nicht zurück, sondern steigerte ihn noch. Um so kümmerlicher waren die Schlafstätten in dem barbarischen oder halbbarbarischen Abendlande jenseits der Alpen. Die alten Deutschen werden ursprünglich wohl auf der berühmten Bärenhaut, auf einer mit Fellen bedeckten Laubschicht oder in kastenartigen Gestellen, die mit Laub und Moos gefüllt waren, geruht haben. Später lernten sie auch in dieser Beziehung von den Römern und kamen so zu Bettgestellen, die über den Boden erhaben waren.

Im Mittelalter benutzte man allerdings auch wohl noch die Wandbänke, die zum Teil gemauert wurden, oder den Fußboden zum Ausbreiten von Kissen für das Lager. Es gab aber auch Spannbetten nach Art der Pritschen, die auf vier Füßen (Stollen) standen und durch Querleisten (Spangen) zusammengehalten wurden. Die Matratze ruhte auf Gurten (Strangen); ein Betttuch (Leilachen), eine Decke (Kulter), ein Kissen (Pfellel, Ohrkissen) vervollständigten die Ausstattung.

Das Rückenbrett einer solchen Bettstatt war gewöhnlich



so hoch, daß sich die Matratze in einem mäßig stumpfen Winkel daran lehnte, wodurch der auf ihr Ruhende fast eine sitzende Haltung bekam. Es stand vor dem eigentlichen Bett noch ein Niederbett (Art Ottomane), mitunter auch bloß eine Bank, worauf man vor dem Schlafengehen oder



Staatsbett aus der Zeit Ludwigs XIII. (1630—1640).

nach dem Bade zu sitzen pflegte. Gesonderte Schlafräume entstanden erst allmählich in den Burgen; das Gefolge erhielt noch lange Zeit hindurch keine eigenen Betten, sondern die Ritter und Knappen mußten zu zweien oder dreien eine schmale Lagerstätte teilen.

In der Epoche des romanischen Baustiles fing man an,

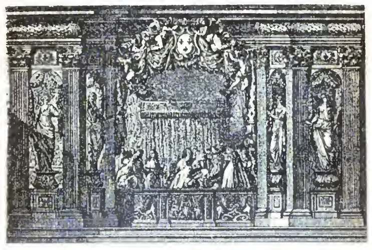
dem Bett eine reiche künstlerische Ausstattung zu geben, die sich in der Zeit der Gotik noch steigerte. Zuerst standen die Betten längs der Wand, und das Kopf- und Fußende schloß eine Decke ab, die man über zwei oder vier vorstehende Wandarme hängte. Später brachte man einen von der Decke herabhängenden Baldachin an, von dem wiederum Vorhänge niederfielen, die das Lager rings umschlossen. Im Inneren brannte dann eine Hängelampe als Nachtlicht. Wenn man lüften wollte, wurden die Vorhänge nach der Wand zurückgeschlagen, aufgebunden oder oben über die Wandarme zurückgeworfen.

Im 15. Jahrhundert ließ man den Baldachin oder Himmel auf Pfeilern ruhen, die eine Verlängerung der vier Bettpfosten darstellten. Noch später wurde aus dem Bett sogar eine Art von Zimmer im Zimmer gemacht, indem man oben den Baldachin mit Brettern abschloß, so daß er einen Plafond für sich hatte, und dann zuerst beide Schmalseiten, hernach auch noch die vordere Längsseite bis auf eine Oeffnung zum Einsteigen mit Brettern verkleidete. Die hintere Längsseite brauchte man meist nicht zu schließen, indem hier die Vertäfelung der Wand, mit der das Bett konstruktiv und architektonisch verbunden war, den Abschluß bildete. Derartige Betten waren natürlich überaus schwerfällig, zudem schlecht zu lüften und deshalb der Gesundheit nichts weniger als zuträglich.

Die Betten in den Palästen der Vornehmen wie in den Häusern der reichen Kaufherren weisen meist eine überaus reiche Ornamentik auf. Die Füllstücke zeigten geschnitztes Maß- und Laubwerk, Wappen und figürliche Reliefs, während reich durchbrochene, zackige Bekrönung das Gesims des Baldachins, der jetzt zum Dache geworden war, umzog und seine untere Seite mit Wappen oder anderem Zierat farbig oder in Relief geschmückt wurde.

An den Bettgestellen, die bis auf unsere Tage gekommen

sind, kann man genau den Wechsel des Kunstgeschmacks im Architekturstil und der Ornamentik verfolgen. Ein Bett der Jeanne d'Albret aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts kennzeichnet beispielsweise in sehr anziehender Weise den Uebergang aus der Gotik in die Renaissance, die den großen, von allen Seiten geschlossenen Bettkasten in ihre Formen umwandelte. Renaissanceornamente sind an allen Außenseiten, sowie am Gesims und der unteren Seite des



Die Ruelle mit Bett in Frankreich (17. Jahrhundert. 2. Hälfte).

Plafonds in reicher Fülle angebracht; auf der einen Langseite gewahrt man einen förmlichen Eingang in der Gestalt eines breiten Spitzbogens, und auf der anderen Seite entspricht dem letzteren eine Oeffnung gleich einem Fenster, die durch einen Vorhang geschlossen werden konnte.

Wie die Renaissance aber im Anfang danach strebte, die Bettstelle nur noch architektonischer zu gestalten, als dies vor ihr die Gotik gethan hatte, zeigt ein deutsches Bett von Peter Flötner (16. Jahrhundert), das auf hohen Löwenfüßen ruht, und dessen Decke schlanke Säulen tragen.

In den oberen Kreisen umhängte man die Betten mit glänzenden Geweben von Atlas, Sammet- und Goldbrokat und bedeckte sie auch damit, wie das auf S. 183 abgebildete Staatsbett aus der Zeit Ludwigs XIII. (1630 bis 1640) dies gewahren läßt. Auch kostbares Pelzwerk wurde vielfach zum Füttern der Decken verwendet.

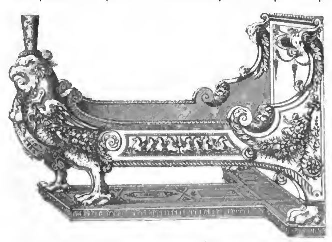
Es wurde nun zunächst bei Hofe Sitte, und die vornehme Welt beeiferte sich natürlich, dies Beispiel nachzuahmen, daß man nämlich das Bett nicht mehr längs der Wand, sondern vielmehr mit dem Kopfende dagegen stellte. Das mit zurückgeschlagenen Vorhängen vorn offene Bett, wie es uns die vorhin erwähnte Abbildung zeigt, blieb sehr lange Zeit hindurch das Staats- und Paradebett am französischen Hofe wie der feinen Gesellschaft überhaupt. Man gab ihm seinen Platz so weit von der Seitenwand des Zimmers entfernt, daß dazwischen ein schmaler, gangartiger Raum frei blieb, der nur breit genug war, um an seinem Ende, neben dem Kopfe des Bettes, einen Sessel aufzunehmen. Dieser Gang, der vorn mit einem Vorhang geschlossen wurde, hieß in Frankreich Ruelle, das Gäßchen; die Besucher verfügten sich dort hinein, um der auf dem Bette liegenden oder in dem Sessel sitzenden Dame des Hauses ihre Aufwartung zu machen. Später nahmen die Könige von Frankreich diese Sitte in dem sogenannten Lever auf. Dieser Morgenempfang bei der Toilette zerfiel jedoch in zwei Teile: das kleine Lever, zu dem nur die Prinzen von Geblüt und wenige Bevorzugte Zutritt hatten, fand in dem eigentlichen Schlafgemach statt, das große dagegen, zu dem sich der ganze Hof einfinden konnte, in einem zweiten, daranstoßenden Zimmer, das ebenfalls mit einem Paradebett ausgestattet war.

Als im 16. Jahrhundert die spanische Mode und Hofsitte in Europa auf längere Zeit tonangebend geworden war, ahmte man auch vielfach die dort zuerst aufgekommenen



Alkoven nach; so hieß ein kleiner, geschlossener Nebenraum, der das Bett aufnahm. Frankreich behielt jedoch seine Ruelle bei, nur wurde ihre Form jetzt einigermaßen umgestaltet. An Stelle des schmalen Ganges bildete die Ruelle seit Beginn des 17. Jahrhunderts einen ganzen Abschnitt des Zimmers, der durch eine Brüstung oder eine offene Säulenarchitektur begrenzt wurde, wie man das auf vielen bildlichen Darstellungen aus jener Zeit sieht.

Das Paradebett stand in der Mitte hinter dieser Brüstung



Französisches Bett aus dem 16. Jahrhundert. 2. Hälfte.

mit dem Kopfende gegen die Wand, so daß auf beiden Seiten Raum für die Besucher blieb. Diese empfing die Dame des Hauses, indem sie auf weichen Pfühlen, mit weichen Kissen unter dem Kopf und den Armen auf dem reichgeschmückten Lager hingestreckt lag. So unterhielt man sich, indem die Herren einfach ihre Mäntel ausbreiteten und sich auf den Fußboden setzten, die wenigen Sessel den Damen überlassend. Erst im 18. Jahrhundert kam das mit Möbeln und Kunstgegenständen reich und behaglich ausgestattete Boudoir in Aufnahme.

Was die innere Einrichtung der Betten angeht, so war

die mittelalterliche Gewohnheit, die Matratze unter Rücken und Kopf des Schlafenden emporzubiegen, längst abgekommen. In der Regel nahm am oberen Ende ein rundes Polster die ganze Breite des Bettes ein; dagegen legte man noch ein kleines, viereckiges Kopf- oder Ohrkissen, wie es heute noch in England gebräuchlich ist. Man benutzte übrigens auch schon Federn zur Polsterung, oder legte zu größerer Bequemlichkeit mehrere Matratzen übereinander. Somit war in Bezug auf die Weichheit und Behaglichkeit der Ruhe ein weiterer Fortschritt kaum noch möglich, wohl aber suchte man die Bettgestelle vielfach wieder leichter, beweglicher und im Holzwerk zierlicher zu gestalten.

Man verwarf die Bretterwände und machte das Bett wieder offen, wobei jetzt oft höchst phantastische Gestaltungen zu Tage kamen. Mitunter wurde der ganze Kasten als Tiergestalt behandelt, so daß der Schläfer im Bauche eines Löwen, Widders oder Adlers zu ruhen schien. Das Fußende lief dann immer in den Kopf des betreffenden Tieres aus, die Seitenteile bildeten zum Beispiel die Flügel des Adlers, und die Krallen oder Tatzen waren die Füße, auf denen das Bett ruhte. Namentlich von dem französischen Ornamentisten Ducerceau sind viele derartige Kompositionen erhalten.

Die spätere Barockzeit verfuhr noch ausschweifender in der Ornamentik. Diese Periode der Kunstgeschichte, die im 17. und 18. Jahrhundert ihre Entwickelung erreichte, bis sie zur Zeit der Regentschaft für Ludwig XV. vom Rokoko abgelöst wurde, kennzeichnet sich dadurch, daß sie die Formen der ihr vorhergegangenen Renaissance ins Derbe, Starkausladende umbildet. Die schlichte Grazie der älteren Werke geht dabei allerdings verloren. Dafür wird aber sehr oft eine wundervoll malerische, kraftvolle Wirkung erreicht.

Einige prächtige Betten dieser Kunstweise, die aus der Zeit von 1700 stammen, haben sich in den Prunkgemächern

des österreichischen Stiftes St. Florian erhalten. Das bemerkenswerteste darunter ist ein offenes Bett ohne Himmel, mit vier Figuren an Stelle der Pfosten. Die beiden am



Geschnitztes Bett aus dem Stift St. Florian (1700).

Fußende stellen gefangene Türken dar, zwischen denen vor einem freigeschnitzten Zelt ein Amor mit der Fackel in der Hand und einer Binde um die Augen steht. Am Kopfende sind zwei Lanzen führende Krieger in antiker Tracht angebracht. Die Seitenteile stellen Waffentrophäen dar,

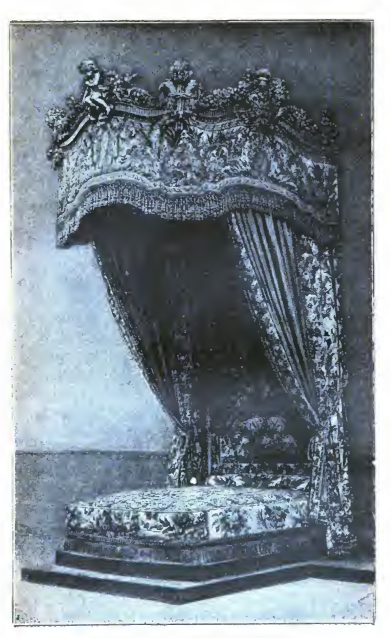
während am Kopfende musizierende Amoretten zwischen Laubgewinden und allerlei Emblemen ein lustiges Spiel treiben. Vermutlich hat die Erinnerung an die Befreiung Wiens von der Türkengefahr die Idee der Dekoration gegeben.

Aehnliche Betten wurden in Frankreich und Deutschland, sowie in Venedig, wo die barocke Schnitzerei zu hoher Blüte gelangte, vielfach zur Ausführung gebracht. Die Form des offenen Bettes kam wieder in allgemeine Aufnahme, meist allerdings in Verbindung mit einem oben an der Wand oder am Plafond befestigten, frei schwebenden Baldachin. Ringsum wurden Vorhänge angebracht, die aber beiderseits bis an die Wand zurückgezogen und dort befestigt werden konnten, so daß das Bett dann völlig offen war.

Dieser Art waren auch die Prachtbetten des französischen Hofes im 18. Jahrhundert.

Die ganze Bettlade, zumal Kopfende und Baldachin, wenn dieser aus Holz bestand, wies reiches Schnitzwerk auf, später auch eingelegte Arbeit mit farbigem Holz (Marquetterie); die ganze Ausstattung mit Sammet-, Seide- und Brokatstoffen, sowie feinen Spitzen war ungemein prunkvoll, wie man an dem Bett der unglücklichen Königin Marie Antoinette sehen kann. Es zeigt noch die freien und heiteren Formen der Rokokozeit mit ihrem reizenden Schmuck, die sich ein Vierteljahrhundert darauf in die steifen Linien des sogenannten Empirestils verwandelten.

Im vorigen Jahrhundert war auch die Entstehungszeit der schweren Federbetten, zugleich aber traten fortan immer mehr die nationalen Unterschiede in der Einrichtung und Ausstattung der Betten hervor. Namentlich in Frankreich und England blieb die Bettstelle groß, die ganze Lagerstätte, die stets in einer guten, sonnigen Stube des Hauses aufgestellt wurde, luftig, und zum Zudecken benutzte man Decken und leichte Federkissen. In Deutschland dagegen



Bett der Königin Marie Antoinette.

fand ein bedauerlicher Rückschritt statt; bis in die neuere Zeit hinein sind unsere Bettstellen vielfach zu kurz und schmal geblieben, und der Unfug der dicken Federbetten als Unterlage und zum Zudecken ist noch heute nicht überall verschwunden.

Ein Umschwung zum Besseren ist unverkennbar, aber auf dem Lande und in kleineren Städten bleibt in dieser Beziehung immer noch viel zu wünschen übrig. In erster Linie soll man zum Schlafzimmer ein geräumiges, trockenes, luftiges und auch nicht zu niedriges Gemach wählen, das womöglich nach Osten liegt. Das Bett werde darin so aufgestellt, daß der darin Liegende nicht gegen ein helles Fenster blickt oder dem Zuge ausgesetzt ist; nötigenfalls ist durch Wandschirme Abhilfe zu schaffen.

Ein richtig konstruiertes Bett muß dem Ermüdeten gestatten, seinen Körper darin völlig auszustrecken, und ihm die erforderliche Erwärmung bieten, ohne die ebenso unentbehrliche Körperausdünstung zu verhindern. Zu warme Betten wirken verweichlichend, sie erschweren oder verhindern die Hautatmung, den für den normalen Stoffwechsel nötigen Gasaustausch durch die Haut.

Man bevorzugt bei uns das hölzerne Kastenbett, das dann genügend lang und breit sein muß; in England und Amerika findet man mehr die leicht beweglichen Metallbetten, die durch Verzierung mit getriebenen und gegossenen Messing- und Kupferleisten ein schmuckes Aussehen erhalten. Als Unterlage dient ziemlich allgemein eine Sprungfedermatratze oder noch besser nur ein weitmaschiges Drahtgeflecht. Darüber kommt eine in mehrere Teile zerlegbare Roßhaarmatratze und über diese das leinene Betttuch; wer größere Wärme nötig hat, kann über die Matratze noch eine wollene oder wattierte Decke breiten. Als Zudecke benutze man ebenfalls wollene oder wattierte Decken, denen im Winter (oder für Kinder und alte Leute) ein leichtes

Federkissen hinzugefügt wird. Dem Keilkissen und dem mit Federn gefüllten Kopfkissen zieht man jetzt mit Recht eine mit Leinen überzogene Roßhaarrolle vor.

Erfreulicherweise bildet in der Gegenwart das Möbel, in dem die meisten Menschen beinahe die Hälfte ihres Lebens verbringen, den Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit für das Kunstgewerbe wie für die Technik. Namentlich sind auch für Krankenbetten zahlreiche Neuerungen und besondere Vorrichtungen für die zweckmäßigste Hebung, Lagerung und Wartung der Patienten eingeführt worden. Waren die Betten ehedem prunkhafter, so sind sie jetzt praktischer und gesünder.





Große Cour.

Aus dem modernen Hofleben. Von **Ludwig Sallentien.**

(Nachdruck verboten.)

„Am königlichen Hofe fand gestern eine große Cour statt, zu welcher sechshundert Einladungen ergangen waren." So meldet der Hofbericht der Tageszeitungen, und die Schar der Leser liest über diese Notiz meist hinweg, ohne sich eine klare Vorstellung davon zu machen, was eine „Cour" bedeutet.

Eine sogenannte Cour ist eine Zeremonie ohne besonderen Zweck, nichts anderes, als eine Huldigung, welche den ersten Persönlichkeiten des Hofes, also dem Herrscher und der Herrscherin, dargebracht wird. Außer dem Herrscherpaar wird die Zeremonie der Cour nur denjenigen Mitgliedern des Herrscherhauses erwiesen, die infolge einer Verlobung oder Vermählung in den Vordergrund des Interesses treten.

Man unterscheidet an den deutschen Höfen zwei Arten von Couren: die Defiliercour und die Sprechcour. Die Defiliercour findet in der Weise statt, daß die Fürstlichkeiten, denen die Huldigung erwiesen werden soll, unter einem Thronhimmel Platz nehmen und alsdann die bevorzugten Mitglieder der Hofgesellschaft, erst die Damen, dann die Herren, und zwar nach Rangklassen geordnet, an dem Thron vorüberschreiten und erst dem Monarchen, dann seiner Gattin

eine Verbeugung machen. Es ist ein höfischer Parademarsch. Die Persönlichkeiten, die sich verbeugt haben, verlassen sofort durch eine andere Thür den Thronsaal und begeben sich nach Hause.

Bei der Sprechcour nehmen die zu Hofe befohlenen Persönlichkeiten, ebenfalls nach Rangklassen geordnet, in verschiedenen Gemächern des Schlosses oder Palastes Aufstellung, und das Herrscherpaar geht dann von Zimmer zu Zimmer, läßt sich Persönlichkeiten aus den betreffenden Rangstufen vorstellen, spricht Bekannte an, unterhält sich hie und da einige Minuten und begiebt sich dann in das nächste Zimmer. Es ist der höfische Appell.

Eine ganz besondere Bedeutung haben die Couren am preußischen Hofe. Jedes Jahr bei Beginn der Hoffestlichkeiten im Berliner Schloß findet eine Sprechcour statt, welche den Namen „Cour der Königin" führt. Nur die Persönlichkeiten werden während der ganzen Dauer der nächsten Saison bei Hofe eingeladen, die der Einladung zur Cour der Königin gefolgt sind.

Schon im Laufe des Herbstes haben sich die Persönlichkeiten, die sich berechtigt glauben, bei Hofe verkehren zu können, insbesondere die Damen, bei dem Hofmarschallamt oder bei der Oberhofmeisterin der Königin gemeldet, und sie erhalten dann die Einladung zur Cour der Königin. Es herrscht außerordentlicher Andrang zu dieser Cour, besonders da sich auch gewöhnlich noch ein Konzert anschließt, welches von ersten künstlerischen Kräften ausgeführt wird.

Sehen wir näher zu, wie sich eine derartige Cour der Königin am preußischen Hofe vollzieht.

Die Cour findet gewöhnlich Mitte Januar statt, und es ergehen zu derselben tausend bis fünfzehnhundert Einladungen. In den verschiedenen Prunkgemächern des Berliner Schlosses versammeln sich, getrennt je nach Klassen:

Das diplomatische Corps und die von demselben ein-

geführten Fremden; die Damen, die den Majestäten erst vorgestellt werden sollen, und die inländischen Herren, welche zum erstenmal bei Hofe erscheinen; die Häupter der fürstlichen Familien und die Excellenzen; die Bevollmächtigten zum Bundesrat; die Mitglieder des Reichtags und der Landtage; die Generalmajore, welche nicht an der Cour der Gardeoffiziere teilnehmen; die Räte der zweiten Rangklasse, die Geistlichkeit und die Ritter, und die in Uniform erscheinenden Personen; die den Majestäten vorzustellenden Räte erster und zweiter Klasse, die seit der letzten Cour zu einem höheren Rang befördert worden sind; endlich sämtliche Offiziere der Garnison Berlins und der Umgegend, welche von besonders befohlenen Stabsoffizieren aufgestellt und bei der Cour dirigiert werden.

Um acht Uhr abends wird den Majestäten die Meldung gemacht, daß die geladenen Personen in den verschiedenen Gemächern aufgestellt seien, und daß die Cour beginnen könne.

Unter großem Vortritt, das heißt unter dem Vortritt des Zeremonienmeisters und der obersten Hofchargen, begeben sich der König und die Königin von Preußen, begleitet von sämtlichen Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, gefolgt von den Adjutanten, Hof- und Palastdamen zuerst nach dem Zimmer, wo das diplomatische Corps aufgestellt ist. Dann geht es in das nächste Gemach, wo die Damen und die vorzustellenden Herren Aufstellung genommen haben. Die Oberhofmeisterin der Königin stellt die Damen vor, die Herren werden von einem Minister oder dem Oberzeremonienmeister vorgestellt. Hier und dort jemanden ansprechend, bewegt sich das Herrscherpaar durch sämtliche Gemächer. Sobald sie eines derselben verlassen haben, begiebt sich die darin aufgestellte Rangklasse sofort nach dem Weißen Saal, um die dort angewiesenen Plätze während des Konzertes einzunehmen. Nachdem auch noch die großen

Galerien von den königlichen Herrschaften besucht worden sind, in denen die gesamten Offiziere der Garnison in Hofgala sich befinden, ist die Cour zu Ende.

Im Weißen Saale des königlichen Schlosses ist eine Bühne errichtet, auf welcher nun der König und die Königin, sämtliche Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses und die etwa anwesenden Mitglieder souveräner Häuser, sowie der Reichskanzler und die Generalfeldmarschälle Platz nehmen. Gegenüber befinden sich drei Abteilungen von Stühlen und Sesseln. In der ersten Abteilung werden die Herren und Damen des diplomatischen Corps untergebracht; die zweite ist für die Fürstinnen, die Excellenzendamen und die Minister; die dritte für die Damen, die nicht Excellenz sind, bestimmt. Vor diesen drei Abteilungen befinden sich besondere Sessel, auf denen, gegenüber den Fürstlichkeiten des königlichen Hauses, die Botschafter und ihre Frauen sitzen.

Rechts vor der Bühne, auf der König und Königin, Prinzen und Prinzessinnen Platz genommen haben, ist noch eine Abteilung von Stühlen für die Fürsten, Generäle und Wirklichen Geheimen Räte zurechtgestellt. Alle anderen zur Cour anwesenden Persönlichkeiten müssen während des Konzertes stehen.

Nachdem die letzte Nummer des Programms vorgetragen ist, erheben sich König und Königin von den Sitzen, machen eine Verbeugung vor den Anwesenden und begeben sich unter großem Vortritt in ihre Gemächer zurück.

Bei einer Defiliercour sitzen König und Königin auf dem Thron unter dem Thronhimmel, hinter ihnen stehen die Prinzen und Prinzessinnen mit Gefolge. Am Fuß des Thrones stehen rechts und links Pagen, außerdem rechts und links die Minister und Zeremonienmeister, welche die Namen der defilierenden Persönlichkeiten nennen.

Die Damen defilieren einzeln, machen erst dem König,

dann der Königin eine Verbeugung, dann eine dritte gemeinsame den beiden Majestäten.

Die Herren vom Zivil defilieren zu zweien, die Offiziere zu vieren nebeneinander.

Die sich entfernenden Persönlichkeiten haben sich nach dem Ausgange zurückzuziehen, und zwar in der Art, daß sie dem Thron nicht den Rücken zukehren.

Das alles vollzieht sich sehr rasch, und die ganze Feierlichkeit ist gewöhnlich in einer halben Stunde zu Ende. Personen, die bereits an dem Thron vorbeidefiliert sind, begeben sich sofort nach Hause.

Nachdem die letzten Personen, am preußischen Hofe die Sekondelieutenants, den Thron passiert haben, begeben sich die Majestäten unter Vortritt in ihre Gemächer zurück.

Ganz ebenso vollzieht sich die Gratulationscour bei jungen Braut- und Eheleuten. Das junge Paar sitzt aber nicht auf dem Thron unter dem Thronhimmel, sondern nimmt Aufstellung auf einem Teppich, der unter dem Thronhimmel ausgebreitet ist. Mit stummer Verbeugung defilieren erst die Damen, dann die Herren des Hofes vorüber. Während der ganzen Zeremonie, die manchmal beinahe eine Stunde dauert, besonders wenn fremde Monarchen mit Gefolge zur Hochzeit anwesend sind, muß das Paar, dem die Huldigung gebracht wird, unter dem Thronhimmel stehen.

An manchen deutschen Höfen (nicht mehr am preußischen) findet bei Vermählungen und Verlobungen eine Spielcour statt. Sie ist eine Hoferinnerung aus alter Zeit, in welcher sich die Fürsten jeden Abend mit bestimmten Personen, die dazu befohlen waren, zum Kartenspiel niederließen, und wobei die Mitglieder der Hofgesellschaft die Ehre hatten, zuzusehen.

Ludwig XIV. ist der Erfinder dieser abendlichen Spielpartien bei Hofe, bei denen es in Frankreich so zeremoniell zuging, daß einzelne Mitglieder der Hofgesellschaft, die zum



Spiel befohlen wurden, je nach ihrem Range einen Sessel, einen Stuhl mit Rücklehne, ein Taburett oder nur ein Kissen, um darauf zu knieen, erhielten.

An den modernen deutschen Fürstenhöfen, an denen die Spielcour stattfindet, vollzieht sich diese in der Art, daß sich nach dem großen Hochzeitsmahl die anwesenden regierenden Fürstlichkeiten mit ihren Gemahlinnen in einen Salon begeben und auf einer besonderen Bühne an Spieltischen Platz nehmen. Mit ihnen setzen sich die anwesenden Prinzen und Prinzessinnen und die außerordentlichen, zur Hochzeit entsendeten Gesandten nieder. An einzelnen Höfen wird wirklich gespielt, und während dieser Zeit gehen die Mitglieder der Hofgesellschaft, die zur Cour befohlen sind, mit einer Verbeugung gegen jeden einzelnen Spieltisch und die daran sitzenden Fürstlichkeiten vorüber.

In vielen Fällen aber findet überhaupt kein Kartenspiel statt. Die Fürstlichkeiten sitzen nur an den Tischen und nehmen hier die Cour entgegen. In einzelnen Fällen erweist man den Vertretern der fremden Mächte, den Botschaftern und Botschafterinnen, die Ehre, daß die Spieltische erst aufgestellt werden, nachdem das diplomatische Corps defiliert ist. In diesem Falle bleiben die Fürstlichkeiten auf der Bühne stehen, zeichnen auch wohl durch Ansprache und durch Handreichung die einzelnen Botschafter oder ihre Damen aus. Dann werden die Spieltische durch Kammerdiener herbeigetragen, Pagen bringen die dazu nötigen Stühle, und die anderen Mitglieder der Hofgesellschaft defilieren, wie dies für eine Spielcour vorgeschrieben ist.

Auch Trauercouren finden aus Anlaß des Ablebens von Mitgliedern des Herrscherhauses statt. Bei diesen Trauercouren ist der Thronsaal vollständig durch schwarze Draperien verfinstert. Es brennen Wachskerzen, welche in dem mit schwarzem Tuch ausgeschlagenen Saal einen ebenso düsteren, wie feierlichen Eindruck machen. Der Thronhimmel

ist nicht aus rotem Sammet, sondern ebenso wie die Rückwände des Baldachins, der sich über den Thronsesseln befindet, aus schwarzem Sammet hergestellt. Auch die Thronsessel sind nicht mit dem sonst üblichen roten oder blauen Sammet überzogen, sondern mit violettem Sammet. Alle Spiegel, die sich im Saale befinden, sind mit schwarzem Krepp verhüllt. Die Hofvorschriften für den Anzug bei Trauercouren lauten:

Der Anzug für die Damen besteht aus schwarzwollenen hohen Kleidern, mit Handschuhen von schwarzem Leder (nicht Glacé) und schwarzem glanzlosen Fächer. Der Kopfputz aus schwarzem Krepp besteht aus einer tiefen Flebbe mit ganz kleiner Spitze und breitem Saum, einer Haube aus gesäumten Strichen und zwei Schleiern, einem langen, welcher zurückgesteckt ist und bis zur Erde herabreicht, einem kurzen, um damit das Gesicht zu bedecken.

Die Herren, welche die Uniform tragen, erscheinen in Gala, mit schwarzen Beinkleidern, schwarzwollenen Westen, schwarzen Handschuhen und nehmen dazu einen Flor um den linken Oberarm, beflorte Epauletten, Agraffen, Kordons und Portepees, die Kammerherren beflorte Schlüssel.

Es giebt auch Arten von großen Couren, die aus Defilier- und Sprechcour gemischt sind. Eine derartig gemischte Cour findet zum Beispiel bei Ordensfesten statt.

Die neuen Ordensritter versammeln sich im Thronsaal, und nachdem der Herrscher des Landes mit großem Gefolge eingetreten und unter dem Thronhimmel Aufstellung genommen hat, defilieren die Ritter, während jeder einzelne mit Namen aufgerufen wird, an dem Herrscher vorüber. Ist diese Cour beendet, so holt der Monarch seine Gattin aus ihren Gemächern ab und begiebt sich mit ihr in den Raum, in dem die neu dekorierten Damen aufgestellt sind, um hier eine Sprechcour abzuhalten. An diese Sprechcour der Damen schließt sich das große Ordensmahl an.

Am Neujahrstage findet bei allen Höfen eine große Gratulationscour statt. An einzelnen Höfen, wie zum Beispiel am bayerischen und sächsischen, nimmt die ganze Hofgesellschaft an der Gratulationscour teil. Am preußischen Hofe findet nur eine beschränkte Cour statt.

König und Königin halten erst eine Sprechcour mit den am Hofe bediensteten Herren und Damen und sogenannten Hofchargen ab. Dann folgt eine Defiliercour, an der das diplomatische Corps, Minister, Excellenzen, Generalfeldmarschälle und sämtliche kommandierende Generale teilnehmen.

Die Cour ist eine gänzlich bedeutungslose Festlichkeit, ausschließlich zeremonieller Art, die man nur an Fürstenhöfen vorfindet. Während die anderen Festlichkeiten, Bälle, Konzerte, Festtafel, sich überall, auch in Republiken, wiederholen, ist die Cour die bezeichnende Feierlichkeit der Monarchien, eine Art Parade der hoffähigen Gesellschaft.





Eine Heilstätte in Schlesien.

Görbersdorfer Federzeichnungen von **Dr. P. Stein.**

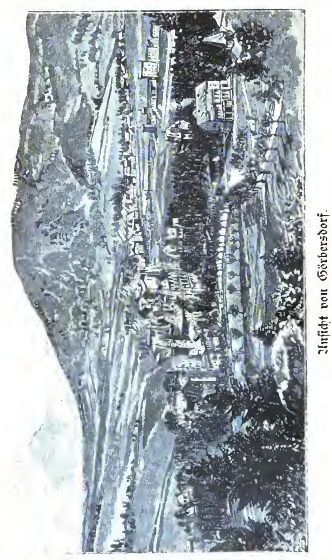
Mit 7 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Der Menschheit schlimmste Geißel unter den Krankheiten und Seuchen unseres Klimas ist die chronische Lungentuberkulose oder Lungenschwindsucht, der nahezu zwei Siebentel aller Menschen zum Opfer fallen. Lungenkrankheiten überhaupt sind infolge des ungemein zarten Gewebes und des großen Blutreichtums dieser Organe, sowie der Leichtigkeit, mit der Schädlichkeiten verschiedenster Art durch die Luftwege hineingelangen können, verhältnismäßig häufig und bedürfen alle sorgsamster Pflege und aufmerksamster Beobachtung von Anfang an, während sie bei Vernachlässigung sehr häufig dauerndes Siechtum oder frühzeitigen Tod zur Folge haben.

Zu den häufigsten Lungenkrankheiten aber gehört nun eben die Lungenschwindsucht, unter welchem Namen man verschiedene Krankheitsprozesse zusammenfaßt, bei denen durch weitgreifende Vereiterung oder anderweitige Zerstörung des Lungengewebes der Atmungsprozeß und die Blutneubildung des Patienten in solchem Maße beeinträchtigt werden, daß sein Körper mehr und mehr abnimmt, bis endlich der Tod eintritt.

Die Lungenschwindsucht im engeren Sinne (tuberkulöse oder bacilläre Lungenschwindsucht) ist eine ansteckende Krank-



Ansicht von Görbersdorf.

heit, welche durch die von R. Koch im Jahre 1882 entdeckten Tuberkelbacillen hervorgerufen und unterhalten wird.

Diese dringen mit der eingeatmeten Luft in die Lungen und nisten sich — vorausgesetzt, daß sie dort gewisse, ihrer Weiterentwickelung günstige Verhältnisse vorfinden — in den Lungenbläschen und ihrer Umgebung ein. Da sie sich rasch und in ungeheurem Maße vermehren, so bringen sie als Entzündungsreiz dort teils chronische Entzündungen, teils echte Tuberkeln (kleine graue Knötchen) hervor, durch deren Verkäsung und Erweichung alsdann das umgebende Lungengewebe zerstört wird.

Diese unheimliche Krankheit beginnt gewöhnlich mit einem Katarrh der Bronchien, besonders in den Lungenspitzen, dem sogenannten Spitzenkatarrh, den man gar nicht ernst genug nehmen kann. Nur in ganz seltenen Fällen kommen Kinder bereits mit der Tuberkulose behaftet auf die Welt; viel häufiger dagegen wird die Anlage zur Lungenschwindsucht (skrofulöse oder tuberkulöse Konstitution) angeboren oder von den Eltern her vererbt.

Viel leichter ist die Tuberkulose zu verhüten als zu heilen, immerhin ist aber, wenn rechtzeitig eingegriffen wird, auch eine endgültige Heilung und Stillstand des tuberkulösen Prozesses mit Narbenbildung sehr wohl möglich. Arzneimittel freilich, nach denen die meisten Patienten aus alter Gewöhnung in erster Linie forschen, sind gegen diese Krankheit vollständig wirkungslos und können nur zur Linderung gewisser Nebenerscheinungen von Nutzen sein. Ebensowenig hat die Forschung bisher direkte Mittel, um die Bacillen am Sitze der Krankheit, also in der Lunge selbst, zu vernichten, ausfindig zu machen vermocht. Das mit so ungeheuren Erwartungen aufgenommene Kochsche Tuberkulin hat sich nicht bewährt, desgleichen sind die von Weigert empfohlenen Inhalationen heißer Luft den Bacillen gegenüber wirkungslos geblieben. Neuerdings hat man bald dies bald jenes Heilserum gegen Tuberkulose verheißungsvoll angepriesen, so zum Beispiel erst jüngst wieder ein solches, das aus dem Blute



Brehmers Heilanstalt, Gesamtansicht.

der Ziegen gewonnen wird, allein die Aerzte sind seither vorsichtiger, und die Patienten mißtrauisch geworden, so daß Meldungen von glücklichen Erfolgen solcher neuen Allheilmittel mit Zurückhaltung aufgenommen werden.

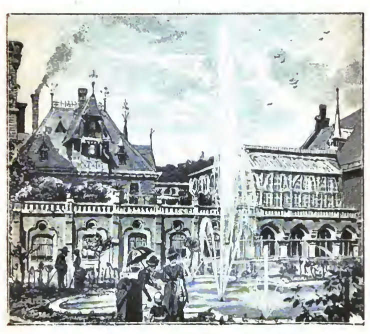
Um ein Fortschreiten der Krankheit zu hemmen, kommt es erfahrungsgemäß zumeist auf richtige Lebensweise und auf allgemeine Stärkung der Konstitution an. Noch hinreichend kräftigen Kranken empfehlen die Aerzte gern einen Winteraufenthalt in Davos im Oberengadin (1556 Meter), dessen klare, sonnige und im Winter außerordentlich gleichmäßige Luft einen Aufenthalt von etwa 6½ Stunden täglich im Freien gestattet. Bereits schwerleidende Schwindsüchtige darf man dagegen diesem Höhenklima nicht mehr aussetzen; in solchen Fällen wird vielmehr ein mildes, südlicheres bevorzugt, wie es beispielsweise in San Remo, Mentone, Meran, Kairo oder auf Madeira zu finden ist.

Solcher klimatischer Kurorte giebt es heutzutage bereits eine ellenlange Liste, während dagegen die Anzahl wirklicher Heilanstalten für Lungenkranke noch eine sehr geringe ist. Offenbar gehören derartige Patienten aber entschieden mehr in eine abgeschlossene Heilanstalt, in der sie unausgesetzt von dem leitenden Arzte überwacht werden und ihnen alles ferngehalten wird, was sie schädigen und zu Unvorsichtigkeiten verleiten könnte, während das in den Kurorten ganz und gar nicht der Fall ist.

Berühmt durch seine Heilanstalten ist in erster Linie der Ort Görbersdorf in Schlesien, wo Dr. Hermann Brehmer (gest. 22. Dezember 1889) im Jahre 1854 seine inzwischen zu europäischem Rufe gelangte Anstalt, durch die wir unsere Leser im Geiste geleiten möchten, begründete. Seit 1878 besteht neben ihr dort noch eine zweite Heilanstalt, die des Dr. Römpler.

Dieses „Mekka für Lungenkranke“ liegt in dem Waldenburger Bergland, das sich bis zum Eulengebirge hinzieht und

den ganzen Waldenburger Kreis, nach dem es benannt ist, erfüllt. Görbersdorf ist ein Dorf dieses Kreises, der zum preußischen Regierungsbezirk Breslau gehört, und liegt 6 Kilometer nordöstlich von Friedland, 9 Kilometer südwestlich von Dittersbach, 584 Meter über dem Meere. Der etwa 950 Einwohner zählende Ort dehnt sich in einem



Hof mit Anlagen in Brehmers Heilanstalt.

engen, aber außerordentlich anmutigen Thale aus, das zu demjenigen Teil der Sudeten gehört, welcher das Riesengebirge mit dem Eulengebirge verbindet; er hat Post und Telegraph. Die das Thal umgebenden Tannen- und Buchenwaldberge sind 900 bis 950 Meter hoch, und von der Burgruine Freudenberg auf dem Roten Stein hat man eine sehr lohnende Aussicht nach der böhmischen Seite des Riesengebirges hinüber. Görbersdorf gehört zum reichsgräflich

v. Hochbergschen Majorat und ist im Besitz des Fürsten v. Pleß.

Die Brehmersche Heilanstalt bildet einen abgeschlossenen Bezirk für sich und gewährt namentlich bei einem Blick von der Höhe mit ihren verschiedenen Baulichkeiten einen überaus stattlichen Anblick. Rings ist sie von Parkanlagen umgeben, die sich weithin ausdehnen und unmittelbar an den Wald anschließen. Wenn man den gotischen Prachtbau mit den schlanken Türmen und den hübschen Spitzbogenloggien betrachtet, so sollte man kaum glauben, aus welchen geringen Anfängen der feste Wille und die auf gewissenhaften, langen Forschungen beruhende wissenschaftliche Ueberzeugung eines einzelnen Mannes ohne fremde Hilfe und Förderung diese Musteranstalt zu ihrer heutigen Blüte erhoben hat.

Als Dr. Brehmer, nach dessen bewährter Methode die Heilanstalt weiter geleitet wird, sich als ganz junger Arzt vor mehr als vierzig Jahren in Görbersdorf niederließ, blieb es auch ihm nicht erspart, die Wahrheit des alten Spruches, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gelte, an sich zu erproben. Sein Heilverfahren gründete sich in erster Linie auf die geschützte Lage im Gebirge, wo Schwindsucht, wie er nachwies, nicht mehr vorkommt, und die er zur Heilung jener Krankheit als ganz besonders geeignet erkannt hatte. Als fernere Grundsätze seiner Methode stellte er auf: stete ärztliche Ueberwachung, genaue Regelung der Lebensweise, ausgiebiger Genuß von frischer Bergesluft und fettreicher, nährender Kost, verbunden mit Abreibungen, Douchen u. s. w.

Nur ganz allmählich stellten sich Patienten ein, dann drangen zuerst vereinzelt, jedoch bald immer häufiger Nachrichten von geradezu erstaunlichen Heilerfolgen von Kranken, die von ihren früheren Aerzten bereits aufgegeben gewesen waren, in das Publikum und machten für die neugegründete

Heilanstalt Propaganda. Gleichzeitig wußte Dr. Brehmer durch die ausgezeichnete und unwiderlegliche Begründung seiner neuen Ansichten sich Schritt für Schritt auch die Zustimmung der wissenschaftlichen Welt zu erringen.

So gelangte er endlich zu Ruhm und Ansehen, und dieser stufenweisen Zunahme seines Rufes entsprechend, ist



Das Hauptgebäude (altes und neues Kurhaus) von Brehmers Heilanstalt.

auch der imposante Bau, der heute als die Brehmersche Heilanstalt sich vor uns erhebt, nicht mit einemmal, sondern ebenfalls allmählich entstanden. Zuerst ward der jetzige linke Flügel errichtet, der den Namen des alten Kurhauses trägt und nur eine bescheidene Architektonik nebst beschränkten Größenverhältnissen aufweist. Aus der ganzen Anordnung und Einrichtung der Innenräume, mit breiter, bequemer Treppe, die auf jedem Absatze Stühle zum Ausruhen trägt,

mit geräumigen Gängen und luftigen Zimmern, ersieht man aber bereits, daß hier bis in die geringsten Einzelheiten den eigenartigen Bedürfnissen jener Kranken, die in der Anstalt Genesung suchen, Rechnung getragen worden ist.

Ganz und gar ist dies aber der bestimmende Grundsatz geworden bei dem Bau und der inneren Gestaltung des neuen Kurhauses, das den rechten Flügel des gesamten Baues bildet. Die Mitte nehmen Wintergärten nebst den Lese- und Speisezimmern ein, über denen sich Dr. Brehmer seine Privatwohnung erbauen ließ. Nicht nur sind hier alle Einrichtungen derartig zweckentsprechend getroffen, wie das nur ein Fachmann anzuordnen vermag, der die genaueste Kenntnis der Krankheit in ihren verschiedenen Erscheinungsformen besitzt, und wie es auch nur ein Fachmann vollständig zu würdigen vermag; auch das Laienauge gewahrt gleich beim Eintritt in das mit Fresken und Sinnsprüchen geschmückte Vestibül und Treppenhaus des neuen Kurhauses mit hoher Befriedigung, daß beim Entwurf und bei der Ausführung dieses Gebäudes gleichzeitig ein hochentwickelter Schönheitssinn sich geltend gemacht hat.

Soweit es angängig, hat dieser Schönheitssinn auch bei der Ausstattung der Zimmer mitgewirkt, die sämtlich in gotischem Stil möbliert sind. Ihr Zweck schließt freilich die Anbringung von zu viel Bildern, Vorhängen und sonstigen „Staubfängern" aus, wohl aber findet der Kranke alles, was er wirklich braucht, in gediegenster Beschaffenheit vor, wie sonst überhaupt in wahrhaft verschwenderischer Weise für sein Wohlsein gesorgt ist.

In erster Linie braucht der Lungenleidende immer gute Luft, und zwar dann gerade am meisten, wenn sein Zustand ihn an das Bett fesselt, er sich also nicht die sonst wünschenswerte Bewegung im Freien oder wenigstens im Wintergarten zu machen im stande ist. Deswegen befinden sich in allen Räumen des neuen Kurhauses Ventilationsanlagen,

die in jedem Zimmer die Luft dreimal in der Stunde erneuern. Außerdem hat jedes Zimmer eine regulierbare Luftheizung, so daß alle Uebelstände der Ofenheizung und ihre Nachteile für die Gesundheit wegfallen. Zudem ist diese Luftheizung in jedem Raume mit einem Apparat verbunden, durch den man der Luft jeden gewünschten Grad



Neues Kurhaus: Das Treppenhaus.

von Feuchtigkeit zu geben vermag. Während der Sommerhitze aber dienen die Heizräume der Erzeugung von kalter Luft, die in die Zimmer strömt und darin die entsprechende Herabminderung der Temperatur bewirkt. Zu große Hitze, namentlich in geschlossenen Räumen, ist nämlich für jeden Lungenleidenden ebensowenig zuträglich, wie Kälte. Endlich besitzt auch ein großer Teil der Zimmer noch gedeckte Balkons, auf denen die Schwerkranken bei schönem Wetter

frische Luft genießen können, ohne den Raum zu verlassen. Alle diese Einrichtungen zielen darauf ab, selbst entkräftete Patienten baldmöglichst so weit zu bringen, daß sie das Lager verlassen können, um mit der eigentlichen Kur, die in der streng geregelten Bewegung im Freien besteht, zu beginnen.

Diesem wichtigen Zwecke dienen die Garten- und Parkanlagen, welche die Anstalt umgeben. Die Bewegung in freier Luft soll eine möglichst ausgiebige sein, damit die Thätigkeit des Herzens und der Lunge gesteigert und dem Blute fortwährend neuer Sauerstoff zugeführt wird. Dadurch wird das Blut verbessert, das Bedürfnis nach Nahrungsaufnahme gesteigert und die Kraft der Verdauung gleichzeitig vermehrt, kurz, die Kräftigung des ganzen Organismus, verbunden mit der Zunahme an Fleisch und Fett, angestrebt.

Die bloße Bewegung in der Ebene ist für diesen Zweck nicht hinreichend, der Kranke soll vielmehr, sobald er dazu überhaupt im stande, steigen, ohne sich jedoch zu ermüden. Deswegen darf die Steigung, zumal im Anfang, keine zu steile sein, und der Kranke muß von Zeit zu Zeit ausruhen können. Aus diesem Grunde brachte Dr. Brehmer nach und nach ein 400 Morgen umfassendes Waldgebiet in unmittelbarster Nähe der Anstalt käuflich an sich, um es ausschließlich seinen Heilzwecken dienstbar zu machen. Hierzu eignete es sich vorzüglich, da es einmal vor allen Winden geschützt ist und außerdem in fortwährend sanfter Steigung zu beträchtlicher Höhe sich erhebt.

Es ist alles aufgeboten, den Kranken Lust zu machen, sich in diesem prächtigen Park zu ergehen. Wer zum erstenmal aus dem Kurhaus tritt, um zunächst zwischen herrlichen Blumenbeeten, an dem reizenden Springbrunnen vorüber, auf sanft aufwärts führenden Zickzackwegen zu dem Fichtenwalde emporzusteigen, dessen Dunkel ihn schon nach kaum zwei Minuten umfängt, der wird wohl eine Stunde lang von einer Ueberraschung zur anderen geführt. Da giebt es

Ruheplätze unter schattigen Bäumen und in lauschigen Büschen, herrliche Aussichtspunkte mit Bänken, Kiosken, Hütten und Hallen, bis zu geschmackvollen, soliden Bauten, die



Katharinenhöhe im Görbersdorfer Park.

im Sommer einen kühlen Aufenthalt gewähren, im Winter aber geheizt werden, so daß die Kranken selbst weitere Ausflüge unternehmen können, ohne eine Schädigung ihres Befindens fürchten zu müssen.

Ein besonders lieblicher Punkt ist die Katharinenhöhe im Park. Die in der Nähe der Gertrudsruhe befindliche Hermannsgrotte ist aus Gestein aufgeführt, das sehr interessante Versteinerungen enthält; ein Forellenbecken mit kleinem rauschenden Wasserfall, der, obwohl künstlich angelegt, doch von der Natur selbst geschaffen zu sein scheint, ferner ein Goldfischteich, ein Wildpark mit Hirschen und Rehen bringen Abwechslung in die Fülle dieser Ruhepunkte und gewähren den Patienten Anregung und Zerstreuung.

Von den etwa 700 Leidenden, die jährlich diese Heilanstalt aufsuchen, bleiben viele auch den Winter über dort. Selbst an Schwerkranken werden gerade in der rauhen Jahreszeit erfreuliche Heilerfolge erzielt, und diese Winterkuren sprechen deutlich genug dafür, daß es in vielen Fällen nicht am Platze ist, nach dem Süden zu gehen, um Genesung von einem Lungenleiden zu suchen. Wer im Süden auch vollständig gesundete, empfindet dann meist das rauhere Klima der Heimat um so schmerzlicher, und ist in ihm sehr leicht der Gefahr ausgesetzt, daß die Krankheit wieder ausbricht. Wer aber im Winter gelernt hat, auf den sorgsam gepflegten und in einer Ausdehnung von 7 Kilometer schneefrei gehaltenen Promenadenwegen im Park zu Görbersdorf sich zu ergehen und beträchtliche Höhen zu ersteigen, der wird nach der Genesung auch daheim von den Unbilden der Witterung zu jeder Jahreszeit wenig mehr zu fürchten haben.

Von den Vorschriften für die Bewegung abgesehen, unterliegt auch die ganze übrige Lebensweise der Kurgäste einer steten ärztlichen Ueberwachung. Streng verboten sind alle „Kneipereien" in wie außerhalb der Anstalt und alle aufregenden Kartenspiele. Diejenigen, welche rauchen dürfen, müssen genau die Vorschriften beobachten, welche jede Belästigung der Kränkeren dadurch verhüten u. s. w. Diese Strenge steht in schroffem Gegensatz zu den Gepflogenheiten in manchen Bädern und Kurorten, wo das Vergnügungs-

komitee meist die Hauptrolle spielt. Eben dadurch aber ist eine Gewähr für die Erzielung guter Erfolge gegeben, zumal die Ueberwachung der Kranken in dieser Anstalt dadurch sehr erleichtert wird, daß der kleine Ort Görbersdorf den



Gertrudsruhe und Hermannsgrotte.

Patienten keine Gelegenheit und Verlockung zu Extravaganzen bietet.

Um ein einigermaßen vollständiges Bild dieser Anstalt zu geben, muß noch erwähnt werden, daß ein chemisches Laboratorium und ein mit den vorzüglichsten Instrumenten

ausgestattetes bakteriologisches Institut mit ihr in unmittelbarer Verbindung stehen. Darin sind zwei Fachmänner unausgesetzt thätig, das hier gebotene Material für die Lungenschwindsucht auch wissenschaftlich zu verwerten. Der Leiter der Anstalt ist gegenwärtig Professor Dr. med. Rudolf Kobert.

Wer nun aber lungenkrank nach Görbersdorf kommt, darf sich, wenn es sich nicht etwa um ganz leichte Fälle handelt, keineswegs mit der Hoffnung tragen, daß eine Kur von sechs bis acht Wochen ihm schon völlige Genesung zu bringen vermöge. Eine kranke Lunge kann in so kurzer Frist unmöglich heilen, und gerade völlige Heilung ist unbedingt anzustreben, wenn nicht ein vielleicht um so schlimmerer Rückfall zu befürchten sein soll. Dazu gehören aber Monate, selbst ein bis anderthalb Jahre.

Eine so langwierige Kur durchzumachen, wird nun aber, obwohl die Preise in Görbersdorf als durchaus angemessene zu bezeichnen sind, doch immerhin nur vermöglicheren Leuten möglich sein. Um so dringender nötig ist daher die Errichtung von Volksheilstätten für Lungenkranke nach dem Muster von Görbersdorf an geeigneten Stellen, womit man erfreulicherweise auch bereits begonnen hat, damit die Fortschritte der Wissenschaft und die Wohltaten solcher Heilanstalten auch den ärmeren Klassen der Bevölkerung zu gute kommen können.



Mannigfaltiges.

Ein Drama am Niagarafalle. — Einige hundert Schritt vor dem Falle des Niagara scheidet eine Insel die reißend schnell dahineilende Wassermasse desselben in zwei Arme, deren rechter das amerikanische Ufer bespült. Hier sind die furchtbaren Rapids (Stromschnellen). In rasendem Schwunge stürzt das Wasser, eingeengt zwischen Festland und Insel, wie nach Vernichtung gierig, über felsigen Grund dem nahen Abgrunde zu — ein entsetzliches Gewühl von titanischen Gewalten, durch deren Wucht die riesenhaftesten Stämme, welche der ferne Urwald sendet, wie schwache Stäbchen geknickt im Strudel versinken.

Eines Sommermorgens in den achtziger Jahren waren die Brücke, welche die Insel Goat-Island mit dem amerikanischen Ufer verbindet, und das Ufer der Rapids mit Tausenden von Menschen bedeckt, denen sich ein herzzerreißendes Schauspiel bot. Kaum zwanzig Schritte oberhalb des senkrechten Falles, mitten im Strombett auf einer Klippe, befand sich ein junger Mensch, der, mit dem Ausdrucke der höchsten Verzweiflung in seinen Mienen, die Menge um Hilfe anflehte. Derselbe hatte am Abend zuvor mit zwei Freunden das vermessene Wagnis unternommen, in einem kleinen Kahn weit oberhalb auf dem Strome spazieren zu fahren. Kaum waren sie vom Lande weg, als die wilde Strömung das schwache Fahrzeug erfaßte; es schlug um und verschwand mit zweien der Freunde im kochenden Strudel; der dritte, ein Deutscher Namens Avery, hatte sich, nachdem ihn die Strömung bis nahe vor den senkrechten Fall mit sich gerissen, an einem Baumstrunke festgehalten. Keine Feder vermöchte die tausendfachen Schrecken des Todes zu schildern, welche den Un-

glücklichen seit elf Stunden inmitten des Flusses, nur wenige Schritte von dessen jähem Sturze in den Abgrund, umtobten. Seine Hilferufe während der langen Nacht erstarben im Donner des Falles; erst das mitleidige Licht des Tages offenbarte die entsetzliche Lage des Unglücklichen, deren Kunde mit Blitzesschnelle durch die Gegend flog und alle Bewohner der zerstreuten Häuser herbeirief, beseelt von dem glühenden Verlangen, den Armen zu retten. Aber welch ein schauerlicher Abgrund trennte ihn von den Hilfsbereiten! Jeder Versuch zur Rettung schien gleichbedeutend mit dem gewissen Untergang.

Während die Menge in ratlosem Schweigen verharrte, hörte man plötzlich die Worte ertönen: „Tausend Dollar dem, der ihn rettet!" Und bald darauf fiel eine zweite Stimme ein: „Auch ich verspreche tausend Dollar dem Kühnen, der es wagt!" Die Spannung war aufs höchste gestiegen, und viele Rufe antworteten: „Nur eine Stunde noch halte er aus, und wir retten ihn!"

Wie aber dem Unglücklichen diese tröstliche Nachricht beibringen, daß er den Mut bewahre in seiner fürchterlichen Todesangst? Da ergriff ein anwesender Maler einen Pinsel und malte die englischen Worte: „We will save you" in riesengroßen Lettern an eine Mauer. Der Unglückliche, der zu ahnen schien, daß dies ihn angehe, folgte jedem Zuge der Schrift mit seinen Augen und schüttelte wehmütig das Haupt, als der Künstler fertig war. Die Sprache war ihm fremd. Da schrieb der Maler mit deutlichen großen Zeichen: „Wir retten dich." Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es das Angesicht des jungen Mannes, seine wiederbelebten Mienen schienen zu sagen: „Großer Gott, Deutsche sind da, dann bin ich noch nicht verloren!"

In diesem Augenblick saust eine Lokomotive heran, die vor einer halben Stunde nach Buffalo gesendet worden, und bringt ein Rettungsboot. Mit größter Vorsicht wird das kleine Fahrzeug an starken Tauen befestigt und ins Wasser gelassen. Die Strömung wirft es nach allen Seiten, schnellt es in die Höhe — es widersteht, aber es ist aus der Richtung gekommen — nach fünf Minuten banger Erwartung hört es auf zu schwimmen. Die Taue haben sich in den Felsen verwickelt, das Boot steht unbeweglich fest. Die Blicke des Unglücklichen hängen verzweifelnd

an dem Kahne — er begreift, daß er für diesmal der Hoffnung entsagen muß.

Nicht gewillt, die kostbare Zeit mit zwecklosen Versuchen zu vergeuden, nimmt die Menge einstimmig den Vorschlag an, ein Floß zu bauen, und sofort regen sich tausend Hände, die Arbeit zu beschleunigen. Aber die Erbauung eines Floßes erfordert eine Zeit, welche vielleicht zu lang für die Kräfte des Armen sein könnte, der die ganze Nacht ohne Nahrung im Wasser zugebracht, von dem erschütternden Donner des Falles umgeben. Man füllt deshalb ein Faß mit Lebensmitteln und vertraut es der Strömung an. Wie von einer unsichtbaren Hand geleitet, schwimmt es in der Richtung des Baumstammes auf den Schiffbrüchigen zu — er sieht es mit einem Ausdruck unaussprechlicher Dankbarkeit, er streckt seine Arme aus, erfaßt es, aber die Strömung reißt es aus seinen schwachen Fingern, und einige Sekunden später hat es der Abgrund verschlungen.

Unterdessen schreitet der Bau des Floßes rasch vorwärts, und endlich ist die Arbeit gethan. Das Floß, von mächtigen Tauen gehalten und mit Seilen reichlich versehen, schwimmt auf dem Wasser. Es ist ein Augenblick furchtbarer Angst für alle die bangen Gemüter, der Atem stockt, und viele senden Gebete für das Gelingen des Unternehmens zum Himmel. Das Floß hält die Richtung nach dem Baume, es nähert sich rasend schnell; Avery hält sich gefaßt, ihn stärkt das Opferwerk seiner Retter. Jetzt ist das Floß bei ihm, er springt — er hält sich fest — er scheint gerettet. Ein donnernder Jubelruf aus tausendfachem Munde zerreißt die Lüfte und übertönt einen Augenblick das schauerliche Gebrüll der Wasser, die ihre Beute fordern.

Ueberwältigt von der Wucht seiner Gefühle sinkt der Arme auf die Kniee und hebt die Hände dankbar zum Himmel. Doch kaum hat das Floß sich aufwärts bewegt, als es durch die nämliche verhängnisvolle Ursache aufgehalten wird, welche vorher den Kahn gefesselt hat. Die Taue haben sich um einen Felsen geschlungen, das Floß bleibt unbeweglich, obwohl man gleich alle Mittel versucht, die Taue abzuwickeln. Man spannt zwei, vier, zehn, zuletzt zwanzig Pferde daran — endlich, der Stein erzittert, er wankt, er stürzt.

Unaufhaltsam steigt nun das Floß aufwärts, es kämpft fünf bis sechs Minuten gegen die Strömung, und wieder ertönt das Jubelgeschrei der Zuschauer, das den Triumph des menschlichen Geistes über die rohe Naturgewalt verkündet. Ein diesmal unübersteigliches Hindernis hält aber plötzlich den Rettungslauf des gebrechlichen Fahrzeuges auf, ein Fall von vier Fuß Höhe, den das Floß trotz aller Anstrengungen der Ziehenden und Averys verzweiflungsvollen Versuchen nicht übersteigen kann.

In diesem Augenblicke ertönt von neuem der weithin schallende Ruf: „Tausend Dollar für einen weiteren Versuch der Rettung!"

Und wieder eilt eine Lokomotive nach Buffalo und bringt ein zweites Rettungsboot. Es ist die höchste Zeit, die Kräfte des Verunglückten schwinden sichtlich.

Der Tag ist unter resultatlosen Versuchen verstrichen, die Sonne neigt sich zum Untergange, es ist sechs Uhr, und seit zweiunddreißig Stunden ringt Avery um Leben und Tod.

Das neue Boot, von Tauen gehalten, beginnt seinen Lauf mit langsamer Sicherheit, die Richtung nach dem Floße verfolgend, es nähert sich — noch einen Augenblick und es ist an Averys Seite.

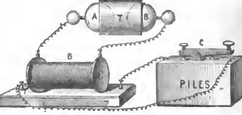
Hoffnungsfroh wie vorher blickt das Volk auf den Jüngling, der zitternd vor Schwäche und Hast die Arme nach den rettenden Borden ausstreckt — da hebt sich das Vorderteil des Floßes, wie von einer unterirdischen Gewalt getroffen, Avery verliert das Gleichgewicht, er taumelt und stürzt in die Wirbel. Ein Schrei des Entsetzens entringt sich den Zuschauern.

Angesichts der unmittelbaren Todesgefahr alle seine Kräfte in einer gewaltigen Anstrengung zusammenfassend, versucht Avery gegen den Strom zu schwimmen. Allein gar bald verlassen ihn die Kräfte, der Strudel erfaßt ihn, überstürzt ihn und wirbelt ihn dem Abgrund zu. Noch hat er ihn nicht ganz erreicht, da erhebt er sich noch einmal über das Wasser, ein einziger langer Blick nach dem linken Ufer, eine verzweiflungsvolle Gebärde des Abschiedes — und er ist verschwunden.

Da wenden sich alle Blicke nach jener Seite, die bisher niemand beachtet hatte. Dort liegt eine Frau auf den Knieen und fällt in demselben Augenblicke, als der Unglückliche über dem

Abgrund verschwindet, leblos nieder. Die bleiche Frau, welche vom Morgen bis zu diesem entsetzlichen Momente mit starren, thränenlosen Blicken den Himmel um Hilfe angefleht hatte, war Averys Mutter. E. T.

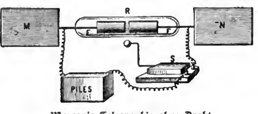
Neue Erfindungen: I. Elektrische Telegraphie ohne Draht. — Daß das Problem der Telegraphie ohne Drähte einst gelöst werden würde, hat Steinheil bereits im Jahre 1838 in Aussicht gestellt. Es wurden seither zahlreiche Versuche gemacht, auf weite Entfernungen ohne metallische Verbindung zu telegraphieren, die aber zu keinem befriedigenden Ergebnis führten. Jetzt endlich ist es dem jungen italienischen Elektriker Marconi gelungen, alle Schwierigkeiten zu besiegen und ein Verfahren anzugeben, das sich in der Praxis ausgezeichnet bewährt hat und über die Bedeutung seiner Erfindung für die Zukunft keinen Zweifel mehr läßt. Es gründet sich auf die Versuche von Hertz, dem vor wenigen Jahren allzufrüh seiner Wissenschaft entrissenen deutschen Physiker, welche die Verwandtschaft zwischen den Lichtwellen und den elektrischen Wellen nachwiesen und darthaten, daß der Aetherraum der eigentliche Elektrizitätsträger ist. Marconis System beruht nicht auf elektromagnetischen, sondern auf elektrostatischen Wirkungen, das heißt auf elektrischen Wellen von der ungeheuren Schwingungszahl von 250 Millionen in der Sekunde, deren Erzeugung Hertz gelehrt hat. Sie bewegen sich in geradliniger Richtung und können gleich den Lichtwellen zurückgeworfen und gebrochen werden, verhalten sich überhaupt ganz wie diese. Diese Schwingungen werden durch einen Uebertragungsapparat erzeugt, verbreiten sich über eine bestimmte Fläche und erzeugen in dem Empfangsapparat elektrische Wirkungen, die durch ein Morseinstrument gewissermaßen übersetzt werden.



Marconis Telegraphie ohne Draht: Der Uebertragungsapparat.

Der Uebertragungsapparat besteht aus zwei Messingkugeln

A und B von je 100 Millimeter Durchmesser, die zur Hälfte aus dem Gehäuse T von isolierendem Metall hervorragen, mit der anderen aber innerhalb desselben in Vaselin gebettet sind, um ein Oxydieren der blank polierten Kugeln zu verhüten. Seitwärts der beiden großen Kugeln befinden sich zwei kleinere, die mit dem Sekundärstromkreis der Induktionsspule C verbunden sind. Der Primärstromkreis dieser Spule bekommt durch eine galvanische Batterie (Piles) den elektrischen Strom zugeleitet, der sich mittels des Telegraphiertasters beliebig ein- und ausschalten läßt, um die vereinbarten telegraphischen Zeichen oder Signale abzugeben. Sobald man diesen Taster niederdrückt, springen zwischen den großen Kugeln, wie auch zwischen diesen und den kleinen Kugeln Funken über, wodurch die oben erwähnten elektrischen Wellen von so ungeheurer Fortpflanzungsgeschwindigkeit erzeugt werden. Von der Entladungsstärke der Induktionsspule hängt die Entfernung ab, wie weit sich die Wirkung der Wellen im Aetherraum fortpflanzt; bis zu 6 Kilometer erwies sich eine Spule von 152 Millimeter Funkenlänge als genügend.



Marconis Telegraphie ohne Draht:
Der Empfangsapparat.

Der Empfangsapparat besteht aus einer 4 Centimeter langen Glasröhre R, in der sich zwei silberne Cylinder (E E) als Elektroden befinden. Der Zwischenraum zwischen ihren inneren Endflächen ist mit einem Gemisch von feinem Silber- und Nickelpulver, dem etwas Quecksilber zugesetzt wurde, ausgefüllt. Mit den beiden Cylindern sind zwei Silber- oder Platindrähte verbunden, die aus den Enden der zugeschmolzenen und beinahe luftdicht gemachten Röhre herausragen. Sie wird dadurch in den Stromkreis einer galvanischen Batterie (Piles) eingeschaltet, in dem sich auch ein telegraphisches Relais befindet, durch das ein Batteriestrom für den Morseapparat geschlossen wird. Unter normalen Verhältnissen wirkt das in der Glasröhre befindliche

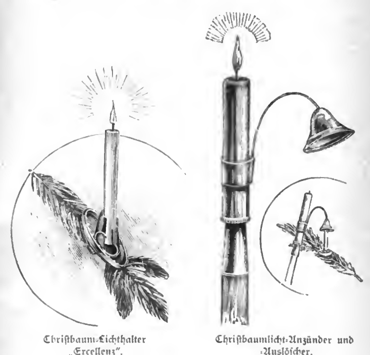
Metallpulver als starker Isolator, während seine Teilchen elektrisch geladen werden, sobald elektrische Wellen darauf einwirken, so daß sie nun Elektrizitätsleiter darstellen. Wenn die Wirkung des Uebertragers unterbrochen wird, verharrt das Pulver in der Röhre noch eine Weile in seinem elektrisierten Zustand, wodurch eine genügend schnelle Aufeinanderfolge der zu gebenden Zeichen verhindert würde. Deswegen ist bei S ein kleiner elektrischer Klöppel angebracht, der durch die Lokalbatterie in Schwingungen gesetzt wird, so daß er gegen die Röhre schlägt und dadurch das Pulver jedesmal wieder aus dem Zusammenhang bringt. Infolgedessen kann man also beliebig rasch nacheinander Zeichen geben, je nachdem man an dem Uebertragungsapparat die elektrische Strahlung unterbricht, das heißt man kann durch die Luft von einem Ort zu einem anderen telegraphieren, ohne daß beide durch einen Draht verbunden sind. Derselbe Strom, der den Klöppel anzieht, wird auch zum Betrieb des Morseschen Schreibapparats benutzt, der die telegraphischen Zeichen — Striche und Punkte — auf einem Papierstreifen verzeichnet; ein statt des Morseschreibers eingeschalteter Läuteapparat dient zum Anrufen, wenn ein Telegramm aufgegeben werden soll. Die beiderseits mit der Glasröhre verbundenen Flügel M und N dienen durch ihre Größe zur Regulierung des Empfangsapparates im Verhältnis zum Uebertrager, insofern sie Elektrizität aus dem Raum aufnehmen.

Der ganze Vorgang vollzieht sich nun derartig, daß die durch den Uebertrager entsendeten Wellen sich durch den Zwischenraum bis zu dem Empfangsapparat fortpflanzen, hier das Metallpulver im Glasrohr jedesmal elektrisieren und dadurch den Stromkreis schließen, so daß das Signal oder Zeichen abgegeben wird. Die ersten Versuche wurden auf dem Meere zwischen zwei Schiffen oder von der Küste aus (bis zu 14 Kilometer Entfernung) mit vorzüglichem Erfolge angestellt. Marconi hofft aber seine Apparate derartig zu vervollkommnen, daß man mit ihnen von England nach Amerika telegraphieren kann. Schon in seiner jetzigen Gestalt wird sich der Apparat mit Vorteil zur Verhinderung von Schiffszusammenstößen bei Nebel verwenden lassen, indem die damit ausgerüsteten Schiffe sich gegenseitig

ihre Annäherung anzeigen können, wenn sie noch mehrere Kilometer voneinander entfernt sind. Desgleichen können die Leuchttürme besser durch elektrische als durch Lichtwellen den mit dem Apparat ausgerüsteten Schiffen die Nähe der gefahrdrohenden Küste bemerkbar machen. Geheimrat Professor Slaby in Berlin, der den Versuchen in England beigewohnt und jüngst in Potsdam vor dem deutschen Kaiserpaar einen Experimentalvortrag über die Telegraphie ohne Draht gehalten hat, gelang die letztere nicht nur auf freiem Gelände, sondern sogar durch die Straßen und Häuser von Berlin vollkommen. Zwischen den beiden Stationen, der in Charlottenburg gelegenen Technischen Hochschule und einer Fabrik in Berlin pulsiert der großstädtische Verkehr. Lichtkabel, Telegraphen- und Telephonleitungen befanden sich in Masse dazwischen, auch elektrische Bahnen fuhren in verhältnismäßiger Nähe vorbei, so daß es eigentlich ziemlich aussichtslos erschien, durch diesen von tausendfältigen elektromagnetischen Störungen durchsetzten Raum mittels der schwachen elektrischen Strahlung telegraphieren zu wollen. Trotzdem gelang es, und zwar nicht nur vereinzelt, sondern regelmäßig. Dies Ergebnis beweist, daß das neue Verfahren nicht auf den Verkehr zwischen Schiffen auf hoher See, zwischen Inseln und Festland u. s. w. beschränkt zu bleiben braucht, sondern allgemein anwendbar ist. F. R.

II. Verbesserungen für das Schmücken des Christbaumes. — Alljährlich bereitet es den Eltern eine stets unverminderte, regelmäßig wiederkehrende Freude, wenn sie eigenhändig für ihre Kinder den Christbaum ausputzen. Trotzdem wird aber wohl schon gar mancher etwas zur Ungeduld neigender Vater mitunter dabei gestöhnt haben: „Nein, was das Anbringen der Lichtchen auf den Zweigen einem doch immer für Last macht. Auch diese neuen Halter, die ich heute erst gekauft habe, taugen gar nichts! Die Dinger wollen nicht sitzen bleiben, und wenn man glücklich eines angebracht hat, so hängt nach zwei Minuten die Kerze schon wieder schief. Wenn doch jemand einmal etwas Praktisches auf diesem Gebiete erfinden möchte!" Nun, das ist jetzt in der That geschehen, und die von der Dresdener Christbaumartikelfabrik Albert Hauptvogel & Comp. in den Handel gebrachten patentierten Christbaum-Lichthalter „Excellenz"

genügen allen Anforderungen und verdienen deshalb die Beachtung aller, die einen Weihnachtsbaum zu schmücken haben. Dieser neue Lichthalter sitzt durch einen Griff vollkommen sicher auf jedem Zweige, denn der genarbte Lichthalter klemmt in Verbindung mit dem sägeartig gezahnten Hebel jeden Gegenstand, ob dick oder dünn, durch kräftigen Federdruck ein. Auch ein



Christbaum-Lichthalter „Excellenz".

Christbaumlicht-Anzünder und -Auslöscher.

Verdrehen der Tülle auf dem Zweige ist ausgeschlossen und somit auch jedes Abtropfen der Kerzen, schon weil die Form des Lichttellers dieses verhütet. Dieser neue Patentlichthalter, von dem das Dutzend 1 Mark 20 Pfennig kostet, erlaubt die Benutzung aller beliebigen Kerzenstärken mit gleichem Erfolg, das heißt jede dicke oder dünne Kerze sitzt sofort und zwar unbeweglich, weil sie sich in die Wangen der konischen Lichtrinne einschneidet. Durch diesen Halter lassen sich die Kerzen, wie aus der Abbildung ersichtlich, mit Leichtigkeit auch in solchen Fällen senkrecht

zum Lichtteller einstellen, wo der Zweig hängt oder nach oben steht, also das Licht sonst schief hängen würde.

Nicht weniger Mühe wie das Anbringen der Lichter bereitet endlich, namentlich bei hohen Christbäumen, das Anzünden und Auslöschen der Lichter. Sehr einfach und sicher läßt sich aber beides vermittelst der Hauptvogelschen Christbaumlicht-Anzünder und -Auslöscher (siehe die zweite Abbildung) bewerkstelligen. Ein solcher einfacher Christbaumlicht-Anzünder und -Auslöscher, bestehend aus Stock und Lichttülle mit Löscher aus Weißblech, kostet bunt lackiert 25 Pfennig. Man kann jedoch Anzünder und Auslöscher mit Stockhülse auch getrennt zum Preise von 50 beziehungsweise 35 Pfennig beziehen.

Durch die genannten Hilfsmittel wird das Ausschmücken des Christbaumes wesentlich erleichtert, weshalb wir im Interesse unserer Leser darauf hinweisen zu sollen glaubten. E. M.

Alexander v. Humboldt und Heine. — Ein interessanter Briefwechsel zwischen Alexander v. Humboldt und Heinrich Heine befindet sich in der sogenannten Radowitzschen Autographensammlung der königlichen Bibliothek zu Berlin, der bisher weiteren Kreisen noch nicht bekannt geworden ist. Aus Paris, den 11. Januar 1846, schrieb Heine an Humboldt:

„Herr Baron!

Das Wohlwollen, womit Sie mich seit Jahren beehren, ermutigt mich, Sie heute um einen Dienst anzugehen. Trübselige Familienangelegenheiten rufen mich dieses Frühjahr nach Hamburg, und ich möchte alsdann, die Gelegenheit benutzend, einen Abstecher nach Berlin machen, teils um alte Freunde wiederzusehen, teils um die Berliner Aerzte über ein sehr bedenkliches Uebel zu konsultieren. Bei einer solchen Reise, deren einziger Zweck Erheiterung und Gesundheit ist, darf ich wahrlich nicht von drückenden Sorgen beängstigt werden, und ich wende mich an Sie, Herr Baron, mit der Bitte, durch Ihren hohen Einfluß mir von den betreffenden Behörden die bestimmte Zusicherung zu erwirken, daß ich von denselben während meiner Reise durch die königlich preußischen Staaten wegen keinerlei Beschuldigungen, welche auf die Vergangenheit Bezug haben, in Anspruch genommen werden soll. Ich weiß sehr gut, daß ein solches Gesuch

keineswegs im Einklang steht mit den dortigen administrativen Bräuchen; aber in einer Zeit, die selbst etwas exceptionell ist, dürfte man sich vielleicht dazu verstehen, die Registratur mit einer Rubrik für exceptionelle Zeitgenossen zu bereichern. Empfangen Sie, Herr Baron, im voraus meinen tiefgefühlten Dank und betrachten Sie meine Bitte selbst als einen Beweis meiner Verehrung, womit ich verharre, Herr Baron,

Ihr ergebener und gehorsamer
Heinrich Heine.

Paris, den 11. Januar 1846 (46 Faubourg Poissonière)."

Auf dieses Schreiben entgegnete nun Alexander v. Humboldt:

„Wenn nach einer so langen Reihe von Jahren Sie mir einmal wieder ein Zeichen des Lebens geben, wenn Sie mich meiner alten Bewunderung Ihres herrlichen, ein tiefes Naturgefühl atmenden Buches der Lieder erinnern, so darf ich nicht besorgen, daß Sie an der Aufrichtigkeit meines Dankes zweifeln, der Ihrem Vertrauen in einer rein menschlichen Angelegenheit gebührt. Noch ehe ich Ihren Brief vom 11. Januar erhielt, hatte ich durch meinen geistreichen Freund Dieffenbach Kunde von Ihrem schweren physischen Leiden erhalten. Ihr Wunsch beschränkte sich auf die Erlaubnis, ohne Gefahr für Ihre persönliche Sicherheit, Berlin, von Hamburg aus, dieses Frühjahr auf einige Tage besuchen zu können, zu Ihrer Erholung, um hiesige Freunde einmal wiederzusehen und Berliner Aerzte zu konsultieren. Da mir nicht unbekannt sein konnte, daß in dem, was Sie als ‚die alte Registratur' bezeichnen, viele sehr bittere Anklagen gegen Sie liegen, so habe ich gehofft, Ihren Wünschen am besten zu entsprechen, wenn ich auf das zweite Motiv Ihrer Reise den größten Wert legte. Ich habe mit Wärme gehandelt, und habe mir keine Art des Vorwurfs zu machen — aber es ist mir gar nicht geglückt. Die Verweigerung ist sogar so bestimmt gewesen, daß ich Ihrer persönlichen Ruhe wegen Sie ja bitten muß, den preußischen Boden nicht zu berühren. Ich glaube gegen Sie die Pflicht erfüllen zu müssen, Ihnen ganz mit der Offenheit zu schreiben, die Schriftsteller sich gegeneinander schuldig sind. — Empfangen Sie den Ausdruck meiner ausgezeich-



netsten Hochachtung und die innigsten Wünsche für die Wiederherstellung Ihrer so tief erschütterten Gesundheit.

Ihr gehorsamster

A. v. Humboldt."

Die Kopie dieses Briefes, die sich ebenfalls in der Radowitzschen Sammlung befindet, hat Humboldt selbst geschrieben und darunter eigenhändig folgende Anmerkung gesetzt: „Meine Antwort ist eine vorsichtige. Der König (Friedrich Wilhelm IV.), der für die Gedichte unverwüstliche Vorliebe hegte, fand es hart, trotz der schändlichen Spottgedichte auf Preußen, ihn zurückzuweisen, da es menschlicher wäre, ihn den Arzt konsultieren zu lassen, es auch bald sichtbar würde, daß sich hier das Publikum nicht um den alten Mann mit dem Gesichtsschmerz bekümmere. Die Polizei mußte dem ihr fremden Zartgefühl zu widerstehen." E. K.

Die Herstellung der Bleistifte. — Obwohl die Bleistiftfabrikation in mehreren deutschen Städten schon länger als zweihundert Jahre betrieben wird, so hielten doch die deutschen Stifte im ganzen vorigen Jahrhundert keinen Vergleich mit den englischen aus. Oft vermutete man, die Engländer hätten ein besonderes Geheimnis der Herstellung inne, und man bemühte sich lange, es ihnen abzulernen, aber in Wirklichkeit lag die vorzügliche Qualität des englischen Bleistiftes nur an der Güte des 1664 entdeckten Graphitlagers bei Borrowdale in Cumberland, das in Ansehung der hohen Wichtigkeit des Graphits wie ein nationaler Schatz gehütet wurde. Nur einmal in jedem Jahre wurde das Bergwerk auf sechs Wochen geöffnet, der Gewinn dieser Arbeitssaison wurde nach London gesandt und dort versteigert, mit der Bedingung, daß keine Ausländer reinen Graphit kaufen durften. Da der Zentner mitunter auf 3000 Mark oder mehr zu stehen kam, so kann man sich denken, wie oft von seiten der Arbeiter Diebstähle versucht wurden und auch gelangen. Ja die Bergleute setzten sich mit Gewalt in den Besitz der Grube, um auf eigene Faust Graphit zu gewinnen, und einmal gelang es nur dadurch ihrer Herr zu werden, daß man das ganze Bergwerk unter Wasser setzte.

Doch auf die Dauer konnte England sein Uebergewicht nicht

behaupten. Andere Graphitlager wurden entdeckt, bessere Methoden erfunden, und seit hundert Jahren trat die englische vor der deutschen Bleistiftindustrie zurück, die heute bei weitem die bedeutendste der Welt ist. Die alten Herstellungsarten, nach denen die Stäbchen, oft mit Schwefel vermischt, damit sie sich besser formen ließen, geknetet, gerollt oder geschnitten wurden, sind jetzt gänzlich verworfen. In einer hydraulischen Presse wird die für feine Stiftsorten vorher acht bis zehnmal sorgfältig geschlämmte Masse einem ungeheuren Drucke, von etwa 20 Atmosphären, ausgesetzt, unter dessen Einwirkung sie sich durch ein feines Loch im Boden der Presse durchwindet. Diese Oeffnung von der gewünschten runden, vier- oder sechseckigen Form muß in Stahl geschnitten sein, um von der harten Graphitmasse nicht so schnell ausgeschliffen zu werden, ja in den Pressen der berühmten Faberschen Fabrik ist sogar ein Edelstein in die Presse eingesetzt, durch dessen Bohrung der Graphitfaden austritt. Letzterer kann fast in beliebiger Länge hergestellt werden, ohne daß er reißt oder bricht, da die Masse im feuchten Zustande sehr zäh ist. Auf der Weltausstellung in Philadelphia war ein solcher Graphitfaden ausgestellt, der mehr als ein Kilometer maß. Nun schneidet man von diesem geringelten Faden Stücke von Bleistiftlänge ab, streckt sie gerade und brennt sie in einem Ofen von 1500 Grad Hitze, wodurch sie hart und elastisch werden. Die Holzfassung wird nun nicht etwa für jeden Stift einzeln angefertigt und geleimt, sondern das Holz, sei es Pappelholz für die billigsten oder Zedernholz für die feinsten Stifte, wird in Brettchen geschnitten, welche die sechsfache Breite eines Bleistiftes haben, auf Maschinen mit sechsfacher Nute versehen werden und je als oberes und unteres genau zusammenpassen. Sobald die Nuten mit vorbereiteten Graphitstiften gefüllt sind, werden die schon vorher mit Leim bestrichenen Brettchen zusammengelegt und, je 24 Doppelplatten oder 12 Dutzend Bleistifte, in Schraubzwingen zusammengepreßt, bis sie trocken sind. Durch Arbeitsteilung gehen alle diese Manipulationen mit erstaunlicher Geschwindigkeit vor sich: ein Mädchen erhält die in der Nutmaschine vorbereiteten Brettchen und legt mit einem Griff die Stifte ein, ein zweites giebt den Leim auf die Platten, das dritte paßt die Brettchen zu-

sammen, und die Pressen, in denen getrocknet wird, füllen sich im Handumdrehen. Später geschieht alles mit Maschinen: das Schneiden der einzelnen sechskantigen Stifte aus dem Brettchen, das Egalisieren, Stempeln u. s. w., bis Tausende von Stiften zum Etikettieren und Verpacken fertig sind. Oft sind sogar noch Maschinen vorhanden, die den Staub, die Späne und Abfälle beseitigen und direkt in die Kesselfeuerung blasen.

Die Verpackungen und Bezeichnungen der Bünde und Schachteln müssen natürlich der Sprache und dem Geschmack des Landes gemäß gehalten werden, für das gerade gearbeitet wird; Firmen mit starkem Export nach allen Weltgegenden gebrauchen mehr als tausend Etikett- und Verpackungsmuster.

Die größte Bleistiftfabrik der Erde, die Johann Fabersche, stellt wöchentlich mehr als eine Million Stifte her, während im ganzen in Nürnberg und seiner Umgebung, als dem Zentrum der Bleistiftindustrie, gegen 10,000 Arbeiter in mehr als zwanzig Fabriken ihr Brot damit verdienen. Die Zahl der Bleistifte, die hier in jedem Jahre hergestellt werden, dürfte 200 Millionen Stück erreichen. So ist es durch die Maschinen und die Arbeitsteilung dahin gekommen, daß ein Arbeiter, der pro Tag wohl schwerlich einen einzigen sauberen Bleistift zu stande brächte, wenn er ihn vom Graphitpressen bis zum Goldstempel allein machen sollte, jetzt 20,000 im Jahre herzustellen vermag. B.

Eine Abfertigung. — Der königlich polnische und kurfürstlich sächsische Konferenzminister Johann Christian Graf v. Heinecke (geboren 1681 zu Halle, gestorben 1752 in Dresden) war der Sohn eines Stegschauflers bei den Salinen in Halle. Vom Bedienten stieg er bis zum Range eines Ministers empor, und Kaiser Karl IV. erhob ihn im Jahre 1728 in den Adelstand; der Kurfürst von Sachsen und König von Polen August der Starke erteilte als Reichsvikar ihm 1742 den Reichsfreiherrn-, und in gleicher Eigenschaft 1745 den Grafenstand. Heinecke hatte sein Glück keineswegs großen Eigenschaften des Herzens oder Geistes zu danken, sondern nur der schamlosen Ausbeutung der Unterthanen zu Gunsten des Kurfürsten.

Den Emporkömmling konnte er nicht verleugnen, er war aber schlau genug, diesen Umstand zu seinem Vorteile zu benutzen.

Als Bedienter bei dem Kammerrat Germann in Merseburg hatte ihm dieser einst gedroht, wenn er in seinen Besorgungen nicht ordentlicher würde, ihm ein paar Ohrfeigen zu geben. Heinecke achtete nicht darauf, und die Folge war, daß die Drohung in Erfüllung ging.

Als nach vielen Jahren Heinecke, nach dem Tode des letzten Herzogs von Merseburg, die Huldigung im Namen des Kurfürsten daselbst entgegennahm, ging er auf Germann zu, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Vergess' ich Seiner, so vergess' Gott meiner, Er hat mich zum Mann gemacht."

Dadurch kam er allen nachteiligen Erinnerungen aus der Vergangenheit zuvor, und man bewunderte seine Denkungsart.

Aber zuweilen benahm er sich auch auf eine ganz entgegengesetzte Weise.

Als auf dem Landtag von 1746 die Klauensteuer in Vorschlag kam, wonach von jedem Stück Vieh in Sachsen eine Abgabe entrichtet werden sollte, brachte der Minister Graf Heinecke vor den versammelten Ständen den diesbezüglichen Antrag ein. Niemand unterstand sich, etwas dagegen einzuwenden; alle schwiegen. Nur ein Herr Trützschler stand auf und sagte: „Da ich nicht höre, daß meine Herren Mitstände hierauf antworten, sondern die Sache stillschweigend bewilligen, so mögen sie, wenn sie viel haben, immerhin viel geben; ich und der vogtländische Kreis geben es nicht, denn wir haben es nicht."

Graf Heinecke, ungewohnt, Widersprüche zu hören, drehte sich um und sagte zu ihm: „Höre Er doch, wer hat denn Ihn zum Sprecher im Parlament gemacht?"

Trützschler erwiderte sogleich: „Excellenz, ich heiße nicht Er, denn ich bin einer des guten alten Trützschlerschen Geschlechts im Vogtlande, und man hat mich schon lange Sie geheißen, da man Euer Excellenz als Bedienten noch Du hieß."

Hierauf setzte er sich ruhig wieder auf seinen Platz. Heinecke aber kehrte sich um und ging weg. Der Klauensteuervortrag war auf einmal vergessen, und die Sache wurde nie wieder in Anregung gebracht. W. H.

Ein merkwürdiges Schicksal. — Vor vielen Jahren sandte die Hausfrau einer auf dem Lande ansässigen, althessischen Adels-

familie einen ihr als zuverlässig bekannten jungen Mann aus ihrer Dienerschaft zu der etwa zwei Stunden entfernten Kreishauptstadt, um einen dortigen Juwelier mit der Ausbesserung eines kunstreich verschlungenen, altertümlichen Ringes, welcher durch Zufall beschädigt worden war, zu betrauen. Der eifrige Bediente schlug dabei den kürzesten Weg ein, welcher über die hölzerne Brücke eines kleinen Flüßchens führte. Auf dieser angelangt, lehnte er sich an das Geländer, um das ihm anvertraute Kleinod näher in Augenschein zu nehmen. Unglücklicherweise glitt ihm dabei der Ring aus der Hand und fiel ins Wasser. Obgleich der hierüber aufs äußerste erschrockene Diener sogleich mit vollem Eifer nach dem Verlorenen suchte, und auch deutlich wahrgenommen zu haben glaubte, daß der Ring in der Höhlung eines unter dem Wasserspiegel sichtbaren Baumstumpfes verschwunden sei, so war doch trotz aller Mühe das Kleinod nicht aufzufinden. In seiner Verzweiflung hierüber und aus Besorgnis, von seiner Dienstherrschaft und von seinen eigenen Angehörigen, einer im nächsten Dorfe wohnhaften, geachteten Handwerkerfamilie, des Diebstahls beschuldigt oder auch nur für verdächtig gehalten zu werden, faßte er den Entschluß, so wie er ging und stand nach Amerika auszuwandern, um sich dort eine Existenz zu gründen, da ihm die Heimat nach seiner Meinung nun doch eine solche nicht mehr zu bieten vermochte. Unter bitteren Entbehrungen schlug er sich bis nach Hamburg durch, wo es ihm gelang, auf einem gerade nach New York abgehenden Dampfschiffe als gewöhnlicher Kohlenarbeiter gegen die Gewährung freier Ueberfahrt Unterkunft zu finden. Das Glück war ihm in der Neuen Welt trotz zahlreicher auf einem sehr rauhen Pfade erduldeter Entbehrungen und Demütigungen günstig, und nach fünfundzwanzigjähriger Abwesenheit von der Heimat konnte er als ein reicher Mann zurückkehren. Um sich nun vor seiner früheren Dienstherrschaft und seinen Landsleuten zu rechtfertigen, kaufte er, nachdem er sich vergewissert hatte, daß jene noch auf ihrem Landgute lebe, einen kostbaren Diamantring und begab sich alsbald auf den Weg, den Ring zu überbringen. Unterwegs traf er zufällig mit einem Herrn zusammen, welcher im Begriffe stand, der adeligen Familie einen Besuch abzustatten. Er machte den

Fremden mit seinem Schicksale und dem Grunde bekannt, aus welchem er vor langen Jahren die Heimat verlassen hatte.

Gerade, als er hiervon sprach, kamen sie an die verhängnisvolle hölzerne Brücke. „Hier, gerade hier war es, wo ich den Ring fallen ließ, und da ist ja wahrhaftig auch noch der alte Baumstumpf, in dessen Höhlung er hineinfiel!" Und indem der Heimgekehrte voll Erstaunen dieses sagte, stieß er, nur in der Absicht, seinem Begleiter die Stelle zu zeigen, an welcher der Baumstumpf stand, mit seinem Regenschirm in denselben. Wer aber beschreibt die Ueberraschung beider, als er diesen wieder herauszog, und der damals verlorene Ring an der Spitze desselben saß! — Nun war der Heimgekehrte glänzend jedem möglichen Verdachte einer Veruntreuung gegenüber gerechtfertigt, und mit großer Freude empfing ihn mit dem wiedergefundenen Ringe die inzwischen zur Matrone gealterte Freifrau, welche sich die Geschichte des noch so glücklich geendigten Unglücksfalles wiederholt erzählen ließ. R. v. B.

Der Kampf um den Schnurrbart. — Es ist noch nicht gar so lange her, daß über die Berechtigung des Tragens von Bärten für die Angehörigen mancher Stände erbitterte Kämpfe geführt wurden, und in der vormärzlichen Presse wurde diese vielumstrittene Frage mitunter mit einer unserem heutigen Empfinden schwer verständlichen Heftigkeit behandelt. Besonders verpönt war natürlich der Bart bei den Lehrern und Geistlichen, und erst das Jahr 1848 hat auch mit diesen Vorurteilen aufzuräumen begonnen.

Zu Anfang der zwanziger Jahre, als gerade auch in Deutschland über diese Frage besonders häufig debattiert wurde, ist in einer französischen Stadt der gleiche Streit zwischen dem Gerichtshofe und den Advokaten ausgefochten worden. In Clermont hatten drei Advokaten seit längerer Zeit schon mit einem Schnurrbart vor Gericht plädiert, als es dem Präsidenten des Gerichtshofes auf einmal einfiel, der Bart schicke sich nicht für Rechtsanwälte. Er ließ denselben deshalb mitteilen, sie möchten den Bart abnehmen und künftig zu den Verhandlungen glattrasiert erscheinen. Indessen die Advokaten ignorierten einfach diese Verfügung des Präsidenten und erschienen vor wie nach mit

dem Schnurrbart vor Gericht. Der Präsident sprach nunmehr einen scharfen Tadel gegen die widerspenstigen Anwälte aus und verhängte über dieselben zunächst eine empfindliche Geldstrafe. Die Advokaten beriefen nun eine allgemeine Versammlung, um zu beratschlagen, ob der Präsident gesetzlich zu seinem Vorgehen berechtigt sei, und holten überdies Gutachten mehrerer auswärtiger berühmter Juristen ein. Diese Gutachten sprachen sich nun zwar dahin aus, daß in der That eine alte Verordnung dem Gericht das Recht gebe, das Opfer des Bartes von den Advokaten zu verlangen; allein daß zugleich nach der nämlichen Verordnung die Richter in Perücken zu erscheinen hätten. Nun waren die Advokaten gerettet, denn die Herren Richter erschraken nicht wenig über diese ausgegrabene Verordnung, und nach einem stillschweigenden Uebereinkommen erschienen die Anwälte künftig unbehelligt mit ihren Bärten vor Gericht. C. T.

Die Morphiumsucht in Hongkong. — Die bisher im Orient unbekannte Morphiumsucht richtet seit kurzem ungeheure Verheerungen in Hongkong an und droht, sich auch in den französischen Kolonien auszubreiten. Der Ursprung dieser Krankheit neuen Datums ist absonderlich. Vor etwa zwei Jahren begab sich ein alter Opiumraucher auf Besuch nach Kanton und konsultierte einen Arzt, um von dieser Leidenschaft, deren Sklave er geworden war, geheilt zu werden. Doktor Reßler — so hieß der Arzt — unterzog nun den Opiumraucher täglichen Einspritzungen von Morphin. Unter dem Einfluß dieser Behandlung schwand der mächtige Zauber, den das Opium bisher auf sein Nervensystem ausgeübt hatte, und der Patient vergaß sogar seine Pfeife, umfangen, wie er war, von einem noch mächtigeren, aber auch um so gefährlicheren Bann. Sehr stolz auf seine Kur ging unterdessen Reßler daran, dieselbe zum Gegenstand einer geschäftsmäßigen Verwertung zu machen. Er ließ sich in Hongkong nieder und garantierte die Heilung der verzweifeltsten Fälle von Opiumvergiftung. Kranke fanden sich in Menge ein, um so mehr, als die Kur eine radikale und billige war; aber bald fehlte es auch an zahlreichen Konkurrenten nicht, und gegenwärtig besuchen mehr als tausend Personen die von beiläufig zwanzig Unternehmern zu Hongkong gegründeten Anstalten für



Morphineinspritzungen. Das durch Morphin erzeugte Delirium ist hochgradiger und angenehmer, und dabei ökonomischer, als die durch Opium hervorgerufene Trunkenheit. Eine Einspritzung kostet nur einen Cent amerikanischer Währung, während ein Opiumraucher mindestens fünfmal so viel ausgiebt, um seinem Laster zu frönen. Daß aber die Folgen dieses erhöhten Vergnügens weit verheerender sind, wurde bereits erwähnt. Durch diesen Austausch einer Unsitte gegen eine andere, noch größere, verliert der Opiumpächter in Hongkong mehr als 400 Piaster monatlich; es besteht bis jetzt aber noch keine, den Verkauf von Giften regelnde Verordnung, und daher kann die Polizei sich begreiflicherweise nicht ins Mittel schlagen. Wohl ist die Regierung, sagt man, im Begriff, diese Einspritzungen zu verbieten, und um dieser Maßregel zu entgehen, ändern die ausübenden Organe ihre Kur dahin ab, daß sie Morphin, gemischt als Getränk, verabreichen. Das Uebel hat sich mit erschreckender Schnelligkeit verbreitet, verliert aber durch diese Veränderung der Form nichts von seiner Verderblichkeit. V. Fr.

Ein Koloß unter den Büchern. — Wenige Städte sind reicher oder auch nur ebenso reich an wertvollen Bibliotheken als Wien. Auch besitzt diese Stadt ein Unikum höchst eigentümlicher Art, einen Riesen aus der Bücherwelt, vielleicht das größte Buch, welches überhaupt existiert oder jemals existiert hat.

Beim Eingange des Chores hinter dem Hochaltar der Dominikanerkirche befindet sich an der Wand befestigt ein alter Schrank, dem der Besucher kaum Beachtung schenken dürfte, wenn er nicht besonders darauf aufmerksam gemacht wird. So unscheinbar das Ding auch aussieht, so merkwürdig ist es, denn es hat nur das Ansehen eines Schrankes, in Wirklichkeit ist es jedoch ein Buch, jener Koloß unter den Büchern, in welchem jedes einzelne Blatt eine Höhe von vier und eine Breite von drei Fuß hat. Die Blätter bestehen aus dünnen, eingerahmten Holztafeln, welche auf beiden Seiten mit festem Pergament überzogen und am Buchrücken in eigentümlich konstruierten Angeln befestigt sind, so daß sie sich beim Umblättern wie sich öffnende oder schließende Thüren bewegen.

Wie die äußere Form also ganz ungewöhnlich seltsam, so ist

auch der Inhalt dieses Buches in historischer Beziehung höchst wertvoll; es enthält nämlich die Totenliste, ein Verzeichnis der verstorbenen Patres und Fratres des Dominikanerkonvents, ist im Jahre 1410 begonnen und mit der Pünktlichkeit fortgeführt worden, welche fast alle Urkunden, die uns aus Klöstern erhalten sind, auszeichnen. Die Eintragungen, die in lateinischer Sprache geschehen sind, geben nicht nur den Todestag des Verstorbenen an, sondern auch einzelne mehr oder minder ausführliche biographische Notizen, und sie verleihen hierdurch dem Buche einen geschichtlichen Wert, denn man findet darin manchen Namen, der in der Wissenschaft der letzten vier Jahrhunderte einen hohen Rang einnimmt.

Auf dem ersten Blatte befindet sich als Devise der Spruch des heiligen Augustinus: „Der Tod derjenigen erscheint glückselig, deren Leben lobenswert gewesen!“ Und nun folgen die Hunderte von Namen aller der Männer, die in den Mauern des Wiener Dominikanerklosters ihr Leben beschlossen, die hier gelebt und gewirkt haben und von denen mehr als fünfhundert in den Klostergrüften beigesetzt sind. Gleich einer der ersten in der Totenliste ist Franziskus de Retza, der im Jahre 1388 von der theologischen Fakultät der Wiener Universität die Doktorwürde erhielt, eine Auszeichnung, die vor ihm keinem seiner Ordensbrüder zu teil geworden. Dann sein Schüler Johannes Nider, dessen Name besonders in der Litteratur des ausgehenden Mittelalters glänzt und der 1438 als Dekan an der Hochschule starb. Weiter einfache Mönche, Doktoren, Professoren, auch solche, welche die schönen Künste oder das Studium der Heilkunde in der klösterlichen Abgeschiedenheit zu ihrer Beschäftigung gemacht, alle in bunter Reihe, wie sie der Tod einander hat folgen lassen. Und wenn der Fremde, der die Dominikanerkirche besichtigt, bis zu Ende geblättert hat, dann schließt er das Riesenbuch und steigt hinunter zu den Grüften, über deren Eingang in lateinischer Sprache geschrieben steht: „Begräbnisse der Predigerbrüder.“ Da liegen sie in langen Reihen in Hunderten von Särgen, und draußen an den Mauern des stillen Klosters, der einfachen Klosterkirche, da wogt das frische Leben der Weltstadt, und in den Frieden dieser stillen Hallen hinein tönen die Klänge der vor-



überziehenden Militärmusik, schallt das Treiben der Tausende von Menschen, die jeder Tag hier vorüberführt und die kaum noch einen Blick hinaufwerfen zu den öde und leer erscheinenden Gebäuden der Dominikaner. Das alte Totenbuch aber hat noch viel freien Raum und die Klöster existieren noch immer; im Wiener Konvent des Predigerordens leben noch mehr als hundert Patres und Fratres. C. T.

Zur Geschichte des Diamanten. — Ende des 17. Jahrhunderts beauftragte der Großherzog von Toskana, Cosmus III., seinen Hofalchimisten, er solle ihm aus mehreren kleinen Diamanten durch Zusammenschmelzen einen einzigen großen Diamanten herstellen. Man rechnete damals den glänzenden Edelstein zu den Quarzen und hielt ihn für den reinsten unter den Kieseln und gleich diesen für schmelzbar. Der Goldmacher begab sich mit Zuversicht an die Arbeit. Er erhitzte die ihm übergebenen Diamanten über einem starken Feuer, aber während der Arbeit waren sie aus dem offenen Tiegel verschwunden. Cosmus ließ den Alchimisten, trotz dessen Beteuerungen seiner Unschuld, wegen Betrugs und Hexerei aufhängen.

Auf diese Veranlassung hin untersuchte die Akademie zu Florenz das Verhalten des Diamants in großer Hitze und fand, daß er sich, wie in dieser, so auch im Brennpunkt eines großen Brennspiegels, nach und nach verzehre oder verflüchtige. Lavoisier bewies endlich, daß beim Verbrennen des Diamants im Sauerstoffgase dieses in Kohlensäure verwandelt werde, daß mithin der Diamant nichts anderes als reiner Kohlenstoff sei. C. T.

Ein Meisterschuß. — Kaiser Maximilian I. stand im Jahre 1492 auf der Raxalpe, und sah auf der höchsten der schroffen Felsenwände, die sich nahe der „Preinerschütt" (Schutthalde) gigantisch auftürmen, einen feisten Gemsbock stehen, der im Gefühl seiner Sicherheit unbeweglich auf den Kaiser und sein Jagdgefolge hinabschaute. Maximilian rief seinen „Feuerrohrschützen", Purgkhart mit Namen, herbei und erteilte ihm die Weisung, das Tier herabzuschießen. Allein der Schütze versicherte, daß sein Geschoß unmöglich so weit trage. „Seht auf," rief Kaiser Max, indem er selbst seinen „Stachlingpogen" (Armbrust) zum Schuß anlegte, „ich hole ihn herunter, so wahr ich Kaiser bin!" Der Pfeil

schnellte ab, und der Gemsbock fiel durchs Herz getroffen von der Felswand herab. Noch heute heißt in Erinnerung an diesen Meisterschuß der 180 Meter hohe Felsen die „Königsschußwand". J. W.

Abgeführt. — Der berühmte englische Schriftsteller und Politiker Thomas Paine befand sich einst in London in zahlreicher Gesellschaft, in welcher auch der unter dem Namen Peter Pindar bekannte Satirendichter zugegen war.

Das Gespräch fiel auf Politik; Paine behauptete, in allen gesetzgebenden Versammlungen sei es in Wirklichkeit die Minorität, welche die richtigen Ansichten vertrete.

Peter Pindar lächelte zu diesem paradoxen Satze.

„Sie müssen mir doch zugeben," sagte Paine, „daß die aufgeklärten Menschen sich zu den unwissenden verhalten wie zwanzig, höchstens dreißig zu hundert! Es ist also zu wetten, daß in einer zahlreichen Versammlung der Irrtum immer auf seiten der Mehrzahl sein wird."

„Was Sie da sagen," entgegnete Pindar, „hat zwar viel für sich, aber ich finde mich dadurch nicht überzeugt. Ich berufe mich daher auf die Entscheidung der Anwesenden."

„Ich nehme Sie beim Worte." Dann rief Paine aus: „Ich ersuche diejenigen, die meiner Meinung beipflichten, aufzustehen."

Er erhob sich sogleich von seinem Sessel, um ein Beispiel zu geben, und alle anderen erhoben sich ebenfalls, nur Pindar blieb ruhig sitzen.

„Ich erkläre mich, wie Sie sehen," sagte er, „für die entgegengesetzte Meinung, und da es augenscheinlich ist, daß ich die Minorität ausmache, so habe ich, nach Herrn Paines Grundsätzen, unwidersprechlich recht."

Zu Paines großem Verdruß brach die Gesellschaft in ein lautes, beistimmendes Gelächter aus. W. H.

Hören auf weite Entfernungen. — Die Entfernung, auf welche man den Ton der menschlichen Stimme noch vernehmen kann, ist von den verschiedensten Umständen abhängig. So kann man über dem Wasser viel weiter als auf dem Lande, in der Kälte weiter als in der Wärme, von unten nach oben viel weiter als umgekehrt hören. Hulton in England konnte die Stimme

eines Vorlesenden auf dem Wasser noch einmal so weit vernehmen als am Lande. In der Polargegend hörte der englische Reisende Parry eine gewöhnliche Unterhaltung oft auf anderthalb, einer seiner Begleiter sogar sehr gut auf zwei Kilometer Entfernung. Das war bei 28 Grad unter Null, aber dazu bedarf es nicht einmal dieser Kälte. Nicholson erzählt, daß man nachts auf der Westminsterbrücke zu London die Stimmen der Arbeiter des vier bis fünf Kilometer entfernten Battersea vernimmt. Das Rufen der Schildwache von Portsmouth an der englischen Südküste soll nachts bei Rida auf der Insel Wight, etwa sieben Kilometer weit, deutlich hörbar sein. Das Lachen der Matrosen eines Kriegsschiffes bei Spithead wurde ebenfalls eine Wegstunde weit bis Portsmouth gehört.

Erstaunlicher klingt schon, was von Derham und Young betreffs Gibraltars behauptet wird, wo die menschliche Stimme bei klarer Luft und Windstille sechzehn Kilometer weit über das Wasser dringen soll. Indessen ist das sehr wohl glaublich, denn in passend geformten Schluchten steigt die Schallwirkung noch höher. Im Grand Kañon von Colorado können sich zwei Personen auf neunundzwanzig Kilometer Entfernung zurufen, also beinahe vier deutsche Meilen weit. Die Verhältnisse der Schallfortpflanzung sind fast unberechenbar, denn während zum Beispiel im allgemeinen dichte Luft die Hörbarkeit entschieden vergrößert, ist das Umgekehrte doch ebensogut beobachtet worden. Bravais und Mortins hörten eine auf dem Resonanzboden befestigte Stimmgabel 379 Meter weit in der Ebene, 550 Meter dagegen auf der Höhe des Faulhorns, wo die Luft nur noch reichlich halb so dicht ist. B.

Ausgedeutete Prophezeiung. — Der Methodistenprediger Sherman hielt am 6. Juni 1854 in Milwaukee eine große Rede, in welcher er für den ersten August desselben Jahres den Untergang der Welt ankündigte und zur Buße aufforderte. Da nun bei den Methodisten jeder predigen darf, der „vom Geiste ergriffen" ist, bestieg nach Sherman ein junger Mann in der Kleidung eines Farmers die Tribüne und ließ sich also vernehmen: „Meine Freunde! Ob die Welt am ersten August untergehen wird, weiß ich nicht, aber da Reverend Sherman es be-

hauptet und er es wohl wissen muß, bin ich nicht abgeneigt, daran zu glauben, vorausgesetzt, daß der ehrwürdige Mister Sherman es selbst ernstlich glaubt."

Hierauf entstand lauter Lärm, den der junge Redner aber mit kräftiger Stimme überschrie: „Wenn Mr. Sherman an den Weltuntergang selbst glaubt, so will ich ihm Gelegenheit geben, dies auf einfache Weise zu erhärten. Meine lieben Freunde! Ich bin ein armer Farmer, Namens John Wilkie, jedoch nicht so arm, um nicht mich und eine Frau ernähren zu können. Die, welche ich gern zur Frau haben möchte und deren Neigung ich auch versichert bin, heißt Jessie Sherman und ist die Tochter unseres würdigen Geistlichen, der die Heirat nicht zulassen will, weil ich ihm nicht reich genug bin. Nun wohl, wenn die Welt am ersten August untergeht, wird er jetzt ohne Zögern schriftlich seine Einwilligung zu der Heirat, welche am zweiten August stattfinden soll, geben."

Jetzt jubelte die Menge dem Redner zu, und von ihr gedrängt gab Mr. Sherman die gewünschte schriftliche Erklärung. Da nun am ersten August die Welt nicht unterging, durfte John Wilkie am zweiten desselben Monats seine Jessie heimführen. M. H—d.

Schmeichelhaft. — Die Anhänglichkeit des Admirals Nelson an seine Freunde war ebenso groß wie sein Mut. Als er nach dem ruhmvollen Siege bei Abukir in London von König Georg III. empfangen wurde, sagte ihm der Monarch vieles Verbindliche über seine Thaten und drückte ihm zugleich wegen des Verlustes seines rechten Armes sein Beileid aus. Nelson wandte sich hierauf zu dem Kapitän Berry, der schon seit langen Jahren sein treuer Begleiter in allen Feldzügen war, und stellte ihn dem König mit den Worten vor: „Ich versichere Sie, Sire, mein Verlust ist nicht so groß, als Sie glauben, denn hier steht meine rechte Hand." L—n.



